VOLKSKALENDER:

1843





<36621030860010

Dem

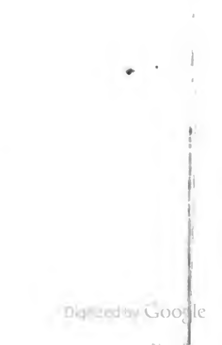
Deutschen Volke gewidmet.

Volkskalender.

1843.









Volks-Kalender 1843.

DER BRAUTKRANZ.



Volks Kalender 18[illegible] — Nach Begas v. M. V[illegible]

DAS MÄDCHEN IM WALDE.



Volks-Kalender

für

1843.

Mit Stahlstichen und Holzschnitten.

Herausgegeben

von

Karl Steffens.



Verlegt von M. Simion.

Kalender-Druck von Benjamin Krebs
in Frankfurt am Main.







Verzeichniß der Stahlstiche.

Inhalts-Verzeichniß.

Seite

1 8 4 3.

Erklärung der Kalenderzeichen.

Die 12 himmlischen Zeichen.

♈ Widder.	♋ Krebs.	♎ Wage.	♑ Steinbock.
♉ Stier.	♌ Löwe.	♏ Skorpion.	♒ Wassermann.
♊ Zwillinge.	♍ Jungfrau.	♐ Schütze.	♓ Fische.

Die Mondviertel.

🌑 Der neue Mond.	🌕 Der volle Mond.
☽ Das erste Viertel.	☾ Das letzte Viertel.

Sonne und Planeten.

☉ Sonne.	☿ Merkur.	♂ Mars.	♄ Saturn.
☾ Mond.	♀ Venus.	♃ Jupiter.	♅ Uranus.

Noch andere Zeichen und Abkürzungen.

☍ Gegenschein.	rechtl., Planet rechtläufig.	V. Vormittag.
☌ Zusammenkunft.	rückg., Planet rückgängig.	N. Nachmittag.
☾ in Erdf. Mond in seiner Erdferne.		A. Aufgang.
☾ in Erdn. Mond in seiner Erdnähe.		U. Untergang.

☊ aufsteigender, ☋ niedersteigender Knoten des ☾.

Dieses Jahr ist seit Christi Geburt das 1843ste.

Seit Erschaffung der Welt nach Calvisius	das	5792ste.
Seit Christi Tode	—	1810 —
Seit Zerstörung Jerusalems	—	1770 —
Seit Einführung des julianischen Kalenders	—	1888 —
Seit Einführung des gregorianischen Kalenders . .	—	262 —
Seit Einführung des verbesserten Kalenders	—	144 —
Seit Erfindung des Geschützes und Pulvers	—	463 —
Seit Erfindung der Buchdruckerkunst	—	403 —
Seit Entdeckung der neuen Welt	—	352 —
Seit Erfindung der Ferngläser	—	234 —
Seit Erfindung der Pendeluhren	—	186 —
Seit Erhebung des Königreichs Preußen	—	143 —
Seit Einführung der Schutzblattern	—	48 —

Anmerkung. Die streng gefeierten Feste der Juden sind in der Columne der Mondviertel zu finden. — Die aufgehobenen Festtage der Katholiken sind mit einem * bezeichnet. — Das Zeichen † bedeutet einen gebotenen Fasttag.

Bei den astronomischen Angaben ist die mittlere Zeit von Cöln zu Grunde gelegt.

JANUAR.

Verbesserter Januar.		Himmelserscheinungen.	Alter Dezember.
1 Neujahr	♑	Immanuel. ♀ geht geg.	20 4. Advent
2 Abel, S.	♒	halb 7 U. Morg. auf u.	21 Th. Ap.
3 Enoch, D.	♒	☌♄☿. zeigt sich 5 Vier-	22 Beata
4 Methusal.	♒	telstunden. ♃ und ☿	23 Ignaz
5 Simeon	♓	♃ in ♒. sind unsichtb.	24 Adam, E.
6 H. 3 Kön.	♓	♄ steht bei der Sonne u.	25 H. Christ.
7 Melchior	♈	☾ Erdf. ♀ rechtl. ☌☉♄.	26 Stephan
8 1. n. Ep.	♈	☾ 9,2. N. Balth. ist	27 n. Christ.
9 Kaspar	♈	nicht sichtb. ♂ geht	28 Unsch. K.
10 Paul Eins.	♉	bald nach 2 U. Morg.	29 Jonathan
11 Erhard	♉	auf. ♅ ist fast 4 Stun-	30 David
12 Reinhold	♊	☿ in ♒. ☌♃☿. den am	31 Sylvester
13 Hilarius	♊	Westhimml. sichtb. u.	1 Jan. 1843
14 Felix	♊	geht um 10 U. Abends	2 Abel, S.
15 2. n. Ep.	♋	Habacuc. ☾ in ☋. unt.	3 n. Neujahr
16 Marcellus	♋	○ 9.18, V. ♂ geht um	4 Methusal.
17 Anton	♌	2 U. Morg. auf u.	5 Simeon
18 Prisca	♌	☾ Erdn. ist vier und	6 H. 3 Kön.
19 Ferdinand	♍	1 halbe St. sichtbar.	7 Melchior
20 Fab. Seb.	♍	☉ in ♒. ♀ erscheint in	8 Balthasar
21 Agnes	♎	der Abenddämmerung.	9 Kaspar
22 3. n. Ep.	♎	Vincenz. ♀ glänzt dritt-	10 1. n. Ep.
23 Emerentia	♏	☽ 1.52, V. halb Std.	11 Erhard
24 Timoth.	♏	lebh. als Morgen-	12 Reinhold
25 Pauli B.	♐	☌☉♃. stern. ☿ ist 1	13 Hilarius
26 Polykarp	♐	halbe St. in d. westl.	14 Felix
27 J. Chrys.	♑	Dämmer. sichtb. und	15 Habacuc
28 Karl	♑	☾ in ♌. geht 1 Viertel	16 Marcellus
29 4. n. Ep.	♑	Samuel. auf 7 U. Abds	17 2. n. Ep.
30 Adelgunde	♒	● 12.52, N. ☿ größte	18 Prisca
31 Valer	♒	östl. Ausw. unter.	19 Ferdinand

Mondwechsel.

Sonntag den 8. Januar, bald nach 9 Uhr Abends das erste Viertel.

Montag den 16. Jan. nach 1 Viertel auf 10 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 23. Januar gegen 2 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Montag den 30. Januar gegen 1 Uhr Nachmittags der neue Mond.

1. Schebat (5. Monat der Juden) am 2. Jan.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	4 47	1
	6 2	2
	7 14	3
	8 26	4
	9 34	5
Bei	10 42	6
	11 49	7
Tage	Morg.	8
	12 58	9
	2 8	10
	3 19	11
	4 30	12
	5 36	13
	6 33	14
	7 19	15
Abends		16
6 13		17
7 41		18
9 6		19
10 31	Bei	20
11 56		21
Morg.		22
1 19	Tage	23
2 41		24
3 57		25
5 4		26
5 57		27
6 38		28
7 8		29
	Abends	30
	6 9	31

Witterungs-Kalender
und
Anekdoten.

Januar.

In diesem Monat, wenn Gott es will,
Steht alles Wasser vor Kälte still —
Doch wird das Wetter nachher gelind
Und giebt viel Regen und starken Wind.

«Euer Gnaden,» wurde ein norddeutscher Gelehrter von einem Aufwärter in Wien angeredet. Bescheiden erwiederte dieser, daß er nicht adelig und auch kein gnädiger Herr sey. «Machen sich Euer Gnaden nichts daraus,» antwortete der Aufwärter, «wir heißen hier jeden Lump Euer Gnaden.»

Zu einem Kranken, der sich immer durch medizinische Bücher selbst zu heilen suchte, sagte der berühmte Hufeland: «Nehmen Sie sich in Acht, Sie sterben bestimmt einmal an einem Druckfehler!»

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	7 St. 47 M.	8 Uhr 10 M.	3 Uhr 57 M.	16 St. 13 M.
11	8 4	8 6	4 10	15 56
21	8 29	7 57	4 26	15 31

FEBRUAR.

	Verbesserter Februar.		Himmelserscheinungen.	Alter Januar.
M.	1 Brigitte	♓	♀ in ♓. ☿ zeigt sich fast	20 Fab. Seb.
D.	2 Mar. Lm.*	♓	♀ in ♑. 3 Viertelst. in	21 Agnes
F.	3 Blasius	♓	der Abddämmer. und	22 Vincenz
S.	4 Veronica	♈	☾ Erdf. geht um halb	23 Emerentia
S.	5 3. n. Ep.	♈	Agatha. ☿ rückl. 7 Uhr	24 3 n. Ep.
M.	6 Dorothea	♉	unter. ♂ geht 3 Viertel	25 Pauli B.
D.	7 Richard	♉	☽ 5.23′N. ♀ gr. Glanz	26 Polykarp
M.	8 Salomon	♉	auf 2 U. Mrg. auf	27 J. Chryf.
D.	9 Apollonia	♊	und culminirt nach 6	28 Karl
F.	10 Renata	♊	Uhr. ☿ verschw. am	29 Samuel
S.	11 Euphrof.	♋	☾ in ☋. Westh. ♄ er-	30 Adelgunde
S.	12 Septuag.	♋	Severin. scheint in d.	31 4. n. Ep.
M.	13 Benigna	♌	Morgend. ♀ glänzt 2	1 Febr. Br.
D.	14 Valentin	♌	🌕 9.0′N. Unt. ☌ ☉ ☿	2 Mar. R. L.
M.	15 Formofus	♍	Stunden lebh. als	3 Blafius
D.	16 Juliane	♍	☾ Erdn. Morgenstern.	4 Veronica
F.	17 Constant.	♎	♃ u. ☿ sind nicht sichtb.	5 Agatha
S.	18 Concordia	♎	♃ verl. sich in d. Abnd-	6 Dorothea
S.	19 Sexages.	♏	Suf. ☉ in ♓. dämmer.	7 Septuag.
M.	20 Eucharius	♏	♂ geht um halb 2 Uhr	8 Salomon
D.	21 Eleonore	♐	☾ 11.36′V. ♂ in ♐.	9 Apollonia
M.	22 P. Stuhlf.	♐	Morgens auf und	10 Renata
D.	23 Reinhard	♐	erreicht 3 Viertel auf	11 Euphrof.
F.	24 Mtth. Ap.*	♑	☾ in ☊. 6 Uhr d. Me-	12 Severin
S.	25 Victor	♑	ridian. ♀ geht 3 Vrtel	13 Benigna
S.	26 Estomihi	♒	Nestor. ☿ rechtl. auf	14 Sexages.
M.	27 Hektor	♒	5 Uhr Morgens auf.	15 Formofus
D.	28 Fastnacht	♓	☌ ♄ ♀. ♀ gr. westl. Abw.	16 Juliane

Mondwechsel.

Dienstag den 7. Februar gegen halb 6 Uhr Abends das erste Viertel.

Dienstag den 14. Februar um 9 Uhr Abends der volle Mond.

Dienstag den 21. Februar nach halb 12 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

1. Adar (6. Monat der Juden) am 1. Febr.

Februar.
Der Monat wechselt oft die Kleider,
Doch sind sie immer häßlich leider.
Auf Euren Heerd macht recht viel Feuer
Und hütet Euch vor Regenschäuer.

Eine ehrliche Bäuerin in Schlesien überreichte einmal dem König Friedrich bei seiner Reise nach Breslau einiges Obst. Es konnte seyn, daß der König dies Obst gnädig aufgenommen hatte, oder war die Gutherzigkeit der Frau Schuld daran; kurz sie nahm sich nach einiger Zeit die Freiheit, dem Könige einen ganzen Korb mit Obst nebst folgendem Brief zu übersenden:

Lieber, gnädiger Herr König!

Da es nicht besser gewachsen ist (nämlich das Obst) so müssen Sie's so annehmen, so gut wir's haben. Ich und mein Mann haben das Beste ausgesucht, so gut in Herel und Heu eingepackt, als es sich hat thun lassen. Verzehren Sie es mit guter Gesundheit, Gott schenke Ihnen langes Leben, daß Sie noch manches Jahr bei uns einsprechen können, das Beste werden wir immer für Sie aufheben.

Ich und mein Mann bitten Sie doch gar sehr um Ihre Gnade, zumal da unser armes Gütel (kleines Gut) so sehr in Verfall

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	7 19	1
	8 27	2
	9 35	3
	10 43	4
	11 51	5
	Morg.	6
	1 0	7
	2 10	8
	3 17	9
	4 18	10
	5 8	11
	5 48	12
	6 20	13
Abends		14
6 37		15
8 6		16
9 34		17
11 1		18
Morg.		19
12 25		20
1 46		21
2 57		22
3 54		23
4 38		24
5 11		25
5 35		26
5 56		27
6 13		28

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 2 M.	7 Uhr 43 M.	4 Uhr 45 M.	14 St. 58 M.
11	9 38	7 26	5 4	14 22
21	10 15	7 7	5 22	13 45

MÄRZ.

	Verbesserter **März.**		Himmelserscheinungen.	Alter **Februar.**
M.	1 Ascherm.	♓	🌑 6. 54′ V. Albin. ♄	17 Constantia
D.	2 Luise	♓	geht um 5 U. Mrg.	18 Concordia
F.	3 Kunigunde	♈	☽ Erdf. auf u. zeigt sich	19 Susanna
S.	4 Adrian	♈	1 halbe St. in d. Däm-	20 Eucharius
S.	5 **1. Invoc.**	♉	Friedrich. merung. ♂	21 **Estomihi**
M.	6 Eberhard	♉	steht gegen halb 6 Uhr	22 P. Stuhlf.
D.	7 Felicitas	♉	♀ in ♒. Morg. in Süd.	23 Fastnacht
M.	8 Quat. †	♊	Philemon. u. zeigt sich	24 Ascherm.
D.	9 Prudent.	♊	☽ 10. 39′ V. über 4	25 Victor
F.	10 Henriette †	♋	Stunden. ♀ glänzt	26 Nestor
S.	11 Rosine †	♋	☾ in ☋. 5 Viertelst. als	27 Hektor
S.	12 **2. Remin.**	♋	Gregor. Morgenst. ♄	28 **1. Invoc.**
M.	13 Ernst	♌	☿ größte westl. Ausw.	1 März. Alb.
D.	14 Zacharias	♌	geht 1 Viertel auf 5 U.	2 Luise
M.	15 Isabella	♍	Morg. auf und zeigt	3 Quat.
D.	16 Cyriakus	♍	🌕 6. 49′ V. ☾ Erdn.	4 Adrian
F.	17 Gertrud	♎	sich beinahe 1 St.	5 Friedrich
S.	18 Alexander	♎	♅ u. ☿ sind in diesem	6 Eberhard
S.	19 **3. Oculi**	♏	Joseph. ☌ ☉ ♅. Monat	7 **2. Remin.**
M.	20 Rupertus	♏	nicht sichtb. ♃ wird in	8 Philemon
D.	21 Benedict	♐	☉ in ♈. Frühl. Anf. T.	9 Prudent.
M.	22 Mittfast.	♐	☾ 11. 24′ N. Kasimir.	10 Henriette
D.	23 Eberhard	♑	u. N. gl. ☾ i. ☊ ☌ ♃ ♀	11 Rosine
F.	24 Gabriel	♑	der Morgendämmer.	12 Gregor
S.	25 M. Verk	♒	sichtbar. ♂ steht nach	13 Ernst
S.	26 **4. Lätare**	♒	Emanuel. halb 5 Uhr	14 **3. Oculi**
M.	27 Hubert	♒	Morg. im Mer. ♀ geht	15 Isabella
D.	28 Gideon	♓	um hlb 5 U. Morg. auf	16 Cyriakus
M.	29 Eustachius	♓	u. zeigt sich 5 Vrtlst. in	17 Gertrud
D.	30 Guido	♈	🌑 ☾ Erdf. d. Dämer.	18 Alexander
F.	31 Philippine	♈	12. 39, V. E. i. Par	19 Joseph

Mondwechsel.

Mittwoch den 1. März gegen 7 Uhr Morgens der neue Mond.

Donnerstag den 9. März gegen 3 Viertel auf 11 Uhr Vorm. das erste Viertel.

Donnerstag den 16. März nach 3 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Mittwoch den 22. März gegen halb 12 Uhr Abends das letzte Viertel.

Freitag den 31. März gegen 3 Viertel auf 1 Uhr Morgens der neue Mond.

1. Veadar (7. oder Schalt-Monat der Juden) am 3. März.
Das Purimfest der Juden am 16. März.

März.

Der März, der gleicht dem Februar
Wie'n Zwillingsbruder ganz und gar.
Erst ist er kalt, dann wieder warm, —
Dann Regen und Wind, daß sich Gott erbarm'!

fall ist, und schon 120 Thaler, 10 Böhmer und einen Dreier Schulden darauf haften, und hiermit empfehlen wir Sie dem allmächtigen Schutz Gottes und verbleiben bis ins Grab

Euer Königl. Majestät
ewig getreue und unterthänige Unterthanen
Ich und mein Mann N. N.

Der König beantwortete mit vieler Herablassung dies Schreiben also:

Gute Mutter!

Ich bedanke mich auch für Euer schönes Obst. Wenn Gott Leben und Gesundheit fristet, komm ich über's Jahr wieder; hebt mir nur was auf, daß ich was finde, wenn ich wieder einspreche.

Daß Ihr auf Eurem Gütel 120 Thaler 10 Böhmer und einen Dreier Schulden

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	1
	7 22	2
	8 30	3
	9 39	4
		—
	10 47	5
	11 56	6
	Morg.	7
	1 3	8
	2 4	9
	2 58	10
	3 41	11
		—
	4 15	12
	4 42	13
	5 6	14
	5 26	15
Abends		16
8 30		17
9 59		18
		—
11 25		19
Morg.		20
12 42		21
1 46		22
2 36		23
3 12		24
3 39		25
		—
4 1		26
4 20		27
4 34		28
4 49		29
5 3		30
	Abends	31

	Tageslänge.	⊙Aufgang.	⊙Untergang.	Nachtlänge.
Den 1	10 St. 48 M.	6 Uhr 49 M.	5 Uhr 37 M.	13 St. 12 M.
11	11 28	6 27	5 55	12 32
21	12 8	6 4	6 12	11 52

APRIL.

	Verbesserter April.		Himmelserscheinungen.	Alter März.
S.	1 Theodora	♈	♀ geht 1 Viertel auf 5	20 Rupertus
S.	2 5. Judica	♉	Theodosia. Uhr Mrg.	21 4. Lätare
M.	3 Christian	♉	auf u. ist 3 Viertelst.	22 Kasimir
D.	4 Ambrosius	♊	♀ in ♓. in der Dämme-	23 Eberhard
M.	5 Maximus	♊	rung sichtbar. ♄ geht 3	24 Gabriel
D.	6 Sixtus	♊	☌♀♅. Viertel auf 3 Uhr	25 M. Verk.
F.	7 Cölestin	♋	☽ 11. 56′ N. ♀ in ♈.	26 Emanuel
S.	8 Heilmann	♋	☾ in ♌. Mrg. auf.	27 Hubert
S.	9 6. Palms.	♌	Bogislaus. ♂ geht bald	28 5. Judica
M.	10 Ezechiel	♌	nach Mittern. auf u.	29 Eustachius
D.	11 Hermann	♍	gegen 4 U. Mrg. durch	30 Guido
M.	12 Julius	♍	den Merid. ♀ glänzt 1	31 Philippine
D.	13 Gründon.	♎	Justin. ☾ Erdn. halbe	1 April. Th.
F.	14 Charfreit.	♎	🌕 3. 20′ N. Tiburt.	2 Theodosia
S.	15 Obadias	♏	St. als Mrgenst.	3 Christian
S.	16 H. Osterf.	♏	Caris. ♄ geht 1 Viertel	4 6. Palms.
M.	17 Osterm.	♐	Rud. auf 3 U. Morg.	5 Maximus
D.	18 Florentin	♐	auf u. zeigt sich an-	6 Sixtus
M.	19 Werner	♑	☾ in ♌. derth. Std. 4	7 Cölestin
D.	20 Sulpitius	♑	☉ in ♉. ♅ in ♈. geht	8 Gründ.
F.	21 Adolph	♒	☾ 1. 15′ N. bald nach	9 Charfr.
S.	22 Lothar	♒	3 U. Morg. auf u.	10 Ezechiel
S.	23 1. Quas.	♒	Georg. ☿ in ♉. ist 3	11 H. Osterf.
M.	24 Albert	♓	Viertelst. sichtb. ♀ ist	12 Osterm.
D.	25 Marc. Ev.	♓	Ob. ☌☉☿. 1 Vrtelst.	13 Osterd.
M.	26 Raimarus	♈	☾ Erdf. Morgenst. ♂	14 Tiburtius
D.	27 Anastasius	♈	gl. an 4 St. als ein an-	15 Obadias
F.	28 Therese	♈	🌑 sehnl. St., um 3 U.	16 Carisius
S.	29 Sibylla	♉	5. 9′ N. culminir.	17 Rudolph
S.	30 2. Mis. D.	♉	Josua. ♀ in ♈. ☌♅♀.	18 1. Quas.

Mondwechsel.

Freitag den 7. April gegen Mitternacht das erste Viertel.

Freitag den 14. April nach 1 Viertel auf 4 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Freitag den 21. April 1 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Sonnabend den 29. April gegen 1 Viertel auf 6 Uhr Nachmitt. der neue Mond.

1. Nisan (8. Monat der Juden) am 1. April.
Die ersten strenggefeierten Tage des Passahfestes (Ostern) der Juden am 15. u. 16. April.
Die letzten strenggefeierten Tage des Passahfestes (Ostern) der Juden am 21. u. 22. April.

April.

Auch der macht's wie die andern Beiden
Und mag nicht recht die Sonne leiden.
Doch wird er zuletzt ganz artig und fein,
Und läßt den Frühling zur Thür herein.

den habt, das ist gar nicht gut; Ihr müßt hübsch ordentlich wirthschaften, denn sonst müßt ihr freilich mehr rückwärts als vorwärts kommen. Hier schicke ich Euch 200 Friedrichsd'or, die auch recht gut eingewickelt sind, davon bezahlt Eure Schulden und macht Euer Gütel rein, und haltet hübsch das Eurige zu Rathe. Dies rath' ich Euch ernstlich als Euer lieber, gnädiger König Friedrich.

Ein Handwerksbursche hatte gestohlen, und wurde zum Verhör auf das Criminalgericht geführt. «Aus welchem Grunde steht Ihr vor Gericht?» begann der Referendarius sein Examen. «Aus dem Plauenschen Grunde, hab' ich die Ehre, Sie zu sagen,» erwiederte der Handwerker, ein Sachse von Geburt.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	8 37	1
		—
	9 45	2
Bei Tage.	10 53	3
	11 56	4
	Morg.	5
	12 50	6
	1 36	7
	2 12	8
		—
	2 42	9
	3 5	10
	3 27	11
	3 47	12
	4 7	13
Abends		14
8 52		15
		—
10 16	Bei Tage.	16
11 29		17
Morg.		18
12 27		19
1 10		20
1 41		21
2 5		22
		—
2 24		23
2 41		24
2 55		25
3 10		26
3 26		27
3 42		28
	Abends	29
		—
	8 44	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	12 St. 51 M.	5 Uhr 39 M.	6 Uhr 30 M.	11 St. 9 M.
11	13 32	5 16	6 48	10 28
21	14 11	4 54	7 5	9 49

MAI.

	Verbesserter Mai.		Himmelserscheinungen.	Alter April.
M.	1 Phil.J.W.*	♊	♀ geht bald nach halb	19 Werner
D.	2 Sigismund	♊	4 U. Mrg. auf u. zeigt	20 Sulpitius
M.	3 † Erfind.	♊	sich über 1 Viertelstde	21 Adolph
D.	4 Florian	♋	☾ in ☊. tief in d. Däm-	22 Lothar
F.	5 Gotthard	♋	merung. ☿ erscheint am	23 Georg
S.	6 Dietrich	♌	♂ rückl. Abendhimmel.	24 Albert
S.	7 3. Jubil.	♌	9.15′V. Gottfr. ☿	25 2. Mis.D.
M.	8 Stanislaus	♍	in ♊. ♂ culminirt	26 Raimarus
D.	9 Hiob	♍	gegen halb 3 U. Morg.	27 Anastasius
M.	10 Bettag	♎	Gord. ♄ geht nach halb	28 Therese
D.	11 Mamert.	♎	♄ rückg. 1 U. Mrg. auf.	29 Sibylla
F.	12 Pankrat.	♏	☾ Erdn. ☿ ist eine	30 Josua
S.	13 Servatius	♏	11.25′N. hlbe St.	1 Mai. Ph.J.
S.	14 4. Cantate	♐	Christiane. in Westen	2 3. Jubil.
M.	15 Sophia	♐	sichtb. u. geht nach hlb	3 † Erfind.
D.	16 Honoratus	♐	☾ in ☊. 10 U. unt. ♃	4 Florian
M.	17 Jobst	♑	geht um hlb 2 U. Mrg.	5 Gotthard
D.	18 Liborius	♑	auf u. ♂ steht um dies.	6 Dietrich
F.	19 Sara	♒	☍♂☿. Zeit im Mec. ☿	7 Gottfried
S.	20 Franziska	♒	ist 3 Vrtelst. am West-	8 Stanislaus
S.	21 5. Rogate	♓	4.45′V. Prud. ☉	9 4. Cantate
M.	22 Hel. † W.	♓	in ♊. himel sicht-	10 Gordian
D.	23 Desider.	♓	bar u. geht 1 Vrtel auf	11 Mamert.
M.	24 Esther	♈	☾ Erdf. ☿ gr. östl. Ausw.	12 Pankrat.
D.	25 Him. Chr.	♈	Urban. 11 U. unter. ♀	13 Servatius
F.	26 Eduard	♉	♀ in ♉. glänzt eine hlbe	14 Christiane
S.	27 Beda	♉	Stunde als Morgenst.	15 Sophia
S.	28 6. Exaudi	♉	Wilhelm. ☿ zeigt sich	16 5. Rogate
M.	29 Maximil.	♊	7.45′V. noch eine	17 Jobst
D.	30 Wigand	♊	☿ in ♋. hlbe St. tief	18 Liborius
M.	31 Petronella	♋	☾ in ☋. ind. Abnddäm.	19 Sara

Mondwechsel.

Sonntag den 7. Mai 1 Viertel auf 10 Uhr Vormittags das erste Viertel.

Sonnabend den 13. Mai gegen halb 12 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 21. Mai 3 Viertel auf 5 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Montag den 29. Mai 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags der neue Mond.

1. Ijar (9. Monat der Juden) am 1. Mai.
1. Sivan (10. Monat der Juden) am 30. Mai.

Mai.

Zuerst ist der Frühling recht heiter und schön,
Doch dann läßt er's donnern und Winde wehn.
Beim Regnen wird aber die Wiese grün,
Und endlich die Wolken vorüberziehn.

In M. machte vor einiger Zeit ein Wetterprophet durch das Eintreffen seiner Prophezeihungen solches Aufsehen, daß der König selbst begierig ward, Aufschluß über seine Kunst zu erhalten. Er ließ den Herenmeister zu sich kommen, und sagte: Wenn es kein Geheimniß bleiben soll, so theilt mir Eure wetterwendischen Kenntnisse mit.

«Nichts leichter als das, Ew. Majestät. Nehmen Sie einen hundertjährigen Kalender zur Hand und prophezeihen Sie getrost das Gegentheil von dem, was in diesem steht. Meinen Kopf zum Pfande, daß Ew. Maj. der unfehlbarste Wetterprophet werden, der je seine Kunst aus Büchern schöpfte.»

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage	Abends 9 48	1
	10 46	2
	11 34	3
	Morg.	4
	12 13	5
	12 43	6
		—
	1 9	7
	1 30	8
	1 50	9
	2 8	10
	2 28	11
	2 51	12
Abends		13
		—
9 5	Bei Tage	14
10 11		15
11 2		16
11 39		17
Morg.		18
12 7		19
12 28		20
		—
12 46		21
1 3		22
1 16		23
1 32		24
1 47		25
2 7		26
2 29		27
		—
2 58		28
	Abends	29
	9 32	30
	10 14	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	14 St. 47 M.	4 Uhr 34 M.	7 Uhr 21 M.	9 St. 13 M.
11	15 22	4 16	7 38	8 38
21	15 51	4 1	7 52	8 9

JUNI.

Verbesserter Juni.			Himmelserscheinungen.	Alter Mai.
D.	1 Nicodem	♋	☿ verliert sich in der	20 Him. Chr.
F.	2 Marquard	♌	Abnddämmer. ♀ geht	21 Prudens
S.	3 Erasmus †	♌	nach halb 3 U. Morg.	22 Helena
S.	4 Pfingstf.	♌	Ulrike. auf u. ist eine	23 6. Exaudi
M.	5 Pfingstm.	♍	☽ 3. 26′N. Bonifac.	24 Esther
D.	6 Benignus	♍	☿rückl. ☍♂☉. halbe	25 Urban
M.	7 Quat. †	♎	Lucretia. St. sichtbar.	26 Eduard
D.	8 Medardus	♎	♂ steht d. Sonne gegen=	27 Beda
F.	9 Barnimus †	♏	☾ Erdn. üb. u. zeigt sich	28 Wilhelm
S.	10 Onuphr. †	♏	d. ganze Nacht. ♄ geht	29 Maximil.
S.	11 Trinitat.	♐	Barnabas. gegen halb	30 Pfingsf.
M.	12 Blandina	♐	○ 8. 0′V. 11 U. Abds	31 Pfingstm.
D.	13 Tobias	♑	☾ in ☊. auf u. ist	1 Juni. Pfd.
M.	14 Modestus	♑	den übrigen Theil der	2 Quat. M.
D.	15 Frohnl.	♒	Vitus. Nacht in Osten	3 Erasmus
F.	16 Justina	♒	sichtb. ♃ geht nach hlb	4 Ulrike
S.	17 Volkmar	♒	♃ rückl. 12 U. Ab. auf.	5 Bonifacius
S.	18 1. n. Trin.	♓	Schl. b. Belle-Alliance	6 Trinitat.
M.	19 Gervasius	♓	☾ 9. 21′ N. 1815.	7 Lucretia
D.	20 Raphael	♈	Unt. ☌☉☿. ♀ in ♊.	8 Medardus
M.	21 Jakobina	♈	☾ Erdf. ♀ gl. 3 Vrtlst.	9 Barnimus
D.	22 Achatius	♈	☉ in ♋. Somm. Anf.	10 Frohnl.
F.	23 Basilius	♉	Längst. Tag. als Mor-	11 Barnabas
S.	24 Joh. d. T. *	♉	genst. ♅ geht um Mit-	12 Blandina
S.	25 2. n. Trin.	♊	Elog. tern. auf. ♂ steht	13 1. n. Trin.
M.	26 Jeremias	♊	☍♂♀. 1 Vtl. auf 11 U.	14 Modestus
D.	27 7 Schläfer	♋	● 8. 11′ N. Uns. ☉	15 Vitus
M.	28 Leo P. †	♋	Finstern. ☾ in ☋.	16 Justina
D.	29 Petr. P.	♋	☿ rechtl. Ab. in Süd. u.	17 Volkmar
F.	30 Pauli G.	♌	zeigt sich die ganze N.	18 Pauline

Mondwechsel.

Montag den 5. Juni gegen halb 4 Uhr Nachmittags das erste Viertel.

Montag den 12. Juni um 8 Uhr Vormittags der volle Mond.

Montag den 19. Juni 1 Viertel auf 10 Uhr Abends das letzte Viertel.

Dienstag den 27. Juni gegen 1 Viertel auf 9 Uhr Abends der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.

1. Thamus (11. Monat der Juden) am 29. Juni.
Das Wochenfest (Pfingsten) der Juden am 4. und 5. Juni.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
Bei Tage	10 46	1
	11 13	2
	11 36	3
		—
	11 55	4
	Morg.	5
	12 13	6
	12 32	7
	12 52	8
	1 17	9
	1 49	10
		—
	2 30	11
Abends		12
9 34	Bei Tage	13
10 6		14
10 31		15
10 51		16
11 7		17
		—
11 23		18
11 37		19
11 53		20
Morg.		21
12 11		22
12 31		23
12 57		24
		—
1 31		25
2 14		26
Bei Tage	Abends	27
	8 48	28
	9 18	29
	9 42	30

Juni.

Wie's Leben im Anfang, so heiter und hell,
Doch dann ist's ein stürmischer finstrer Gesell;
Denn Regen und Donner und Blitz wechseln ab
Und tragen am Ende den Monat zu Grab.

Voltaire und Piron wohnten einige Zeit in einem Hause zusammen. Einst schrieb Piron an die Thür von Voltaire's Zimmer: «Schurke.» Kaum hatte Voltaire dies gelesen, als er sich auch sogleich zu Piron begab. «Welcher Zufall verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?» fragte Piron. — «Mein Herr,« antwortete Voltaire, «ich las auf meiner Thüre Ihren Namen, deshalb statte ich Ihnen meinen Besuch ab.»

Als ein Bedienter den Auftrag seines Herrn schlecht besorgt hatte, so sagte dieser: «Tölpel! wenn ich künftig einen Esel schicken will, so gehe ich lieber selbst.»

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 19 M.	3 Uhr 48 M.	8 Uhr 7 M.	7 St. 41 M.
11	16 34	3 42	8 16	7 26
21	16 40	3 41	8 21	7 20

JULI.

Verbesserter Juli.			Himmelserscheinungen.	Alter Juni.
S.	1 Theobald	♌	☉ in der Erdn. ♀ geht	19 Gervasius
S.	2 3. n. Trin.	♍	M. Heims. nach 2 U.	20 2. n. Trin.
M.	3 Cornel	♍	Morg. auf u. gl. 1 St.	21 Jakobina
D.	4 Ulrich	♎	☽ 7. 53′ N. ♃ geht 1	22 Achatius
M.	5 Anselm	♎	☾ Erdn. Vrtel auf	23 Basilius
D.	6 Esaias	♏	11 U. Abends auf u. ist	24 Joh. d. T.
F.	7 Demetrius	♏	den übrigen Theil der	25 Elogius
S.	8 Kilian	♐	Nacht am Osthimmel	26 Jeremias
S.	9 4. n. Trin.	♐	Cyrill. ♅ rückg. sichtb.	27 3. n. Trin.
M.	10 7 Brüder	♑	☾ in ☊. ♂ steht 1 Vtel	28 Leo P.
D.	11 Pius	♑	🌕 5. 57′ N. ♂ rechtl.	29 Petr. P.
M.	12 Heinrich	♑	☿ gr. westl. Ausw.	30 Pauli G.
D.	13 Margar.	♒	auf 10 U. Ab. im Mer.	1 Juli. Th.
F.	14 Bonavent.	♒	♀ in ♋. ♄ steht d. Sonne	2 M. Heims.
S.	15 Ap. Theil.	♓	☍ ☉ ♄. gegenüber um	3 Cornel
S.	16 5. n. Trin.	♓	Walter. Mittern. in	4 4. n. Trin.
M.	17 Alexius	♈	Süden u. ist die ganze	5 Anselm
D.	18 Carolina	♈	☾ Erdf. Nacht sichtb.	6 Esaias
M.	19 Ruth	♈	☾ 2. 29′ N. ♃ geht ein	7 Demetrius
D.	20 Elias	♉	Viertel auf 10 U. ♅	8 Kilian
F.	21 Daniel	♉	ein Vrtel auf 11 U. Ab.	9 Cyrillus
S.	22 M. Magd.	♊	auf. ♀ geht geg. halb 3	10 7 Brüder
S.	23 6. n. Trin.	♊	Albertine. ☉ i. ♌. Anf.	11 5. n. Trin.
M.	24 Christine	♊	☾ in ☋. d. Hundstage.	12 Heinrich
D.	25 Jakob *	♋	Uhr Mrg. auf. ♂ steht	13 Margar.
M.	26 Anna	♋	ein Viertel auf 9 Uhr	14 Bonavent.
D.	27 Berthold	♌	🌑 6. 34′ V. ☍ ♄ ☿ Ab.	15 Ap. Theil.
F.	28 Innocenz	♌	in Süd. ♀ ist eine	16 Walter
S.	29 Martha	♍	Stde in der Morgen-	17 Alexius
S.	30 7. n. Trin.	♍	Beatr. dämmer. sicht-	18 6. n. Trin.
M.	31 Germanus	♎	☾ Erdn. ♀ in ♌. bar.	19 Ruth

Mondwechsel.

Dienstag den 4. Juli gegen 8 Uhr Abends das erste Viertel.

Dienstag den 11. Juli gegen 6 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Mittwoch den 19. Juli um halb 3 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Donnerstag den 27. Juli nach halb 7 Uhr Vormittags der neue Mond.

1. Ab (12. Monat der Juden) am 28. Juli.

Juli.

Der Heumonat wechselt wie'n Mädchen den Sinn,
Das putzt sich und sagt: Schaut wie schön ich doch bin!
Dann aber wird's böse, und zänkisch und spitz —
So giebt's hier viel Donner und Regen und Blitz.

In einer Stadt war ein neues Schlachthaus erbaut worden. Die Schlächterzunft kam bei dem Magistrate mit der Klage ein, daß das Thor zu enge sey, um einen Ochsen durchzubringen. Der Bürgermeister begab sich nun selbst an Ort und Stelle, um es zu besichtigen, und indem er mit ausgebreiteten Armen durch das Thor passirte, rief er aus: «Wie, hier sollte kein Ochs durchkommen können?»

Zwei Soldaten standen Nachts auf Vorposten. Der Eine setzte sich nieder und war vor Müdigkeit eingeschlafen, als eine Kanonenkugel ihm den Kopf wegriß. «Na,» rief der Andere aus, «der wird sich wundern, wenn er aufwacht und ihm der Kopf fehlt.»

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
Bei Tage.	Abends 10 2	1
	10 21	2
	10 39	3
	10 58	4
	11 21	5
	11 49	6
	Morg.	7
	12 25	8
	1 12	9
	2 12	10
Abends		11
8 33	Bei Tage.	12
8 55		13
9 13		14
9 29		15
9 44		16
9 59		17
10 16		18
10 35		19
10 59		20
11 28		21
Morg.		22
12 6		23
12 56		24
1 58		25
3 10		26
Bei Tage.	Abends	27
	8 7	28
	8 27	29
	8 45	30
	9 5	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	16 St. 36 M.	3 Uhr 45 M.	8 Uhr 21 M.	7 St. 24 M.
11	16 21	3 54	8 15	7 39
21	15 59	4 6	8 5	8 1

AUGUST.

	Verbeſſerter August.		Himmelserſcheinungen.	Alter Juli.
D.	1 Petr. Kett.	♎	☍♄♀. ♀ geht 3 Viertel	20 Elias
M.	2 Portiunc.	♏	auf 3 Uhr Mrg. auf u.	21 Daniel
D.	3 Auguſt	♏	☾ 12. 17′ V. glänzt 1	22 M. Magd.
F.	4 Perpetua	♐	St. ♃ geht 1 Vrtel	23 Albertine
S.	5 Dominikus	♐	auf 9 U. Ab. auf u. iſt	24 Chriſtine
S.	6 8. n. Trin.	♐	Verkl. Chr. ☾ in ☊. die	25 7. n. Trin.
M.	7 Donatus	♑	Ob. ☌♀☉. ganze Nacht	26 Anna
D.	8 Ladislaus	♑	♀ in ♌. ſichtb. ♅ ſteht	27 Berthold
M.	9 Romanus	♒	um 3 U. Morg. in Süd.	28 Innocenz
D.	10 Laurenz *	♒	● 5. 45′ V. ♂ zeigt	29 Martha
F.	11 Titus	♓	ſich nach Unterg.	30 Beatrix
S.	12 Clara	♓	☍♃♀. der Sonne am	31 German.
S.	13 9. n. Trin.	♓	Hildebr. Weſthimmel	1 Aug. 8. n. T.
M.	14 Euſeb. †	♈	u. geht 3 Viertel auf 11	2 Portiunc.
D.	15 M. Himm.	♈	☾ Erdf. ♀ in ♍. U. unt.	3 Auguſt
M.	16 Iſaak	♉	☍☉♃. ♃ ſteht d. Sonne	4 Perpetua
D.	17 Bertram	♉	gegenüb. um Mittern.	5 Dominikus
F.	18 Emilia	♉	☽ 7. 40′ V. in Süden.	6 Verkl. Chr.
S.	19 Sebald	♊	♄ geht um halb 10	7 Donatus
S.	20 10. n. Tr.	♊	Bernhard. Uhr Abends	8 9. n. Trin.
M.	21 Athanaſ.	♋	☾ in ☋. durch den Mer.	9 Romanus
D.	22 Oswald	♋	u. um halb 2 U. Morg.	10 Laurenz
M.	23 Zachäus	♌	☉ in ♍. Ende d. Hdst.	11 Titus
D.	24 Barthol. *	♌	unter. ♂ ſteht nach ☉	12 Clara
F.	25 Ludwig	♌	○ 3. 26′ N. ☍♃♀. Un-	13 Hildebr.
S.	26 Irenäus	♍	terg. am Abdhim-	14 Euſebius
S.	27 11. n. Tr.	♍	Gebhard. ☾ Erdn. mel	15 10. n. Tr.
M.	28 Auguſtin	♎	und geht ein Viertel auf	16 Iſaak
D.	29 J. Enth.	♎	11 Uhr unter. ♀ glänzt	17 Bertram
M.	30 Benjamin	♏	noch eine halbe Stunde	18 Emilia
D.	31 Rebecca	♏	in d. Morgendämmer.	19 Sebald

Mondwechsel.

Donnerstag den 3. August nach 1 Viertel auf 1 U. Morgens das erste Viertel.

Donnerstag den 10. August 3 Viertel auf 6 Uhr Morgens der volle Mond.

Freitag den 18. August gegen 3 Viertel auf 8 Uhr Vormittags das letzte Viertel.

Freitag den 25. August gegen halb 4 Uhr Nachmittags der neue Mond.

---

1. Elul (13. Monat der Juden) am 27. Aug.
Der Fasttag Zerstörung Jerusalems der Juden am 6. August.

August.

Wie Juli geendet, fängt August wieder an;
Der Himmel schickt Regen, soviel er nur kann;
Da sind nur zehn Tage recht heiter und klar —
Diesmal fehlt die Hundstag's Hitz' auch ganz und gar.

Als vor Kurzem in einer Gesellschaft ein Engländer gefragt wurde, warum sich in unserer Zeit die Lust zum Heirathen so verminderе, antwortete er, das komme daher, daß die Frauen jetzt seyen, wie die Lilien auf dem Felde: sie nähen nicht, sie spinnen nicht, und sind doch herrlicher gekleidet als Salomo in aller seiner Pracht.

Bei der Geburt eines Kronprinzen von Frankreich wurden 100 junge Mädchen, die sich verehelichen wollten, ausgestattet. Von einer von denen, welche sich ausstatten ließen, verlangte man auch den Namen ihres Bräutigams zu wissen. «Ach!» sagte sie, «ich glaubte, man bekäme hier Alles.»

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	9 26	1
Bei Tage	9 53	2
	10 27	3
	11 9	4
	Morg.	5
		—
	12 3	6
	1 9	7
	2 22	8
	3 36	9
Abends		10
7 36		11
7 51		12
		—
8 6		13
8 23	Bei Tage	14
8 41		15
9 2		16
9 23		17
10 2		18
10 46		19
		—
11 41		20
Morg.		21
12 48		22
2 4		23
3 24		24
	Abends	25
	6 50	26
Bei Tage		—
	7 11	27
	7 33	28
	7 57	29
	8 30	30
	9 9	31

	Tageslänge.		☉ Aufgang.		☉ Untergang		Nachtlänge.	
Den 1	15 St.	28 M.	4 Uhr	22 M.	7 Uhr	50 M.	8 St.	32 M.
11	14	53	4	38	7	31	9	7
21	14	19	4	53	7	11	9	41

SEPTEMBER.

	Verbesserter **September.**		Himmelserscheinungen.	Alter **August.**
F.	1 Aegidius	♐	6.13′V. ♀ in ♍. ♀	20 Bernhard
S.	2 Rahel, Lea	♐	☾ in ♌. ♀ in ♎. gl.	21 Athanas.
S.	3 **12. n. Tr.**	♑	Mansuetus. ☍♅♀. noch	22 **11. n. Tr.**
M.	4 Moses	♑	eine halbe Stunde tief	23 Zachäus
D.	5 Nathanael	♒	in der Morgendämme-	24 Barthol.
M.	6 Magnus	♒	rung. ♂ ist über 2 Std.	25 Ludwig
D.	7 Regina	♒	am Abdhimmel sichtb.	26 Irenäus
F.	8 **Mar. Geb.**	♓	7. 48′N. u. geht	27 Gebhard
S.	9 Bruno	♓	gegen 10 U. unter.	28 Augustin
S.	10 **13. n. Tr.**	♈	Sosthenes. ♃ culminirt	29 **12. n. Tr.**
M.	11 Gerhard	♈	um 1 Uhr Morgens u.	30 Benjamin
D.	12 Ottilia	♈	☾ Erdf. zeigt sich die	31 Rebecca
M.	13 Christlieb	♉	ganze Nacht. ♀ ist in	1 **Sept.** Aeg.
D.	14 † Erhöh.	♉	diesem Mon. unsichtb.	2 Rahel, Lea
F.	15 Constantia	♊	♀ verliert sich in den	3 Mansuetus
S.	16 Euphemia	♊	♂ in ♑. Strahlen der	4 Moses
S.	17 **14. n. Tr.**	♊	12. 3′V. Lamp. ☾	5 **13. n. Tr.**
M.	18 Siegfried	♋	in ☋. Morgens. ♃	6 Magnus
D.	19 Januar	♋	geht 3 Vrtel auf 10 U.	7 Regina
M.	20 Quat. †	♌	Friederike. ☿ gr. östl. A.	8 **Mar. Geb.**
D.	21 Mth. Ev.*	♌	Abds durch den Mer.	9 Bruno
F.	22 Moriz †	♍	u. 1 Vrtel auf 3 U.	10 Sosthenes
S.	23 Joel †	♍	11.43′N. ☉ in ♎	11 Gerhard
S.	24 **15. n. Tr.**	♎	J. Empf. ☍☉♅. H. Af.	12 **14. n. Tr.**
M.	25 Kleophas	♎	☾ Edn. ♀ i. ♎. ☍♅♀. Tag	13 Christlieb
D.	26 Cyprian	♏	u. Nacht gl. Morg. unt.	14 † Erhöh.
M.	27 Kosm. D.	♏	hrchtl. ♅ steht um Mit-	15 Quat.
D.	28 Wenzel	♐	tern. u. ♄ gegen 7 Uhr	16 Euphemia
F.	29 Michael *	♐	☾ in ♌. Ab. in Sü-	17 Lambertus
S.	30 Hieronym.	♑	3.0′N. ♀ in ♏. den.	18 Siegfried

Mondwechsel.

Freitag den 1. September 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens das erste Viertel.

Freitag den 8. September nach 3 Viertel auf 8 Uhr Abends der volle Mond.

Sonntag den 17. September bald nach Mitternacht das letzte Viertel.

Sonnabend den 23. September 3 Viertel auf 12 Uhr Abends der neue Mond.

Sonnabend den 30. September um 3 Uhr Nachmittags das erste Viertel.

1. Thischri (1. Monat der Juden) 25. Sept. Das Neujahrsfest des Jahres 5604 der Juden am 25. und 26. September.

September.

«Ende gut — Alles gut.» Das is hier
nit wahr —
Denn in d' Mitt' da ist's trüb', und zu
End' ist es klar,
Doch — wenn wir am Aegidius schön
Herbstwetter han,
So hält's mit Gott's Hülfe vier Wochen
wohl an.

Ein Mann war so sehr für das Lotteriespiel eingenommen, daß er oft in Berechnungen ganz vertieft und auf der Straße einherging, und in einem solchen Zustande von einem Fiaker überfahren und ihm ein Bein zerquetscht wurde. Er rief sogleich: «Haltet ihn an, haltet ihn an! Ich will seine Nummer in die Lotterie setzen.»

«Ist Esel ein Zeitwort?» fragte ein Lehrer einen seiner Schüler. «Ja», antwortete derselbe, «denn man kann sagen: ich Esel, du Esel, er Esel!»

☾ Aufg. u. M.	☾ Untg. u. M.	T.
Bei Tage	Abends 10 0	1
	11 2	2
	Morg.	3
	12 12	4
	1 26	5
	2 38	6
	3 50	7
Abends		8
6 14		9
6 29		10
6 48	Bei Tage	11
7 7		12
7 32		13
8 2		14
8 41		15
9 31		16
10 31		17
11 41		18
Morg.		19
12 57		20
2 18		21
3 41		22
	Abends	23
Bei Tage	5 34	24
	5 59	25
	6 29	26
	7 7	27
	7 56	28
	8 56	29
	10 4	30

	Tageslänge.	⊙ Aufgang.	⊙ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	13 St. 35 M.	5 Uhr 12 M.	6 Uhr 47 M.	10 St. 25 M.
11	12 56	5 28	6 25	11 4
21	12 17	5 44	6 1	11 43

OCTOBER.

	Verbesserter Oktober.		Himmelserscheinungen.	Alter September
S.	1 16. Erntef.	♑	Remigius. ♀ u. ☿ sind	19 15. n. Tr.
M.	2 Vollrad	♒	Ob. ☌ ☉ ♀. nicht sicht-	20 Friederike
D.	3 Ewald	♒	☿ rückl. bar. ♃ steht ge-	21 Mth. Ev.
M.	4 Franz	♒	gen halb 9 Uhr Ab. in	22 Moriz
D.	5 Fides	♓	Süd. u. geht bald nach	23 Joel
F.	6 Charitas	♓	1 Uhr Morg. unter. ♄	24 J. Empf.
S.	7 Spes	♈	ist vierthalb Stdn. am	25 Kleophas
S.	8 17. n. Tr.	♈	○ 12.7′ N. Ephraim.	26 16. n. Tr.
M.	9 Dionysius	♈	☾ Erdf. Westhim-	27 Cosm. D.
D.	10 Amalia	♉	mel sichtb. u. geht ein	28 Wenzel
M.	11 Burchard	♉	Viertel auf 11 U. Ab.	29 Michael
D.	12 Ehrenfried	♊	unter. ♂ ist 3 Stdn als	30 Hieronym.
F.	13 Kolomann	♊	ein unscheinl. Stern	1 Okt. Rem.
S.	14 Wilhelm	♊	☾ in ☋. ☌ ♀ ☿. am Abd-	2 Vollrad
S.	15 18. n. Tr.	♋	Hedw. ♃ r. Unt. ☌ ☉ ☿.	3 17. n. Tr.
M.	16 Gallus	♋	☾ 2. 50′ N. himmel	4 Franz
D.	17 Florentina	♌	☌ ♄ ♂. sichtbar. ⛢	5 Fides
M.	18 Luc. Ev.	♌	Schl. b. Leipzig 1813.	6 Charitas
D.	19 Ptolemäus	♍	steht ein Viertel auf 11	7 Spes
F.	20 Wendelin	♍	♀ in ♏. Uhr Abends in	8 Ephraim
S.	21 Ursula	♎	Süden. ☿ ersch. in der	9 Dionysius
S.	22 19. n. Tr.	♎	Nord. Morgendämmr.	10 18. n. Tr.
M.	23 Severus	♏	● 8. 26′ V. ☾ Erdn.	11 Burchard
D.	24 Salome	♏	☉ in ♏. ♀ rechtl.	12 Ehrenfried
M.	25 Adelheid	♐	♃ culminirt nach 7 U.	13 Kolomann
D.	26 Amandus	♐	Abds. ☿ ist nach 5 U.	14 Wilhelm
F.	27 Sabina	♑	☾ in ☊. Morgens 3	15 Hedwig
S.	28 Sim. J.*	♑	Viertelst. sichtbar. ♄	16 Gallus
S.	29 20. n. Tr.	♑	Engelh. zeigt sich nach	17 19. n. Tr.
M.	30 Hartmann	♒	☽ 3.33′ V. 3 Stund.	18 Luc. Ev.
D.	31 Wolfg. †	♒	☿ gr. westl. Ausw.	19 Ptolemäus

Mondwechsel.

Sonntag den 8. Oktober gegen 1 Viertel auf 1 Uhr Nachmittags der volle Mond.

Montag den 16. Oktober nach 3 Viertel auf 3 U. Nachmittags das letzte Viertel.

Montag den 23. Oktober gegen halb 9 Uhr Vormittags der neue Mond.

Montag den 30. Oktober nach halb 4 Uhr Morgens das erste Viertel.

1. Marcheschvan (2. Monat der Juden) am 25 Oktober.
Das Versöhnungsfest der Juden am 4. Okt.
Das Laubhüttenfest derselben am 9., 10., 16. und 17. Oktober.

Oktober.

Adies nu Herr Sommer, der Winter kommt r'ein,
Jetzt wird Ihre Herrschaft zu Ende wohl seyn —
Am 3ten gewittert's, doch zu Ende fällt Schnee
Und friert dicke Zapfen, — Herr Sommer — Ade.

Ein Freund fragte den andern, warum er, der sonst so eigen in allen seinen Sachen sey, sich eine so kleine Frau genommen habe. «Wie, mein Freund,» antwortete dieser, «ich dächte, Sie müssen wissen, daß man unter allen Uebeln das kleinste wählen soll.» —

Ein munterer Mann ließ sich noch bei seinen Lebzeiten folgende Grabschrift machen:

Steh! Wandrer! und weine!
Hier liegen meine Beine,
Ich wollt', es wären Deine.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Abends	
	11 17	1
	Morg.	2
	12 30	3
	1 41	4
	2 51	5
	4 0	6
	5 8	7
Abends		8
5 13		9
5 37		10
6 6		11
6 41		12
7 26		13
8 22		14
9 26		15
10 37		16
11 54		17
Morg.		18
1 13		19
2 34		20
4 0		21
5 27		22
	Abends	23
	5 0	24
	5 45	25
	6 42	26
	7 50	27
	9 4	28
	10 18	29
	11 31	30
	Morg.	31

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	11 St. 37 M.	6 Uhr 1 M.	5 Uhr 38 M.	12 St. 23 M.
11	10 59	6 17	5 16	13 1
21	10 19	6 35	4 54	13 41

NOVEMBER

	Verbesserter November.		Himmelserscheinungen.	Alter Oktober.
M.	1 All. Heil.	♓	♂ in ♒. ☿ um 5 U. Mor-	20 Wendelin
D.	2 All. Seel.	♓	gens aufgehend, ist	21 Ursula
F.	3 Gottlieb	♓	fast 1 St. sichtbar. ♃	22 Cordula
S.	4 Charlotte	♈	culmin. um halb 7 Uhr	23 Severus
S.	5 21. n. Tr.	♈	Erich. ☾ Erdf. u. ♅ um	24 20. n. Tr.
M.	6 Leonhard	♉	9 U. Abds. ☿ zeigt sich	25 Adelheid
D.	7 Erdmann	♉	🌕 6. 12′ V. noch drei	26 Amandus
M.	8 Claudius	♉	Viertelstd. in der	27 Sabina
D.	9 Theodor	♊	Morgendämmer. ♂ ist	28 Sim. J.
F.	10 Martin P.	♊	☾ in ☋. 4 St. am West-	29 Engelhard
S.	11 Martin B.	♋	himmel sichtb. u. geht	30 Hartmann
S.	12 22. n. Tr.	♋	Kunib. ♀ in ♐. um halb	31 21. n. Tr.
M.	13 Eugen	♌	10 U. unt. ♄ zeigt sich	1 Nov. A. H.
D.	14 Levin	♌	dritthalb Stunden am	2 All. Seel.
M.	15 Leopold	♌	☽ 3. 24′ V. Abendhl.	3 Gottlieb
D.	16 Ottomar	♍	☿ geht um 6 Uhr	4 Charlotte
F.	17 Hugo	♍	Morg. auf u. ist noch	5 Erich
S.	18 Gottschalk	♎	1 Viertelst. sichtbar.	6 Leonhard
S.	19 23. n. Tr.	♎	Elisabeth. ☿ verschw.	7 22. n. Tr.
M.	20 Edmund	♏	☾ Erdn. am Morgenh.	8 Claudius
D.	21 M. Opf.*	♏	🌑 6. 24′ N. ♃ geht um	9 Theodor
M.	22 Ernestine	♐	☉ in ♐. halb 6 U.	10 Martin P.
D.	23 Clemens	♐	☾ i. ☊. Ab. durch d. M.	11 Martin B.
F.	24 Lebrecht	♑	u. um 10 U. unter. ♀	12 Kunibert
S.	25 Katharina	♑	tritt in der Abenddäm-	13 Eugen
S.	26 24. n. Tr.	♒	Feier zum Gedächtn. d.	14 23. n. Tr.
M.	27 Loth	♒	Gestorbenen. merung	15 Leopold
D.	28 Günther	♓	☾ 7. 59′ N. ☿ in ♐.	16 Ottomar
M.	29 Noah	♓	hervor. ♅ steht halb	17 Hugo
D.	30 Andreas*	♓	8 U. Abds im Merid.	18 Gottschalk

Mondwechsel.

Dienstag den 7. November gegen 1 Viertel auf 7 Uhr Morgens der volle Mond.

Mittwoch den 15. November gegen halb 4 Uhr Morgens das letzte Viertel.

Dienstag den 21. November gegen halb 7 Uhr Abends der neue Mond.

Dienstag den 28. November um 8 Uhr Abends das erste Viertel.

1. Kislev (3. Monat der Juden) am 24. Nov.

November.

Na! der sieht ja bös' wie 7 Meilen schlechter Weg,
Der legt uns den Schnee ja Haus hoch auf die Steg'!
Zwei Tage im Monat sind schön, aber dann
Friert's Schloßen, daß man's gar nit aushalten kann.

Ein Bischof fragte den Chateauneuf, da dieser erst neun Jahre alt war: «Sage mir, mein Kind, wo Gott ist, und ich will dir einen Apfel geben.» «Sagen Sie mir, gnädiger Herr, wo er nicht ist, und ich will Ihnen zwei geben,» antwortete der Knabe.

Einem Herrn wurden einst von einem Kaufmann Lichte empfohlen, die länger, d. h. sparsamer, als eine andere Sorte brennen sollten. Der Herr kauft davon, bringt sie nach Hause, zündet sie an, und nachdem er lange gedankenvoll vor ihnen gestanden, sagte er: «Der Kaufmann ist ein Betrüger: die Lichte brennen länger, sagt er, ich sehe aber, sie werden immer kleiner.»

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
Bei Tage	12 43	1
	1 51	2
	2 59	3
	4 6	4
		—
	5 13	5
	6 20	6
Abends		7
4 42		8
5 25		9
6 17		10
7 19	Bei Tage	11
		—
8 27		12
9 39		13
10 55		14
Morg.		15
12 13		16
1 33		17
2 55		18
		—
4 22		19
5 49		20
	Abends	21
	4 23	22
Bei Tage	5 28	23
	6 42	24
	7 59	25
		—
	9 15	26
	10 28	27
	11 39	28
	Morg.	29
	12 48	30

	Tageslänge.	☉ Aufgang.	☉ Untergang	Nachtlänge.
Den 1	9 St. 37 M.	6 Uhr 55 M.	4 Uhr 32 M.	14 St. 23 M.
11	9 2	7 13	4 15	14 58
21	8 31	7 30	4 1	15 29

DEZEMBER.

Verbesserter Dezember.			Himmelserscheinungen.	Alter November.
F.	1 Arnold	♈	☌♃♂. ♀ ist 1 Viertelst.	19 Elisabeth
S.	2 Candida	♈	am Abdhimmel sichtb.	20 Edmund
S.	3 1. Advent	♉	Cassian. ☾ Erdf. u. geht	21 24. n. Tr.
M.	4 Barbara	♉	nach halb 5 Uhr unter.	22 Ernestine
D.	5 Abigail	♉	♂ zeigt sich nach ☉	23 Clemens
M.	6 Nikolaus	♊	♀ in ♑. Untergang am	24 Lebrecht
D.	7 Antonia	♊	12. 51′ V. Sichtb.	25 Katharina
F.	8 M. Empf.	♋	☾ in ☋. Ob. ☌♀☉.	26 Konrad
S.	9 Joachim	♋	♃ rechtl. ☾ Finst. Abnd-	27 Loth
S.	10 2. Advent	♋	Judith. himm. ♀ ist un-	28 1. Advent
M.	11 Waldemar	♌	sichtb. ♃ ist noch 4 St.	29 Noah
D.	12 Epimach.	♌	am Westhimm. sichtb.	30 Andreas
M.	13 Lucia	♍	♂ in ♓. u. geht bald nach	1 Dez. Arn.
D.	14 Israel	♍	1. 44′ N. 9 U. unt.	2 Candida
F.	15 Johanna	♎	♂ steht gegen halb 7	3 Cassian
S.	16 Ananias	♎	U. Abds in Süd. u. geht	4 Barbara
S.	17 3. Advent	♏	Lazarus. ♀ in ♑. 1 Vtl.	5 2. Advent
M.	18 Christoph	♏	auf 1 U. Morg. unter.	6 Nikolaus
D.	19 Manasse	♐	☾ Edn. ♄ zeigt sich nach	7 Antonia
M.	20 Quat. †	♐	Abrah. ☾ in ☊. 1 St. in	8 M. Empf.
D.	21 Th. Ap. *	♑	5. 59′ V. Uns. ☉ F.	9 Joachim
F.	22 Beata †	♑	☉ in ♑. Wint. A.,	10 Judith
S.	23 Ignaz †	♒	kürzest. Tag. Westen u.	11 Waldemar
S.	24 4. Advent	♒	Adam, Eva. geht um 6	12 3. Advent
M.	25 H. Christ	♒	Uhr unter. ♀ ist 1 St.	13 Lucia
D.	26 Stephan	♓	☌♄♀. als Abdst. sicht-	14 Israel
M.	27 Joh. Ev.*	♓	bar. ♃ steht nach Son-	15 Quat.
D.	28 Unsch. K.	♈	3. 43′ N. neuntg.	16 Ananias
F.	29 Jonathan	♈	am Abdhimmel u.	17 Lazarus
S.	30 David	♈	☾ Erdf. ♀ in ♒. geht n.	18 Christoph
S.	31 n. Christt.	♉	Sylvester. 8 U. unter.	19 4. Advent

Mondwechsel.

Donnerstag den 7. Dezember gegen 1 Uhr Morgens der volle Mond nebst einer sichtbaren Mondfinsterniß.

Donnerstag den 14. Dezember 3 Viertel auf 2 Uhr Nachmittags das letzte Viertel.

Donnerstag den 21. Dezember um 6 U. Morgens der neue Mond nebst einer unsichtbaren Sonnenfinsterniß.

Donnerstag den 28. Dezember 3 Viertel auf 6 Uhr Nachm. das erste Viertel.

1. Thebeth (4. Monat der Juden) am 24. Dez. Das Chanukah-Fest (Tempelweihe) der Juden am 18. und 25. Dezember.

Dezember.

Dem Dezember scheint's selber so kalt hier zu seyn —
Der hüllt sich ganz schrecklich in sein Winterkleid ein;
Da friert es und schneit es von früh an bis spät —
Bis am Ende das Jahr in sein Grab 'nunter geht!

Ein alter pommerscher Edelmann, der in der Kirche aus dem alten pommerschen Gesangbuche singen hörte: «Herr Gott Vater im Himmelreich, der Du machest Alle gleich» — sagte zu seinem Nachbar: «Das kann nicht seyn, das giebt die Ritterschaft nicht zu.»

Bei der Geburtstagsfeier des Barons von N. kam unter anderen der Kopf eines wilden Schweins auf die Tafel, welcher von den Kindern desselben zu dieser Feier angeschafft war, und die Inschrift hatte: Vivat unser guter Vater.

☾ Aufg. U. M.	☾ Untg. U. M.	T.
	Morg.	
Bei Tage.	1 55	1
	3 2	2
		—
	4 9	3
	5 16	4
	6 21	5
	7 22	6
Abends		7
5 11		8
6 19		9
		—
7 30	Bei Tage.	10
8 45		11
10 1		12
11 18		13
Morg.		14
12 37		15
1 58		16
		—
3 22		17
4 46		18
6 8		19
7 19		20
	Abends	21
	5 31	22
	6 49	23
Bei Tage.		—
	8 6	24
	9 21	25
	10 32	26
	11 40	27
	Morg.	28
	12 48	29
	1 55	30
		—
	3 2	31

	Tageslänge.		⊙ Aufgang.		⊙ Untergang.		Nachtlänge.	
Den 1	8 St.	6 M.	7 Uhr	46 M.	3 Uhr	52 M.	15 St.	54 M.
11	7	48	7	59	3	47	16	12
21	7	41	8	8	3	49	16	19

Verzeichniß
der
Regenten und Thronfolger.

Anhalt-Bernburg.

Alexander Karl, Herzog, geb. 2. März 1805, reg. 24. März 1834.

Anhalt-Dessau.

Leopold Friedrich, Herzog, geb. 1. Okt. 1794, reg. 9. Aug. 1817. — Leopold Friedrich Franz Nikolaus, Erbprinz, geb. 29. April 1831.

Anhalt-Köthen.

Heinrich, Herzog, geb. 30. Juli 1778, reg. als Herzog 23. Aug. 1830.

Baden.

Karl Leopold Friedrich, Großherzog, geb. 29. Aug. 1790, reg. 30. März 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 15 Aug. 1824.

Baiern.

Ludwig Karl August, König, geb. 25. Aug. 1786, reg. 13. Oktober 1825. — Maximilian Joseph, Kronprinz, geb. 28. Nov. 1811.

Belgien.

Leopold Georg Christian Friedrich, König, geb. 16. Dez. 1790, reg. 12. Juli 1831. — Leopold Ludwig Philipp Maria Victor, Kronprinz, geb. 10. April 1835.

Brasilien.

Dom Pedro II., Kaiser, geb. 2. Dez. 1825, reg. 7. April 1831.

Braunschweig-Wolfenbüttel.

August Wilhelm Maximilian Friedrich Ludwig, Herzog, geb. 25. April 1806, reg. 20. April 1831.

Dänemark.

Christian VIII., König, geb. 18. September 1786, reg. 3. Dez. 1839. — Friedrich Carl Christian, Kronprinz, geb. 6. Okt. 1808.

England, s. Großbritannien.

Frankreich.

Ludwig Philipp I., König, geb. 6 Okt. 1773, reg. 9. Aug. 1830. — Ludwig Philipp Albert, Graf von Paris, Kronprinz, geb. 24. Aug. 1838, ältester Sohn des am 13. Juli 1842 verstorbenen Kronprinzen, Herzog von Orleans.

Griechenland.

Otto I., König, geb. 1. Juni 1815, 3. Okt. 1832 zum König erklärt, reg. nach erlangter Volljährigkeit 1. Juni 1835.

Großbritannien und Irland.

Victoria Alexandrine, Königin, geb. 24. Mai 1819, reg. 20. Juni 1837, vermählt 10. Febr. 1840 mit Albrecht Franz Karl August Emanuel, zweiten Sohn des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha, geb, 26. Aug. 1819. — Albrecht Eduard, Prinz von Wales, Kronprinz, geb. 9. Nov. 1841.

Hannover.

Ernst August, König, geb. 5. Juni 1771, reg. 20. Juni 1837. — Georg Friedrich Alexander Karl Ernst August, Kronprinz, geb. 27. Mai 1819.

Hessen-Cassel.

Wilhelm II., Kurfürst, geb. 28. Juli 1777, reg. 27. Febr. 1821, auch Großherzog von Fulda. — Friedrich Wilhelm, Kurprinz und Mitregent seit 1. Okt. 1831, geb. 20. Aug. 1802.

Hessen und bei Rhein (Darmstadt).

Ludwig II, Großherzog, geb. 26. Dez. 1777, reg. 6. April 1830. — Ludwig, Erbgroßherzog, geb. 9. Juni 1806.

Holstein-Oldenburg.

Paul Friedrich August, Großherzog, geb. 13. Juli 1783, Fürst von Lübeck und Birkenfeld, reg. 28. Mai 1829. — Nikolaus Friedrich Peter, Erbgroßherzog, geb. 8. Juli 1827.

Kirchenstaat.

Gregor XVI. (Mauro Capellari), Papst, geb. 18. Sept. 1765, erwählt 2. Febr. 1831.

Leuchtenberg.

Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, Herzog, geb. 2. Okt. 1817, reg. 28. März 1835.

Lucca.

Karl Ludwig, Herzog, geb. 22. Dez. 1799, reg. 13. März 1824. — Ferdinand Maria Joseph Karl Victor Balthasar, Erbprinz, geb. 14. Jan. 1823.

Mecklenburg-Schwerin.

Friedrich Franz Alexander, Großherzog, geb. 28. Febr. 1823, reg. 7. März 1842.

Mecklenburg-Strelitz.

Georg Friedrich Karl Joseph, Großherzog, geb. 12. Aug. 1779, reg. 6. Nov. 1816. — Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolph Gustav, Erbgroßherzog, geb. 17. Okt. 1819.

Modena-Reggio.

Franz IV. Joseph Karl, Herzog, geb. 6. Okt. 1779, reg. seit 1814. — Franz Ferdinand Geminian, Erbprinz, geb. 1. Juni 1819.

Nassau.

Adolph Wilhelm Karl August Friedrich, Herzog, geb. 24. Juli 1817, reg. 20. August 1839.

Neapel und Sicilien (jetzt Königreich beider Sicilien).

Ferdinand II. Karl, König, geb. 12. Jan. 1810, reg. 8. Nov. 1830. — Franz von Assisi Maria Leopold, Kronprinz, geb. 16. Jan. 1836.

Niederlande.

Wilhelm II. Alexander, König der Niederlande und Großherzog von Luxemburg, geb. 6. Dez. 1792, reg. 7. Okt. 1840. — Wilhelm Alexander Paul Friedrich Ludwig, Prinz von Oranien, Kronprinz, geb. 19. Febr. 1817.

Oesterreichische Staaten.

Ferdinand I. Karl Leopold Joseph Marcellin, Kaiser, geb. 19. April 1793, reg. 2. März 1835.

Parma und Piacenza.

Marie Luise, Erzherzogin, Schwester des Kaisers von Oesterreich, geb. 12. Dez. 1791, Wittwe des Kaisers der Franzosen Napoleon, reg. seit 5. Juni 1814.

Portugal.

Donna Maria II. da Gloria, Königin, geb. 4. April 1819, vermählt 10. April 1836 mit Ferdinand August Franz Anton, Fürsten von Sachsen-Coburg, geb. 29. Oktober 1816, jetzt König von Portugal. — Pedro de Alcantara, Herzog von Braganza, geb. 16. Sept. 1837.

Preußen.

Friedrich Wilhelm IV., König, geb. 15. Oktober 1795, reg. 7. Juni 1840.

Rußland.

Nikolaus I., geb. 25. Juni alten Stils (welcher damals dem 6. Juli, jetzt dem 7. Juli neuen Stils entspricht) 1796, reg. 1. Dez. (neuen Stils) 1825 als Kaiser von Rußland und König von Polen. — Alexander Nicolajewitsch, Thronfolger, geb. 29. April 1818 (neuen Stils).

Sachsen.

I. Albertinische Linie

Friedrich August, König, geb. 18. Mai 1797, reg 6. Juni 1836.

II. Ernestinische Linie.

1. Sachsen-Weimar-Eisenach.

Karl Friedrich, Großherzog, geb. 2. Febr. 1783, reg. 14. Juni 1828. — Karl Alexander August Johann, Erbgroßherzog, geb. 24. Juni 1818.

2. Sachsen-Meiningen-Hildburghausen.

Bernhard Erich Freund, Herzog, geb. 17. Dez. 1800, reg. 24. Dez. 1803. — Georg, Erbprinz, geb. 2. April 1826.

3. Sachsen-Altenburg

Joseph Georg Friedrich Ernst Karl, Herzog, geb. 27. Aug. 1789. reg. 29. Sept. 1834.

4. Sachsen-Coburg-Gotha.

Ernst Karl Ludwig Anton, Herzog, geb. 2. Jan. 1784, reg. 9. Dez. 1806. — August Ernst Karl Johann Leopold Alexander Eduard, Erbprinz, geb. 21. Juni 1818.

Sardinien.

Karl Albert, König, geb. 2. Okt. 1798, reg. 27. April 1831. — Victor Emanuel, Kronprinz, geb. 14. März 1820.

Schweden und Norwegen.

Karl XIV. Johann, König, geb. 26. Jan. 1764, reg. 5. Febr. 1818. — Joseph Franz Oskar, Kronprinz, geb. 4. Juli 1799.

Sicilien, s. Neapel.

Spanien.

Marie Christine, Wittwe Königs Ferdinand VII. seit 29. Sept. 1833, geb. 27. April 1806. — Tochter: Marie Isabelle Luise, geb. 10. Oktober 1830.

Toskana.

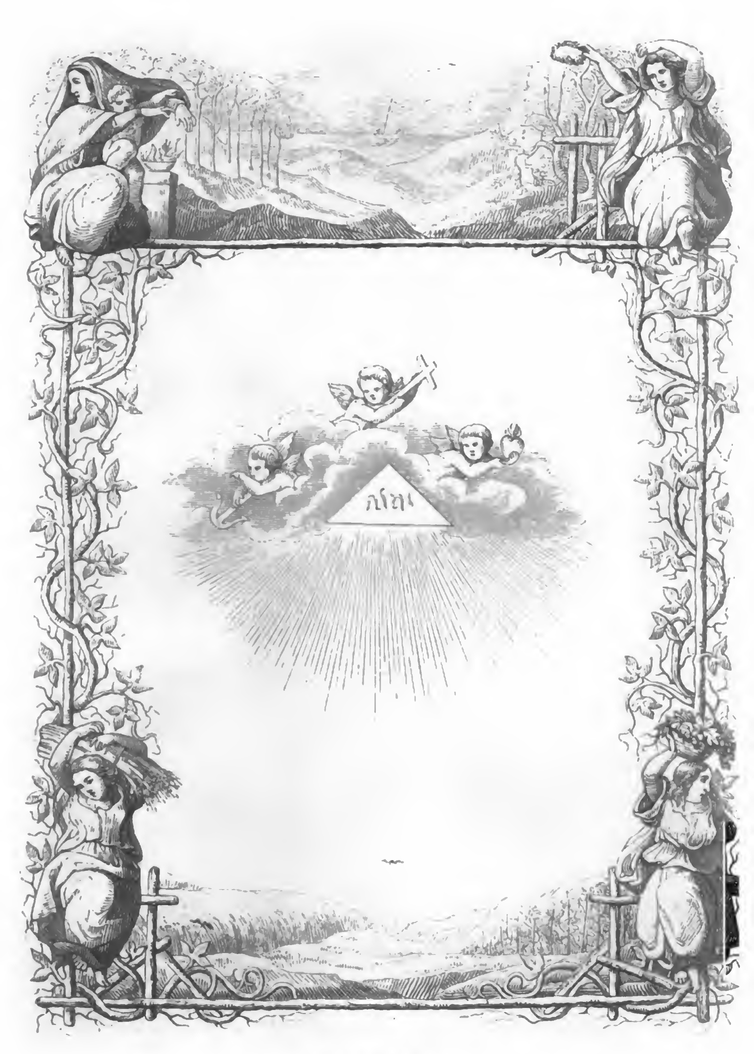
Leopold II. Johann Joseph, Großherzog, geb. 3. Okt. 1797, reg. 18. Juni 1824. — Ferdinand Salvator Maria Joseph Johann, Erbgroßherzog, geb. 10. Juni 1835.

Türkei.

Abdül-Medschid, Großsultan, geb. 22. April 1823, reg. 1. Juli 1839, mit dem Schwerdt Muhammeds feierlich umgurtet 11. Juli. — Sohn: Murad, geb. 22. Sept. 1840.

Württemberg.

Wilhelm Friedrich Karl, König, geb 27. Sept. 1781, reg. 30. Okt. 1816. — Karl Friedrich Alexander, Kronprinz, geb. 6. März 1823.



1843.



in's neue Jahr.



Tage kommen, Tage gehen,
Eilig schnell die Jahre fliehn,
Führen uns wie Windeswehen
Flüchtig unser Leben hin.

Und wie viel so schneller Jahre
Unserm Leben zuerkannt,
Ob es finstre, ob es klare,
Jedem ist es unbekannt.

Wenn auch hell am frohen Morgen
Sich die Sonne aufwärts schwingt,
Keiner kennt die bangen Sorgen,
Die vielleicht der Abend bringt.

Weiß die Lerche, die mit Singen
Fröhlich in die Lüfte steigt,
Daß vielleicht mit wunden Schwingen
Sterbend sie vor Abend schweigt?

Frohe schallt's in Wald und Grüften
Und ein Garten rings erblüht,
Wenn mit tausend süßen Düften
In das Land der Frühling zieht.

Doch der Blumen stehn gebeuget
Viele, eh' der Herbst noch nah,
Alle aber sind erbleichet,
Ist der kalte Winter da.

Also sind die Tage flüchtig,
Wechseln ohne Rast und Ruh,
Dieses nur ist immer richtig,
Daß sie fliehn dem Ende zu.

Einer nur ist ohne Gleichen,
Alles ist ihm unterthan,
Würmer, die im Staube schleichen,
Sterne auf der Himmelsbahn.

Einer nur ist ohne Gleichen,
Einer nur von Ewigkeit,
Alles muß sich schweigend beugen
Vor des Einen Herrlichkeit.

Falken, die am höchsten schweben,
Fische in dem tiefsten Grund,
Wünsche, die im Herzen leben,
Alles ist dem Einen kund.

Einer ist der Herr der Zeiten,
Einer hat sie ausgesandt,
Ihre Freuden, ihre Leiden
Mißt des Einen weise Hand.

Ihn verehren, ihm vertrauen
Laßt uns jetzt und allezeit.
Auf den Einen fest zu bauen,
Gibt des Himmels Seligkeit.

Die letzten
Zeitereignisse in Europa und ihre Folgen.

Von Wilhelm Müller.

Heilig ist die Liebe zum Vaterlande. Welcher bessere Mensch liebt nicht die Stätte, wo seine Wiege stand, wo die Gräber seiner Väter sich erheben und wo die Laute gesprochen werden, welche sein Ohr zuerst vernahm; aber es giebt noch etwas Heiligeres: die allgemeine Menschenliebe. Wie in unsern Zeiten der fortschreitenden Aufklärung die engen Sperren und Zollgrenzen, welche bis jetzt die Völker von einander schieden, niedersinken, so sollten auch Vorurtheile, Neid und Zwietracht schwinden. In dem Anerkennen des Werthes fremder Völker liegt die höchste Selbstachtung. Du, mein edles deutsches Volk, kannst am ersten Gerechtigkeit üben, denn du selbst bist so hoch begabt, so mannhaft und kräftig, daß es nicht Schwäche sein kann, wenn du den Werth eines andern Volkes anerkennst, und so lange du einig in dir selbst bist, wird dir der mächtigste Grenznachbar nie gefährlich sein können. Es macht keinen Unterschied, daß der eine Deutsche sich ein Preuße, der andre ein Schwabe, ein Baier, ein Oestreicher nennt; ihr seid ja alle die Kinder eines Stammes, in euren Adern fließt deutsches Blut, in eurer Brust schlagen deutsche Herzen, und wie ihr verbrüdert, verwandt, befreundet seid, so sind ja auch eure Fürsten verwandt, verbrüdert, befreundet, und sie streben ja Alle auf dem Wege des Friedens und der Ruhe, Licht und Wohlfahrt zu verbreiten. Laßt euch auch nicht thören, ihr biedern, rechtsinnigen Deutschen, durch das Geschrei: wer den Slaven oder den Gallier achtet, kann sein Vaterland nicht lieben. Hat denn Gott unser Herz so sehr beengt, ist es nicht so überreich an heiligen Gefühlen, daß recht wohl eine Liebe, eine Achtung neben der andern bestehen kann? Kannst du, mein freundlicher Leser, nicht als der treue Freund eines Nachbars

dastehen, ohne deshalb aufzuhören ein guter Gatte, ein liebender Vater zu sein?

In dieser Einigung aller Völker, die nach Licht und Bildung streben, in der Unterdrückung der Zwietracht und der geistigen Verirrungen, glaube ich, kann nur der Friede fortdauernd bestehen, und nur in diesem wiederum das Glück, die Wohlfahrt und die fortschreitende Bildung der Menschheit sich begründen. Wie dieser Friede segensvoll wirkte in der Hütte wie im Pallaste, auf dem Acker des Landmannes, in der Werkstätte des Bürgers und auf dem Schiffe des Rheders, lehren uns die jüngst vergangenen Jahre der Weltgeschichte. Mehr als durch Verträge, fester als durch Waffengewalt wird Ruhe und Glückseligkeit durch Anerkennung heiliger Menschenrechte gewonnen.

Die Bourbon's hatten abermals Frankreichs Thron verlassen, Ludwig Philipp war König der Franzosen geworden; aber der Nachhall der Julirevolution durchschauerte beinahe ganz Europa und fast in allen Ländern entstanden gleiche Bewegungen. Belgien trennte sich von Holland, und der Herzog. Leopold von Sachsen-Coburg wurde zum König erwählt Er bestieg am 21. Juli 1831 in Brüssel als König der Belgier den Thron und beschwor die Constitution.

Blutiger und trauerreicher endete der Aufstand der Polen; aber der Untergang dieses Heldenvolkes lag nicht in der Erkräftung seiner mächtigen Grenznachbaren — im Beginn des siebenzehnten Jahrhunderts geboten die Polen in Moskau, wie nunmehr die Russen in Warschau. In diesem Wandel des Geschickes liegt eine ernste Lehre; Jahrhunderte währte Polens Sterbestunde: auch wie es noch siegreich und mächtig sich erhob, trug es in sich selbst den Keim des Verfalles; sein Untergang lag in seiner fehlerhaften Staatsverfassung, lag in dem Mißverhältniß, daß es im Lande nur hoch Begünstigte gab, die da schwelgten im Reichthum, Wohlleben und ungerechten Vorrechten, und ihnen wiederum gegenüber völlig verarmte Elende, die geistig erstumpft, nicht mehr die Rechte der Menschen genossen. Welch' ein Widerspruch in der Menschenbrust: die Auserwählten, die Starosten, die Magnaten forderten die Freiheit des Landes, Anerkennung ihrer Vorrechte, aber sie verachteten den armen Leibeigenen ohne

Erbarmen, ließen seinen Geist von ewiger Nacht umfinstert, nahmen ihm sein heiliges Eigenthum, sein Weib, seine Kinder. Wie lange ist es, daß noch ein Gesetz galt, wo der Edelmann den Mord eines Leibeigenen mit hundert polnischen Gulden sühnen konnte? so geschah es, so mußte es geschehen! Und nur durch die letzten Ereignisse kann den polnischen Landen etwas Besseres als eine zweifelhafte Selbstständigkeit: die Rückkehr menschlicher Rechte und die geistige Ausbildung für den armen Leibeigenen werden.

Auch Italien war von innern Unruhen erschüttert; Oestreichs besonnenes und festes Einschreiten unterdrückte in dem Kirchenstaate, in Modena und in dem Herzogthum Parma die drohenden Bewegungen. Der König von Neapel und die Herzogin von Parma übten, nach der Wiederkehr der Ruhe, Milde und Vergebung, und gaben ihren Ländern bessere zeitgemäßere Verfassungen. Hart und strenge bestrafte dagegen der Herzog von Modena diejenigen, die sich gegen seine Regierung empört hatten, und sein einstiger Vertrauter und Günstling, Ciro Manotti, Chef der geheimen Polizei, wurde als Haupt der Revolution gehängt. — Am glücklichsten war wohl das lombardisch-venetianische Königreich; zwar unterdrückte Oestreich hier strenge jede revolutionaire Aufwallung, aber es gab dem Lande weise Gesetze, Sicherheit des Eigenthums und der Person. Laune und Willkühr herrschten fortan nicht mehr; es erstarkte dies Land durch innere Ruhe; Handel und Erwerb mehrte sich, und somit nimmt dieses Gebiet in Italien den ersten Rang ein.

In Toscana, wo Künste, Wissenschaften und Industrie durch den Großherzog freundlich gehegt und gepflegt werden, in Lucca und in der kleinsten der europäischen Republiken, San Marino, blieb Frieden und Ruhe, eben weil in denselben keine Ueberfülle des Reichthumes und keine völlige Verarmung herrschte, ungestört.

In dem Kirchenstaate herrschten der Wirren viel; der Papst mußte Oestreichs Hülfe gegen die Volksbewegungen in Anspruch nehmen. Zu den Mißverhältnissen mit Preußen, des Erzbischofs von Cöln wegen, und zu denen mit Rußland, wo die unirte griechisch-römische Kirche sich wieder mit der griechisch-russischen verband, und Rom so den Einfluß auf ohngefähr vier Millionen Einwohner des russischen

Reiches verlor, kam noch die Unzufriedenheit mit den ächt katholischen Landen, mit Spanien, Portugal und mit Frankreich. Doch hat sich auch hier — die pyrenäische Halbinsel ausgenommen — Alles friedlich geeint. Der Tod des Erzbischofs von Quelen gestattete in Frankreich ein besseres Verhältniß der Kirche mit der Landesregierung. Der Zwist mit Preußen ist völlig beigelegt, und der heilige Vater scheint auch den Verlust, den er erlitten, vergessen zu wollen. Der Großfürst wurde bei seinem Aufenthalte in Rom gastlich aufgenommen und mit hoher Auszeichnung behandelt. Der Kaiser sandte in diesen Tagen dem Papste eine herrliche Malachit-Flachvase; das erste Geschenk, das ein Oberhirte des katholischen Glaubens von einem russischen Kaiser empfangen.

Das Land der Tell's und der Winkelried's kennen wir nur noch aus den Blättern der Geschichte; wohl starren noch dessen Berge, dessen Firnen, dessen Gletscher, aber auch nur die Schöpfung ist sich gleich geblieben, die Menschen sind es nicht, und die jetzigen Bewohner sind ihren Vätern völlig entfremdet; erstorben ist die geistige Erhebung und der Gemeingeist; kleinliche Partheisucht, Neid und Egoismus verhindern das Emporkeimen alles Guten und Großen. Und dennoch ist der Schweizer selbst tapfer und ehrenhaft, aber seit Jahren floß sein edelstes Herzblut nicht für das eigne Vaterland, sondern er verdingte sein Leben und sein Schwert um Sold für fremde Staaten. Als der Heerd der Unruhe und der innern Spaltungen wurde die Schweiz noch die Freistätte derjenigen Unruhstifter, die, gebannt aus ihrem Vaterlande, heimathlos umherirrten. So fanden sich hier Deutsche, Franzosen, Italiener und Polen zusammen. So wurden hier die Pläne des Wahnsinns erdacht, um in den nachbarlichen Staaten die gesetzliche Sicherheit zu stören und die Gräuel der Anarchie aufzurufen! Und da der ehemalige polnische General Romarino wirklich aus Genf über die Grenze von Savoyen zog, um dort den Aufruhr zu verbreiten — ein Unternehmen, das fast lächerlich schon am folgenden Tage endete — forderten Oestreich und mehrere andre Staaten Deutschlands die Ausweisung dieser Unruhstifter von der Eidgenossenschaft. Erst nach wiederholten Drohungen fügte sich die Schweiz diesen Forderungen; die Ruhestörer wurden verwiesen, doch blieben mehrere dieselben heimlich unter fremden

Namen zurück. Nunmehr bildete sich hier eine republikanische Verschwörung gegen Frankreich. Der französische Gesandte, Herzog von Montebello, war gezwungen, ebenfalls die Ausweisung der Häupter dieser Verschworenen zu fordern. Da die Schweiz sich wiederum dessen weigerte, ließ Frankreich seine Grenzen gegen den Freistaat sperren. Nun erst fügte sich die Tagsatzung, und die Verschworenen mußten die Schweiz verlassen.

In Portugal war der furchtbare Bruderzwist geendet, Don Miguel war von dem Schauplatze abgetreten und nach Italien geführt; Don Pedro ruhte im Grabesfrieden und seine Tochter, Maria da Gloria, war von den Cortes für großjährig und zur Königin von Portugal erklärt. Aber die Krone war zu schwer für ihr jugendliches Haupt; um ein Land zu beruhigen, das noch von den Sturmwogen eines furchtbaren Bruder- und Bürgerkrieges erbebte, bedurfte es mehr Characterstärke, als man mit Recht von einer Königin fordern konnte, die kaum die Jahre der Kindheit verlassen hatte. Wohl war ihr Wille gut, wie es uns die Folge zeigte, aber der jungen Herrscherin fehlte Kraft und Erfahrung, sie vermochte nicht die Wahrheit von der Lüge, nicht die schmeichelnden Günstlinge von den wirklichen Vaterlandsfreunden zu unterscheiden; so mehrten sich auch hier die innern Zerwürfnisse, und Ruhe und Friede wollten auch hier nicht heimisch werden. Räuberbanden, unter dem Vorwande als Guerillas für Miguels Rechte zu kämpfen, machten das Land unsicher, und es gelang den Unruhstiftern sogar, eine kurze Zeit die Gräuel des Bürgerkrieges wieder emporzurufen. Fast abhängig von dem mächtigen Großbritannien, müde dieses Schutzjoches, erneuerte das portugiesische Ministerium den im Jahr 1835 abgelaufenen Handelsvertrag nicht. Das Cabinet von London drang dagegen auf strenge Befolgung des Gebotes gegen den Sclavenhandel, denn aus sündiger Gewinnsucht wurde dieser Schmachhandel zur Schande unseres Jahrhunderts noch in Portugal betrieben. So geschah es oft und wiederholt — einmal selbst unter den Kanonen der Festung St. Thomas in Afrika — daß die Engländer den Portugiesen die Opfer ihrer Habgier entrissen, und den armen Schwarzen ihre Freiheit wiedergaben. Auch forderte England, nach öftern vergeblichen Erinnerungen, nunmehr

mit drohendem Ernst die Summe von 2,188,000 Thlr. preuß. Cour., welches ihm Portugal größtentheils für die frühern Soldtruppen schuldete. So entstand eine gefährliche Spannung mit diesem mächtigen Reiche. Auch mit Spanien erhoben sich Zwistigkeiten wegen der Dueroschifffahrt. Doch die Zeit ebnete Vieles, besänftigte die Gemüther und die wild erregte Leidenschaft. Die Schuld an England ist anerkannt, und es ist zu hoffen, daß die Zukunft die letzten Wirren enden und diesem viel bewegten Lande Frieden und Ruhe geben wird.

Aber noch ungleich schmerz- und trauerreicher erscheint Spanien, einst das reichste, nunmehr das ärmste Land in Europa, und wie man einst von dessen Herrscher sprach: in seinem Lande geht die Sonne nicht unter, so konnte man nunmehr mit demselben Rechte sagen: in Spanien bricht kein Tag mehr an, und kein Stern Gottes erleuchtet seine dunkle Nacht. Welche Wogen des vergossenen Bürgerblutes, welcher endlose Jammer, welcher namenlose Gräuel, welche Unmenschlichkeiten, wie sie nur in den finstersten Zeiten unter den Horden eines Dschingis-Chan und eines Timur Akſan statt fanden! Ferdinand der Siebente, für den sein Volk das edelste Herzblut vergossen, für den es den Siegesheeren des Weltbezwingers widerstand, für den Zaragossa sich bis zur letzten Lehmmauer wehrte, hob auf die Bitte seiner Gemahlin, der Königin Christine, das Salische Gesetz — welches das weibliche Geschlecht vom Throne ausschließt — auf, und rief so das furchtbare Wehe über sein unglückliches Land herbei. Aber er rief das Unheil nur, er schuf es nicht. Das Beginnen des Verderbens ist ungleich älter, es durchschauert lange Jahrhunderte, und noch furchtbarer als in Polen rächt sich hier die niedergetretene Menschlichkeit, offenbart sich hier das ernste Strafgericht Gottes. Spaniens Untergang begann mit der Stunde, wo es die kunst- und wissenreichen Mauren von seiner Erde vertrieb, wo es dieselben ohne Milde und ohne Erbarmen zurückbannte in das ihnen längst entfremdete Vaterland, wo es sie trieb zu Hunderttausenden in die Wogen des Meeres, wo es sie und die armen Juden grausam und herzlos zum Feuertode verdammte; wo es im Namen des Ewigreinen, des duldenden Erlösers die armen Indianer mit Blut taufte, und sie vertilgte mit des Schwertes Wucht. Da begann Spaniens Fall, und wie es später noch prunkte und

weltgebietend zu herrschen versuchte: es war nur Schein, der starre Tod nagte schon an seinem Herzen. Mit der Ueberfluthung des in Amerika erraubten Goldes verarmte Spanien, und seine unermeßliche Beute, in Sünde und Blutschuld errungen, diente nur dazu, seine Feinde zu bereichern. Armes, unglückliches Volk, an dir wird der Ausspruch wahr: „und die Sünden der Väter sollen heimgesucht werden an den Kindern und Kindeskindern.“ Armes, unglückliches, so reich, so herrlich begabtes Land, von dem der Maure einst glaubte, das Paradies Gottes throne gerade über demselben!

Die Königin gebar eine Tochter, die Infantin Isabella, welche fast von ganz Spanien — Navarra und die baskischen Provinzen ausgenommen — als Thronfolgerin anerkannt ward. Ferdinand starb; und nun erhoben sich für Don Carlos, den Bruder Ferdinands und nach dem Salischen Gesetze der eigentliche Thronerbe, Navarra und die baskischen Provinzen, die von ihm die Wiedererlangung ihrer angetasteten Vorrechte (Fueros) hofften. Auch der größte Theil der Geistlichkeit, jene in Spanien einst so furchtbare Macht, so wie alle diejenigen, die jede Neuerung, gut oder böse, haßten, waren Don Carlos zugethan. So begann nun der furchtbarste Bürgerkrieg; er löste alle Gesetze, brach alle Schranken der Ordnung und vernichtete die heiligsten Rechte der Menschlichkeit. Nirgends war Ruhe und Sicherheit; heute brachen die Carlisten ein, plünderten, brannten und mordeten, morgen kamen die Christinos, raubten und tödteten wie ihre Gegner. Sonderbar ist es, daß Carlos Heer reich an thatenkräftigen Führern war, die wider unsern Willen mit Bewundrung, öfter aber noch mit Grauen unser Herz erfüllen: der kühne, mannhafte und ritterliche Zumalacarraguy, der blutige Rächer Cabrera, Gomez, der mit seiner Truppe plündernd Spanien von einem Ende bis zum andern durchzog, immerdar von den Christinos verfolgt und nie erreicht. So verödete das Land und ward eine Trümmerstätte, ein endloses Leichenfeld. Endlich war Don Carlos gezwungen, weniger durch die Gewalt der Waffen, als durch Verrath seiner Generale, Spaniens bluttriefenden Boden zu verlassen, und nach Frankreich zu flüchten. Laut aufjauchzten nun alle Vaterlandsfreunde; die Cortes erkannten dem christinischen Feldherrn Espartero und dem Heere selbst

den Dank der Nation zu, und man glaubte nunmehr an die Rückkehr der Ruhe und des Friedens. Eitel war diese Hoffnung; der furchtbare Cabrera war noch unbesiegt, mit ihm war keine Unterhandlung möglich, er war nicht durch Gold zu erkaufen, nur durch die Gewalt der Waffen zu bezwingen, Espartero zog gegen ihn mit überlegener Heeresmacht. Dennoch wäre der Kampf noch wohl lange unentschieden geblieben, aber Cabrera wurde von schwerer Krankheit ergriffen, schon verkündete man seinen Tod, nur die furchtbaren Bluturtheile widersprachen und zeugten von seinem Dasein. Dennoch wirkte der Zeitverlust nachtheilig für die Carlisten und ward der Wendepunkt von Cabreras Glück; seine Städte und Festungen fielen, und endlich war auch dieser furchtbare, beharrliche und grausame Führer der Carlisten gezwungen, nach Frankreich zu flüchten. Dort wurde er verhaftet und als Staatsgefangener behandelt.

So war der Aufstand für Don Carlos geendet.

Dennoch keine Ruhe! dennoch kein Friede!

Der Feldherr Espartero war durch seine Siege, durch das Heer und die Gewalt, welche man ihm nothgedrungen verleihen mußte, zu einer furchtbaren Macht gelangt, die den Siegesherzog Alles hoffen ließ; die blutigen Waffen ruhten jetzt, aber die eben so furchtbaren Intriguen währten fort, und mit jedem Tage erwuchs die Gewalt Espartero's höher, schrankenloser. Ein Ministerium wechselte mit dem andern, keines konnte den innern Sturm beschwören. In Barcelona wurde die Regentin, als der gefeierte Siegesherzog die Stadt verlassen, verspottet und beschimpft, und mußte sich nun willenlos den Anforderungen des mächtigen Feldherrn fügen. Ein fünftes Ministerium war nun gebildet, an seiner Spitze stand Espartero selbst. Das Gesetz wegen der neuen Städteordnung, um welches der Zwist erstanden, wurde aufgehoben; die Cortes wurden aufgelöst, und am folgenden Tage legte die Königin Christine die Regentschaft nieder, welche nun dem Siegesherzog mit völlig königlicher Gewalt bis zur Volljährigkeit der Königin Isabelle übergeben wurde. Die Königin Christine hatte den Schmerz, ihre unmündigen Töchter in Spanien unter der Obhut ihrer Gegner zurückzulassen. Sie selbst zog nach Frankreich, in dasselbe Land, wo der von ihr besiegte Don Carlos weilte.

Noch einmal erhob sich zu Gunsten der Königin Christine ein Aufstand, aber er endete fast in seiner Entstehung. Die Führer mußten flüchten, mehrere starben durch das Bluturtheil, das ganze Unternehmen befestigte nur Espartero's Gewalt, der nunmehr mit Kraft und Besonnenheit sich müht, Spanien zu beruhigen und demselben Ordnung und Ruhe zurück zu geben.

Die Dornenkrone, mit welcher Frankreich seine Könige begnadet, trug Ludwig Philipp mit einer Würde, mit einer Charakterstärke und mit dem Muthe der seltensten Ausdauer; die ihm die Achtung der bessern Zeitgenossen erwarb. Welche Partheien hatte er zu versöhnen, welche Leidenschaften zu besänftigen, welche Anforderungen zu befriedigen. Das scheusliche Gespenst der ersten Revolution, der Versuch des Königsmordes tauchte immer und immer wieder auf. Die Thäter, von falscher Eitelkeit befangen, prunkten mit ihren Unthaten, freuten sich des Aufsehens, das sie erregten, und das Hochgericht schreckte die Wahnsinnigen nicht ab, den Versuch des Verbrechens zu erneuen. Immer waren es nur Elende, im Laster verhärtet, aus dem Pfuhl der Verworfenheit, zerfallen mit dem Geschick, denen das fremde wie das eigene Leben für Geld feil war, und somit lag die Vermuthung nahe, daß sie die erkauften Werkzeuge von lichtscheuen Bösewichtern waren, die ihre Absichten wie sich selbst in Nacht und Finsterniß hüllten. Wohl konnte Ludwig Philipp an den Schutz Gottes glauben, denn immerdar bedroht, immerdar gefährdet, ward er immer gerettet, nicht durch der Menschen eitle Vorsicht, sondern durch das Walten eines höhern Geschicks. Und mitten unter Zerwürfnissen, mitten unter der Wuth der Partheien, deren feindliche Ansichten sich oft vereinten, um dem Könige entgegenzutreten, gelang es seiner Weisheit und dem Streben der besten Männer in Frankreich das Land zu erstarken, und Achtung und Anerkennung von dem Auslande zu erlangen. Nicht durch eigene Selbstkraft, sondern nur durch Frankreichs Einfluß gelang es den Belgiern, sich von den Niederlanden zu trennen und ein eignes Königthum zu bilden. In Algier kämpften die Franzosen fast immer siegreich; aber der Krieg kostete des Blutes viel, und die Araber, dem Joche der Civilisation feind und fremd, so oft geschlagen, so oft zum Frieden gezwungen, erhoben immer wie-

der auf's neue die Waffen. Doch scheint auch hier das Ende des blutigen Kampfes nahe, wenn der menschliche Blick nicht trügt, denn anders als in den europäischen Staaten ist der Krieg mit Nomaden, denen das leichte Gezelt Haus und Heerd ersetzt, und deren theuerstes Eigenthum das Streitroß und die blutige Wehr ist.

Die schwerste der Prüfungen überstand Ludwig Philipp wohl in den jüngst vergangenen Tagen. Als England, Rußland, Oestreich und Preußen sich verbündeten, um die Türkei gegen die Anmaßungen seines rebellischen Pascha's, des Mehemet Ali, zu schützen, fand Frankreichs Stolz sich tief verletzt, bei diesem Vertrage übergangen und ohne Mitwirkung zu sein. Leicht wurde es dem Minister Thiers, die noch immer fried- und ruhelosen Gemüther zu erregen; bedeutende Kriegsrüstungen wurden unternommen; die Zeitblätter riefen dem Volke den Traum von Frankreichs Weltherrschaft zurück, und sahen sich schon wieder als gefürchtete Sieger am Rhein, an der Elbe, der Oder und der Weichsel. Die Nation, eben so tapfer als eitel, glaubte diesen Verheißungen, und die Mehrzahl der Bewohner forderte Krieg. Aber Ludwig Philipps Scharfblick sah wohl ein, welch ein unendliches Unheil er über Frankreich, über alle Staaten der Erde hervorrufen würde, wenn er sich in einen Krieg fast gegen ganz Europa einließe; er blieb fest seinen Grundsätzen und seiner Ueberzeugung, und forderte versöhnende Maaßregeln. Und wie die Erregung, genährt durch unlautere Bewegungsgründe, immer höher stieg, und es fast schien, als würde er der Nothwendigkeit weichen müssen, erklärte er mit seltner Charakterfestigkeit, daß er eher dem Throne entsagen, als das Wort des Unheils aussprechen würde. Da trat das Ministerium Thiers zurück; Soult und Guizot traten mit versöhnlichen Ansichten an die Spitze der Regierung, und das drohende Unwetter zog von dannen. Was Ludwig Philipp in dieser Zeit für die Erhaltung der Ruhe und des Friedens gethan, verdient die Anerkennung und den Dank aller Guten. In diesen Prüfungsstunden bewährte er seinen Beruf zur Herrscherwürde, in diesen Prüfungsstunden war er ein König von Gottesgnaden.

Der Beherrscher der Meere, Großbritannien, trägt trotz seines über alle Flächen der Erde verzweigten Welt-

handels, trotz der mächtigen Colonien und seiner gigantischen Industrie, jenes innere Uebel, das, wenn wir zurückblicken in die Geschichte der Vergangenheit, schon so oft die mächtigsten Staaten stürzte, denn nirgends tritt die Ueberlastung des Reichthumes der tiefsten, jammervollsten Armuth so schroff entgegen, als in England. Das Elend ist dort nur zu oft die Mutter des Verbrechens; der Kampf der Whigs (Liberale) mit den Tories (Conservative) ist der ewige Kampf des Fortschritts mit dem Angeerbten. Zur Zeit, wo ich dieses schreibe,*) brach eine Rotte junger, gesunder Leute, nur entkräftet durch den Hunger, am hellen Tage in dem goldreichen London in einen Bäckerladen ein, und raubte dort für ohngefähr fünf Schillinge Brot, und nachdem sie sich mit dem Brote gesättigt, ließen sie sich ruhig und zufrieden in's Gefängniß führen. Solche Trauerblicke in die Weltgeschichte findet man selbst in den sogenannten barbarischen Landen nicht. Die Selbstsucht der Bevorrechteten erstickt hier das heilige Erbarmen in der Menschenbrust, sie weichen nur der äußersten Nothwendigkeit, und opfern nur dann irgend ein veraltetes, dem Gemeinwohl schädliches Vorrecht, wenn es ihnen abgerungen wird; so dämmert das Licht einer bessern Zukunft nur langsam empor, so ist der Arme — wie überall —, ganz besonders aber in England, das mit seiner Freiheit prunkt, der Sclave des Reichen; und Irland, was ihm auch schon durch das Mühen der freisinnigen Männer gewährt wurde, ist noch immer in seinen heiligen Rechten beeinträchtigt.

Die jugendliche Königin und ihr Gemahl werden von der ganzen Nation geliebt und geachtet. Victoria verdient diese Liebe, mit mildem Frauenherzen, mit kräftig männlichem Geiste sucht sie das Gute zu fördern.

Durch Englands Heeresmacht, durch seine Handelsverbindungen, durch seine Flotten, die alle Wasserpfade decken, übt es einen mächtigen Einfluß auf alle Länder des Erdbodens, und ist so ein geachteter Verbündeter, ein gefürchteter Gegner. Seit einer Reihe von Jahren immerdar mit Frankreich vereint, wurde dieses Bündniß durch den Vertrag, das schwache hinsterbende Reich des türkischen Sultans gegen dessen Vasallen, den Pascha von Egypten, zu schützen, erschüttert, doch

*) Am 12. Januar 1842.

nahen sich beide Völker wieder zur traulichen Versöhnung. Vorübergehend waren die Mißverständnisse mit Neapel des Schwefelhandels wegen; doch bedeutender und einflußreicher ist der Zwist mit China. Das himmlische Reich — wie sich China bescheiden nennt — ist in seiner Abgeschlossenheit, in seiner geistigen Contumaz, gleichsam in sich selbst erstarrt und versteint, aber bei dem Schmuggelhandel des Opiums ist das moralische Gesetz ganz auf China's Seite. Welcher Staat darf sich das Frevelrecht anmaßen, ein verbotenes, ganze Völker und Generationen vernichtendes Gift in ein anderes, freies und unabhängiges Land einführen zu wollen? und welcher Herrscher hätte nicht das heilige Recht, wenn die Einschwärzung eines solchen Giftes heimlich geschieht, diesem Unwesen steuern zu dürfen? — Ach, das stolze Albion zählt mehr dergleichen Widersprüche: es hat den Sclavenhandel aufgehoben, und nimmt das Recht in Anspruch, jedes Schiff deshalb untersuchen zu können; aber bei seinem Heere herrschen noch die Stockschläge und die Peitsche, und die Krieger, die für Englands Macht und Größe unter der Gluthsonne Indiens einen frühen Tod finden, oder die in den Sumpfwüsten Australiens versiechen, werden dem niedern Thiere gleich gezüchtigt.

Dem mächtigen England steht das mächtige Rußland furchtbar und drohend gegenüber, und kein Land der Erde wird von Britannien mit solchem Mißtrauen bewacht und beachtet als Rußland, denn die Grenzen dieses Riesenreiches nahen sich Englands indischen Besitzungen; das schwache Persien würde keine Abwehr gegen eine russische Armee sein; so fürchtet das Cabinet von St. James immerdar, daß die Wege, welche so viele Eroberer, und zuletzt noch Nadir Kuli Chan und seine Schaaren wandelten, auch einmal von dem russischen Krieger betreten werden könnten. Nicht ganz grundlos ist diese Furcht, denn die russischen Regimenter am kaspischen Meere stehen näher Lahore als ihrer Kaiserstadt Petersburg. Doch wie mächtig auch Rußlands Heeresmacht dem Auslande erscheint, es hat andere Zwecke, andere, edlere Forderungen als seine Grenzen zu erweitern. Im Innern regt sich seine gewaltige Kraft, dort erheben sich Dörfer, Städte, Colonien, dort sucht man den ruhelosen Nomaden an ein häusliches Besitzthum zu gewöhnen, dort erstehen neue Erwerbzweige, Fabriken, und durch Wüsten, Steppen und eisige Gefilde zieht

mit jedem Jahre zahlreicher und sicherer der Handelsmann einher. Aber da in Rußland nur ein Geist waltet, da dort der Gebieter des Landes wirklich Selbstherrscher ist, wird das, was vollbracht werden soll, nicht eher besprochen, als bis es geschehen ist.

„Ist es gethan, wird's auch zur Sprache kommen!"

Dort, wo sich einst die eiserne Pforte erhob, von dem kaspischen See bis zum schwarzen Meere, am Aralsee und an den Grenzen der freien Kirgisensteppen genießt Rußland nie einen vollkommenen Frieden; nur die Furcht erzeugt dort Ruhe, und selbst die unterworfenen Völker benutzen jede Gelegenheit, um ihre Raubsucht zu befriedigen. So kämpft Rußland schon seit Jahren im Kaukasus gegen ein Heldenvolk, das in seinen Felsenhorsten fast unbezwingbar ist. So mußte es einen Zug gegen Chiwa unternehmen, das seit langen Jahren die Caravanen beunruhigte, und die Russen, mehrentheils durch die nomadisirenden Kirgisenstämme raubte, die Gefangenen waren dann einem lebenslänglichen Sclavenjoch verfallen; nur selten kehrte einer dieser Unglücklichen in sein Vaterland zurück, denn der sichere Tod stand auf jeden Versuch der Flucht. Das russische Heer, um die Hitze des Sommers in den Steppen zu vermeiden, zog im Winter gegen diese Oase, die von Rußland durch unwirthliche Wüsten getrennt ist, und die geschichtlichen Deutungen nach einst durch den Amu-Darja mit dem Aralsee verbunden war. Aber die Schöpfung war gegen das russische Unternehmen, ein Winter, so furchtbar, wie er in jenen Gegenden völlig unbekannt war, erhob sich verderbend; die Kälte stieg bis zu dreißig Grad; die Cameele, welche wohl die Hitze aber nicht die Kälte ertragen können, und die besonders gegen den Schnee sehr empfindsam sind, stürzten; ohne dieses Schiff der Wüste war kein ferneres Vordringen möglich. Es erreichte das russische Heer unter Anführung des General Perowsky, nur die Hochebene Ust-Uri, und mußte dort zurück kehren. Dennoch wurde der Zweck erreicht, Chiwa, in welchem nur die Usbeken Krieger sind — sie haben ihren Namen von Usbek, jenem Großchan der Mongolen, den Rußland des Mordes dreier seiner Großfürsten anklagt — fühlte sich nicht mehr durch seine Steppen und Wüsten vor Rußlands Macht sicher. Eine Abtheilung seiner Raubhorde, die sich bis an

die Emba vorgewagt hatte, wurde von den Russen völlig vernichtet; auch England suchte eine Vermittelung, denn es fürchtete das abermalige Nahen der Russen an die indischen Besitzungen; so fügte sich der Chan von Chiwa, gab die russischen Sclaven zurück und gelobte, fortan jedem Raube und allen Feindseligkeiten gegen den weißen Zaaren zu entsagen. So ziehen nunmehr die russischen Handlungskaravanen, oft nur in kleinen Abtheilungen, ungefährdet und unbehindert ihre Wege.

Die Selbstständigkeit der Türkei ist ein eitles Schattenbild geworden; sie erhält sich nur durch die europäische Politik, die bei dem Untergange des osmanischen Reiches Rußlands Vergrößerung fürchtet. Allerdings mußte Rußland danach ringen, die Thür seines Hauses — das schwarze Meer — zu erhalten. Dem Thatbestand nach hat Rußland dieses Ziel nicht erreicht, dem Geiste nach ist es ihm gelungen, denn die Schwäche und Hinfälligkeit der Pforte ist so groß, daß sie es nie mehr wagen darf, sich dem mächtigen Nachbarn zu widersetzen, der nunmehr gegen den Ohnmächtigen Großmuth übt, und bei dem Aufstande des Mehemet Ali sein Schutzhort war. Aber wie die Türkei auch dahin gesunken, wie ihr ganzes Dasein jetzt nur noch eine lange Sterbestunde ist, wie sie auch die Janitscharen vertilgt und dem äußern Scheine nach manche Reform angenommen, ihr Geist ist derselbe geblieben wie vor Jahrhunderten, und kaum dem Untergange durch fremde Hülfe entgangen, prunkt sie in ihren Anmaßungen, als wäre noch jene Zeit da, wo Europa vor ihren Horden bebte, und man sich im Gebet der Obhut Gottes gegen die Ungläubigen empfahl. — Sie versucht noch immer, Griechenland zu bedrohen, das seiner Wiedergeburt, zwar auch oft in Wirren und innerer Spaltung, langsam entgegen geht.

Schweden und Norwegen, wie auch Dänemark, treten nicht vorstrahlend in den Zeitbegebenheiten hervor, und sind vielleicht deshalb um so glücklicher. Den Dänen gehört der unsterbliche Ruhm, daß sie die ersten waren, welche den Sclavenhandel — man sollte wohl füglicher Menschenhandel sagen, denn durch Gottes Bestimmung hat es nie und nirgends auf Erden einen Sclaven gegeben — aufhoben.

Der Nachhall der französischen Julirevolution tönte selbst nach Deutschland hinüber, aber sie war hier minder trauer-

reich, und Volk und Fürsten verständigten sich bald mit einander, so war es in Hessen, Sachsen; nur in Braunschweig waren die Unruhen so ernster Art, daß der Herzog Karl der Regierung entsagen mußte, und sein Bruder, der nunmehrige Herzog August Wilhelm, dieselbe übernahm. In den mehrsten Staaten der deutschen Erde blieb es ruhig und friedlich, und sie lernten die Zerwürfnisse nur aus den Zeitungsblättern kennen. Aber fast zu derselben Zeit erschien ein Strafgericht Gottes, das fast über die ganze Fläche der bekannten Erde dahin zog und von des Indus Strande über Rußlands Steppen und Flächen bis zu dem fernen Tajo seine Opfer heischte. Es war die furchtbare Cholera; auch in Deutschland schuf sie der Trauer viele, auch in Deutschland wölbten sich ihr tiefe Riesengräber, aber nachdem auch diese Heimsuchung vorübergegangen, nachdem der Glaube und die Hoffnung wieder in die Menschenbrust zurückgekehrt waren, zeigten sich des Friedens Segnungen mit jedem Jahre deutlicher; Handel und Wandel mehrte sich und mit ihm der Wohlstand des thätigen Bürgers. Blieben auch manche Wünsche noch unerfüllt, es kann ja nicht anders sein; ganz vollkommene Zufriedenheit wohnt nicht in der Menschenbrust, wohnt nicht auf Erden.

Die kleinen Staaten in den deutschen Landen genießen ein eignes freundliches Stillleben; der Fürst steht hier seinem Volke nicht so fern, und Beide bilden die Mitglieder einer glücklichen Familie. Da geschieht selten etwas weltgeschichtlich Großes, aber um so dauernder siedelt dort das stille Lebensglück.

In dem ganzen deutschen Reiche ist nur ein Land, auf dem das Auge mit tiefem Schmerz verweilt, wo Volk und Herrscher mit einander schon seit Jahren zerfallen sind, und wo die Wirren sich noch immer nicht lösen wollen. Möge es der Weisheit der Bundesfürsten gelingen, auch in Hannover die Eintracht zurück zu rufen. Heilig sind die Rechte des Fürsten, aber eben so heilig sind die Rechte des Volkes!

Sachsen ist ein wunderbares Land; in jedem Kriege Deutschlands, schon vermöge seiner Lage, mit betheiligt, verarmte es so oft, wurde so oft verödet und bedrückt, und dennoch erhebt es sich durch die geistige Kraft seiner Bewohner und durch ächten Bürgerfleiß immer von neuem. Ruhe, Ord-

nung und Einigkeit und der ewig rege Fleiß haben in allen sächsischen Landen Handel und Gewerbe erhoben, und wenn auch nicht einen glänzenden, doch einen genügenden Wohlstand emporgerufen. Leipzig blieb der Centralpunkt der deutschen Literatur, und hat, wenigstens bis jetzt, keinen Nebenbuhler zu fürchten; durch die Eisenbahnen ist Dresden, die freundliche Elbstadt, das Mekka geworden, zu dem alljährlich die Freunde des Schönen und der Kunst wie die Bewunderer der herrlichen Natur gleich zahlreich wandern.

Einer der geistreichsten Schriftsteller und Reisenden sagt von Oestreich: es wäre dem Fremdling, als wenn in diesem Lande immerdar Sonntag wäre. Kann man das Glück eines Landes treffender bezeichnen? Ordnung, Ruhe, Gesetzeskraft und Bürgerwohl gedeihen überall. Lüge und Verleumdung ist es, wenn Partheisucht oder Unwissenheit behaupten: Oestreich sei allen Neuerungen abhold. Es wandelt dem Lichte und dem Erkennen des Bessern wohl schneller entgegen als die vielbewegten Länder. Aber es prüft, eh' es handelt, es begründet, eh' es baut, und fast geräuschlos übt es das Gute. Das beweisen seine Eisenbahnen, sein Bemühen, Handel, Gewerbe und Schifffahrt zu fördern und so seine Länder mehr zu einigen und den Wohlstand seiner Bewohner zu mehren. Die Dampfschiffe auf der Donau tragen den Reisenden von Wien nach Konstantinopel. Wer hätte diese Fortschritte in den Jahren des Krieges und der Unruhe voraus sehen können?

Den Herrschern Preußen's und Oestreich's, im Verbande mit Rußland, danken die Zeitgenossen und die Nachkommen die lange Erhaltung des Friedens und das Glück und die Wohlfahrt vieler Nationen. So wurden diese Fürsten nicht allein die Beglücker ihrer eigenen Völker, sondern auch die fremder Reiche. Wie oft lag der Zündstoff reif zum furchtbaren Brande da, wie oft waren Ansichten und Forderungen schroff getheilt, wie oft schien die Erhebung der blutigen Wehr Nothwendigkeit? Aber immer beschwor die Weisheit der Herrscher den drohenden Sturm, und immer söhnten und einten sie wieder, was sich feindlich trennen wollte. Solches Thun erringt keine Trophäen, keine Siegesdenkmale, aber es ist von Gott geheiligt und begründet das Glück ferner Jahrhunderte. Die Jahre des Unheils und der Unruhe waren nicht ohne Lehre entschwunden; die Fürsten und mit ih-

nen alle Bessern hatten sich überzeugt, daß auch der gerechteste Krieg, auch das heiligste Recht, durch die Gewalt der Waffen errungen, Städte und Länder verödet und in Hütten wie in Pallästen unabsehbares Wehe hervorruft. Werft nur den Blick um euch; die Länder, welche in Ruhe und Frieden leben, sind gegen jene, in denen Krieg und Zwietracht haust, um Jahrhunderte vorgeschritten. Wie würde der korsikanische Eroberer staunen, wenn er aus seinem Sarge auf die ihm entfremdete Erde emporblicken könnte; jene Gegenden, die er verwüstete und wo er Trümmer und Oeden schuf, hat der rege Fleiß wieder neu belebt, und auf den blutigen Wahlstätten grünt wieder die Saat des friedlichen Landmannes, nicht mehr niedergetreten von den Hufen des Rosses. Wie würde er abermals staunen, daß jene Kraft, die er den Kinderspielen überwies, die Schiffe gegen des Stromes Lauf und auf dem Meere gegen des Windes Gewalt rasch zu ihrem Ziele führt und fast zauberhaft auf der festen Erde die Menschen schnell von einer Stätte zur andern fördert. Was hiermit der friedlich schaffende Geist des Menschen für Handel, Gewerbe und Völkereinigung erschaffen, ist jetzt noch in seinen Folgen unberechenbar.

Eine schmerzliche Trauer erlitt Preußen; der Vater schied von seinen Kindern. Warum soll ich den Schmerz zurückrufen, den jeder Preuße empfunden und mitgefühlt hat; nur der Körper schied von uns; er wird ewig leben in den Herzen seiner treuen Unterthanen und sein Geist und seine Liebe sind uns geblieben in dem erhabenen Sohne. Es sei mir vergönnt, nur zwei Momente aus seinem thatenreichen Leben zurückzurufen; beide geben ihm ein heiliges Anrecht auf den ewigen Dank der spätesten Nachkommen: Friedrich Wilhelm der Dritte ist der Stifter des deutschen Zollverbandes, durch diesen fielen und fallen annoch die chinesischen Mauern, welche die acht und dreißig Staaten Deutschlands von einander sonderten. Dieser Verband ist das Beginnen, Deutschland zu einem einzigen Staatenkörper ohne Zerstörung, ohne Vernichtung heiliger Rechte und Verträge, zu wandeln. Dieser Vertrag giebt allen Deutschen gleiches Anrecht auf Wohlstand, und sein Gedeihen wird die fernsten Völker beglücken.

Die zweite That, welche ich meine, und die dem wahrhaft frommen Könige die Palme der Heiligung reicht, ist die

Vereinigung der beiden evangelischen Partheien, der Lutherischen und der Reformirten zu einer evangelisch-christlichen Kirche. Kurz vor der dritten Jubelfeier der Reformation erließ Friedrich Wilhelm III. an alle Geistliche beider Confessionen die Aufforderung, möglichst im Sinne der Lehre und der Ueberzeugung für die Vereinigung zu wirken. Und so geschah es, wenn gleich Engherzigkeit, Bangen und Zweifel so Manchen noch von der Verbrüderung zurückhielt. Friedrich Wilhelms Thun ist demnach der Morgenanbruch jener Zeit, die der Herr verkündet: und es wird nur ein Hirt und eine Heerde sein!

Und wie der Vater that, thut der Sohn; er herrscht in seinem Geiste, er übt das Gute mit seiner Milde. Die kirchlichen Wirren in Köln und Posen hatten die Gemüther leidenschaftlich erregt; der Weisheit Friedrich Wilhelm des Vierten gelang es, die Partheien zu versöhnen, den Zwist zu enden, und die Eintracht kehrte in Tempel und Herzen zurück. Möge es so immerdar bleiben — jeder Glaube kommt von Gott und führt zu Gott — wandern wir doch Alle, wenn gleich auf verschiedenen Wegen, zu einem Ziele; lehrte der Erlöser doch immer Duldung und sprach: es soll Keiner verloren gehen, der da glaubt an den Vater.

Die Vernichtung der Zwietracht in einem verbrüderten Volke, diese Einigung im Geiste der Milde und des Lichtes danken wir Friedrich Wilhelm dem Vierten. Darum laßt uns ihn lieben, wie wir den Vater liebten, Seine erhabene Gemahlin lieben, wie wir Luise liebten, und laßt uns Beiden immerdar unerschütterlich treu sein mit deutschem Herzen und rechtlichem Sinne.*)

---

*) Die folgenden Jahrgänge dieses Volksbuches werden mit ähnlichen historischen Rückblicken auf die jüngsten Zeitereignisse fortfahren.



Nach Murillo v M Voigt

DIE HEILIGE JUNGFRAU.

Die Erscheinung der heiligen Jungfrau.

(Mit einem Stahlstich, nach Murillo.)

In schilfgedeckter Hütte,
Auf moderfeuchtem Stroh,
Wälzt trostlos sich ein Bergmann,
Wird nicht des Schlafes froh.

Ihn quälen bittre Sorgen,
Und eisern drängt die Noth.
Die Frau verschmachtet schweigend,
Die Kinder schrein um Brot.

„Die ich dem Wuchrer abdrang,
Verstrichen ist die Frist.
Nicht länger will er stunden,
Da sie verflossen ist.“

„Eh'r zu erweichen wäre
Des Nordens eis'ger Sturm.
Gedungen sind die Schergen,
Und meiner harrt der Thurm.“

Und er erhebt die Augen,
Die Hände himmelan,
Und fleht die heil'ge Jungfrau
Um Schutz und Hülfe an:

„Du heil'ge Mutter Gottes,
Des Himmels Königin,
Du Herz voll ew'ger Liebe,
Sei meine Retterin!“

„Verschlossen dem Erbarmen,
Für fremdes Elend Stein
Sind aller Menschen Herzen —
Auf Dich hoff' ich allein!“

„Du heil'ge Mutter Gottes,
Du Himmelskönigin,
Laß nicht zu Schanden werden
Den gläubig trau'nden Sinn!“

Da senkt sich milder Schlummer
Auf's Auge, matt geweint,
Und vor des Träumers Blicken
Der Jungfrau Bild erscheint,

Auf Mondes Sichel ruhend,
Das Kindlein weich im Arm,
In goldumsaumter Wolke
Der Engelsköpfchen Schwarm.

Sie spricht zum armen Schläfer:
„Du hast auf mich gebaut,
Und nie hab' ich verlassen,
Wer gläubig mir vertraut.“

„Geh morgen zu der Eiche,
Die auf dem Kreuzweg steht,
Wenn in der Klosterkirche
Sie läuten zum Gebet.“

„Ein Vogel, goldgefiedert,
Wiegt sich auf schlankem Ast,
Und lockt in weichen Tönen,
Bis du erblickt ihn hast.“

„Dort ist im dunkeln Schatten
Ein heimlich Nest versteckt.
Von feinstem Gold die Eier
Sind dem, der sie entdeckt.“

Es perlt der Thau des Morgens,
Johannes ziehet aus.
Noch schlummern Weib und Kinder
Im halbzerstörten Haus.

Schon kniet er vor der Eiche,
Die an dem Kreuzweg steht,
Als in der Klosterkirche
Sie läuten zum Gebet.

Sanftflötend in dem Laube
Der goldne Vogel singt,
Und zu den dichten Zweigen
Sich auf der Bergmann schwingt.

Der Pyrol flieht verschüchtert.
Den ganzen Riesenbaum
Durchforscht Johannes fruchtlos —
Ach, ihn betrog ein Traum!

Und trostlos schleicht er heimwärts,
Und hadert wild mit Gott.
„Soll noch mein Elend mehren
Der Himmelsmächte Spott?“

Bleich, zitternd, fieberschauernd
Sinkt er aufs Lager hin.
Der Ohnmacht Nebelschleier
Umflort des Armen Sinn.

Und wieder naht im Traume
Die Himmelskönigin,
Und strenge Blicke richtet
Sie auf Johannes hin:

„Weßhalb verzweifelnd hadern,
Schwachgläub'ger, blöder Thor,
Eh' du der Heil'gen Worte
Ergründetest zuvor!“

„Wohl weithin in die Lüfte
Der Baum die Zweige streckt,
Doch andre mächt'ge Zweige
Die Erde heimlich deckt.“

„Wo an der Erde Rippen
Fest klammert sich der Baum,
In jenen dichten Zweigen
Erfüllt sich Wort und Traum.“ —

Und wieder eilt zur Eiche
Der Bergmann hoffnungsbang;
Und wieder tönt im Gipfel
Der flötende Gesang.

Mit Grabscheid und mit Hacke
Dringt in die Tief' er ein.
Das hochgeschwungne Fäustel
Zersplittert das Gestein.

Da schimmert in der Wurzeln
Verworrenem Geflecht
Die schwere Goldesstufe,
Gediegen, rein und ächt.

Da faltet er die Hände,
Beugt demuthsvoll das Knie,
Und leise tönt die Lippe:
„Gelobt seist du Marie!“

v. Gaudy.

Was einem Könige mit drei Schälken begegnet.

Aus: Der Graf Lucanor.*)

Einst sprach der Graf Lucanor zu seinem Rathe: es kam neulich Jemand zu mir, der sagte mir von einem großen Kunststück, und gab zu verstehen, daß dasselbe von vielem Nutzen für mich sein würde. Er verlangt aber und schärft mir dringend dabei ein, daß ich ihm unbedingt vertrauen, die Sache geheim halten und keinem Menschen in der Welt davon etwas sagen soll, bis er es selbst für gut findet; denn wenn ich's irgend Jemand entdeckte, stünde ich in großer Gefahr, Gut und Leben zu verlieren. Da ich nun weiß, daß Euch Niemand etwas sagen kann, ohne daß Ihr wüßtet, ob er es aufrichtig oder betrüglich meint, so bitte ich Euch, mir Eure Meinung in der Sache mitzutheilen. Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr seh't, wie Ihr, meines Bedünkens, Euch hierbei zu benehmen habt, sollt Ihr erfahren, was einmal einem König mit drei Betrügern widerfahren ist.

Und was war das? fragte der Graf. Herr Graf, sagte Patronius, zu einem Könige kamen einmal drei Schelme, die gaben sich für große Meister im Weben aus, insbesondere aber verstünden sie einen Teppich zu wirken, der jedem sichtbar wäre, der wirklich der Sohn seines vermeintlichen Vaters sei, wogegen ihn keiner sehen könnte, der nicht der Sohn dessen sei, den er und die Leute für seinen Vater hielten. Das gefiel dem Könige sehr, denn durch diesen Teppich gedachte er, in seinem Reiche die wahrhafte Abkunft eines Jeden zu erkennen, und auf diese Weise seine Finanzen wieder in Ordnung zu bringen, da bei den Mauren nur die wirklichen Söhne den Vater beerben. Er räumte ihnen daher einen Pallast zu ihrer Arbeit ein, sie aber baten, er möge sie in

---

*) Das in dem vorigen Jahrgange dieses Volks=Kalenders mitgetheilte Kapitel aus dem vortrefflichen, nicht genug zu empfehlenden Buche: Der Graf Lucanor. Herausgegeben von Joseph Freiherrn von Eichendorff. (12 Bogen. Preis: 22½ Sgr.) hat so sehr angesprochen, daß wir auch in diesem Jahrgange einige Kapitel daraus mittheilen, wozu wiederum der berühmte Maler Hosemann die beigegebnen, geistvollen Holzschnitte gezeichnet hat.



den Pallast einschließen lassen, bis der Teppich fertig wäre, damit er sich überzeuge, daß sie ihn nicht hintergehen wollten, womit der König auch sehr wohl zufrieden war. Nachdem sie nun eine Menge Gold, Silber, Seide und andere Habseligkeiten empfangen hatten, um daraus den Teppich zu verfertigen, begaben sie sich in den Pallast, man schloß sie dort ein, und sie stellten sogleich ihre Webstühle auf und thaten, als webten sie den ganzen Tag. Nach Verlauf einiger Tage aber kam einer von ihnen mit der Anzeige zum König, daß der Teppich bereits angefangen sei, und man in der Welt nichts Schöneres sehen könne. Dabei beschrieb er ihm, was für Figuren und Schnörkel sie darauf entworfen hätten, und wenn es ihm beliebte, möge er ihn in Augenschein nehmen, aber ja Niemand sonst mitbringen. Der König, voller Eifer das Ding zu versuchen, schickte einen seiner Kämmerlinge hin, ohne ihm jedoch den eigentlichen Zusammenhang zu entdecken. Da nun der Kämmerling die Meister sah, und hörte, was sie sprachen, wagte er es nicht einzugestehen, daß er nichts sähe, sondern sagte bei der Rückkehr dem König, daß er den Teppich gesehen. Darauf schickte der König einen andern, und dieser that desgleichen, und da Alle, die er schickte, dasselbe berichteten, ging endlich der König selber hin. Als er in den Pallast kam, fand er die Meister in voller Arbeit. Seht da diese Zierrathen, rief der Eine, und: das stellt dies und jenes vor, sagte der Andre, und da die Figur und hier das Kolorit, — und Alle blieben bei einem Strich, und hatten doch keiner einen Strich gewoben! Und da nun der König sah, wie sie arbeiteten und Alles erklärten, und er doch Nichts vom Teppich erblickte, während die Andern ihn gesehen, wollte er in die Erde sinken, denn er glaubte, er sähe ihn blos darum nicht, weil er nicht der Sohn des Königs wäre, den er für seinen Vater gehalten. Er befürchtete aber, sein Reich zu verlieren, wenn er etwas davon sagte und so begann er, den Teppich außerordentlich zu loben, merkte sich aber genau, wie die Meister ihn beschrieben hatten, und als er nach Hause zu dem Hofgesinde kam, fing er Wunderdinge zu erzählen an, wie schön und prächtig der Teppich sei, im Herzen aber war er voller Besorgniß.

Zwei oder drei Tage darauf befahl er seinem Gerichtsvogte, auch den Teppich zu betrachten. Dieser ging hin, da

webten die Meister wieder und sprachen wieder von den Figuren und Zierrathen, und da doch der König den Teppich gesehen, er aber nichts sehen konnte, glaubte er ebenfalls, daß er nicht der Sohn seines angeblichen Vaters, und es mithin um seine Ehre geschehen sei, wenn es die Leute erführen; und hatte daher der König den Teppich gerühmt, so rühmte er ihn nun noch tausendmal mehr. Als er aber zum Könige zurückkam und sagte, daß er das Gewebe gesehen und daß es das herrlichste und zierlichste Stück von der Welt sei, wurde der König immer tiefsinniger, denn wenn der Voigt, dachte er, alles gesehen, ich aber nicht, so ist kein Zweifel mehr, daß ich nicht der Sohn des Königs bin, wie ich geglaubt; und so stimmte er denn von neuem in das Lob von der Vortrefflichkeit des Teppichs und der Meister ein, die solche Arbeit vollbracht. Am folgenden Tage schickte er noch einen andern hohen Staatsbeamten in den Pallast, dem ging es aber wie es dem König und den Andern ergangen, und also wurden durch jene Besorgniß König und Unterthanen betrogen, denn Niemand traute sich zu sagen, daß er den Teppich nicht sähe.

So ging die Geschichte fort, bis ein großes Fest eintrat, da sagten alle zum König: er möchte sich zu dem Feste mit jenem Gewebe schmücken; die Meister brachten es, in feine Leinwand eingeschlagen, sogleich herbei, thaten, als wickelten sie's auseinander, und fragten, was sie daraus schneiden sollten? Der König bestimmte die Gewänder, die er haben wollte, sie aber stellten sich, als ob sie die Kleider zuschnitten, und als der Tag des Festes kam, brachten sie ihren Teppich geschnitten und genäht, und paßten ihm die Gewänder so lange an, bis der König, der sich nicht erkühnte zu sagen, daß er nichts sähe, vollkommen bekleidet zu sein vermeinte. Nachdem er aber nun so vortrefflich, wie Ihr Euch wohl denken könnt, gekleidet war, stieg er zu Pferde, um durch die Stadt zu reiten, und es war sein Glück, daß es eben Sommer war. Da nun das Volk ihn so daher kommen sah, und wußte, daß wer jenes Gewebe nicht sähe, ein Bastard sei, so glaubte ein Jeder, die Andern sähen es, und hielt sich selber, da er nichts sah, für verloren und beschimpft, wenn er's eingestünde. So wurde also das Geheimniß bewahrt, bis endlich ein Neger, der des Königs Stallknecht war und

nichts zu verlieren hatte, zum König trat und sagte: Herr, mir verschlägt es wenig, ob Ihr mich für den Sohn meines Vaters haltet oder nicht, und darum sage ich Euch gerade heraus und weiß es sicherlich, daß Ihr fasernackt einherzieht. Doch der König schlug ihn und sagte, er sähe seine Gewänder blos deshalb nicht, weil er der Sohn eines Andern sei als den er für seinen Vater hielte. Nachdem aber der Neger einmal herausgeplatzt, sagte ein Anderer, der es mit angehört, dasselbe, und so immer mehrere, bis der König und alle Andere ihre Furcht, die Wahrheit zu bekennen, fahren ließen und den Betrug erkannten, den ihnen die Schelme gespielt hatten. Als man aber diese aufsuchte, waren sie nirgends zu finden, denn sie hatten sich mit dem, was sie durch ihre List vom König erbeutet, schon davon gemacht.

Und wenn nun, Herr Graf Lucanor, jener Mann verlangt, daß keiner Eurer Vertrauten von seinem Geheimniß irgend etwas erfahren soll, so könnt Ihr sicherlich glauben, daß er Euch nur betrügen will. Denn wahrlich, was hätte er, der Euch keinen Dank schuldig ist, für Grund, eifriger Euer Bestes zu suchen, als alle diejenigen, die mit Euch leben und durch Wohlthaten verpflichtet sind, auf Euren Vortheil und Dienst Bedacht zu nehmen?

Der Graf, der den Rath weise fand, handelte darnach und befand sich wohl dabei.

> Wer Heimlichkeit vor Freunden Dir will rathen,
> Der scheut nur Zeugen seiner Schelmen-Thaten.

Die schöne Wienerin,

oder

Zu arm und zu reich.

Von Wilhelm Müller.

(Mit einem Stahlstich, nach dem Gemälde von Etienne Liotard in der Dresdener Bildergallerie.)

Es ist beinahe hundert Jahre her, als in Wien eines Abends zwei junge Männer in ein berühmtes Caffeehaus traten. — „Zwei Tassen Chokolade!" rief der eine, der ein recht

frohes, heiteres Angesicht zeigte, während der Andere mit finstern Blicken umher spähte. — Der Kellner brachte die Chokolade und empfing von dem Finstern einen unwilligen Blick. „Siehst du", flüsterte er seinem Gefährten zu, „sie ist abermals abwesend, abermals für den ganzen Abend verschwunden. Es ist eine Abenteurerin! o, wie konnt' es auch anders sein, ein Mädchen mit diesen Reizen, mit dieser Gestalt, und Aufwärterin in einem Kaffeehause!"

Sein Gefährte schüttelte den Kopf und erwiederte: „Es ist etwas Seltsames in deinem Betragen und in deinen Ansichten. Du liebst nicht deine ferne Braut; nur Familienrücksichten und Convenienz werden bei diesem Bunde berücksichtigt und dennoch glaubst du an Eugeniens Liebe und Anhänglichkeit, deren Herzlosigkeit dir doch nicht unbekannt ist. Dieses Mädchen aber liebst du mit der ganzen Gluth deines Herzens, und dennoch zweifelst du an ihrer Seelenreinheit."

Adolph senkte das finstre Gesicht in die Hand und erwiederte leise: „es ist wohl nicht ganz so, wie du sprichst. Meiner Mutter Bitten verlobten mich mit Eugenie. Du weißt, mein Ohm ist eben so rauh als bieder; seine trüben Erfahrungen und seine Wunden haben ihn zu einem scheinbaren Menschenfeinde gemacht. Ich habe es nie erfahren, weshalb er sich mit Eugeniens Eltern entzweite, ich weiß auch nicht, wer im Unrecht war. Meine gute Mutter aber glaubte dadurch eine Versöhnung herbeizuführen, wenn Eugenie meine Gattin würde. Ja", fuhr der junge Mann noch leiser mit stockendem Odem fort, „ich liebte Eugenie nicht; aber dem Flehen einer sterbenden Mutter widersteht kein guter Sohn; ich gab meine Einwilligung und somit erhellte ich die letzte dunkle Stunde der geliebten Mutter durch eine freundliche Hoffnung."

„Die aber nicht in Erfüllung geht", fiel Etienne, sein Gefährte, ein, „denn dein Ohm, der dir sonst immer so wohl wollte, anstatt versöhnt zu werden durch diese Verbindung, zürnte vielmehr heftig, als er die Verlobung erfuhr, und drohte, dich zu enterben."

„Er wird es nicht thun, sein Herz ist gut."

„Aber wenn er es doch thäte", rief Etienne, „würdest du auch dann dein Wort halten?"

Adolph hob stolz das Haupt empor und entgegnete verletzt: „Etienne! das Wort eines Ehrenmannes ist unverletzlich!"

Etienne fuhr mit unerschütterlicher Ruhe fort: „Aber wenn dann deine Braut dem völlig verarmten Bräutigam entsagt?"

„Sie wird es nicht", erwiederte Graf Adolph mit unsicherer Stimme, „sie wird, wie ich, Wort und Treue halten."

Etienne lächelte sonderbar und sprach: „gesetzt, es geschähe doch, was würdest du dann thun?"

„Dann!" — rief Adolph hoch aufathmend, aber er unterbrach sich selbst und erwiederte — „ich wäre unglücklich wie zuvor, denn, die ich liebe, ist meiner unwürdig."

Etienne faßte des Freundes Hände und bat mit freundlichen Lauten: „Adolph, du hast mir in diesem Augenblick deines Herzens tiefe Wunden gezeigt, gieb mir nun auch das letzte Vertrauen, sage mir, wie es kommt, daß du, sonst so arglos jeder Menschenbrust vertrauend, blos an der Sittenreinheit dieser Armen zweifelst."

„Ihre Schönheit — ihre seltene Anmuth — im Widerspruche mit ihrem Stande, ihr sonderbares, unausgesetztes Verschwinden an jedem Abend aus diesem Hause — und dann", fuhr der Graf mit gepreßter Stimme fort, „es ist mir als würde ich unglücklich, namenlos unglücklich sein, wenn der Himmel ihres Herzens so rein wie ihr Auge wäre."

„Welch eine Schattenseite deines und des menschlichen Herzens", rief Etienne erzürnt. „Ich will dir nicht weiter antworten, die arme Antonie nicht ferner nutzlos vertheidigen, aber folge mir."

Sie verließen das einsame Zimmer, in welchem kein Zeuge sie belauscht hatte und wanderten durch die stolzen, belebten Straßen Wiens immer mehr dem ärmern Theile der Stadt zu. Jetzt bog Etienne in eine enge, unerhellte Seitengasse. — „Wohin führst du mich?" fragte Adolph. — „Komm nur!" entgegnete der Freund wortkarg und noch immer verstimmt.

In dieser dunkeln Gasse war bereits jede Lebensthätigkeit geendet, die Hausthüren fest verschlossen, die verfallenen, kerkerartigen Häuser unerhellt.

Jetzt standen sie vor einem niedern Hause, dessen Laden noch nicht geschlossen waren und wo durch die Fensterscheiben

noch Licht schimmerte. Rasch schob Etienne den Freund zum Fenster hin und flüsterte: „schau, was sich dort begiebt.“

In dem kleinen, niedern Stübchen stand die Lampe auf dem unzierlichen Tische von schlichtem Tannenholz, und erhellte hinlänglich den engen Raum, um ein dunkles Trauerbild erkennen zu lassen. Auf dem dürftigen Lager lag ein Schwererkrankter, vor ihm kniete ein Mädchen von ungewöhnlicher Schönheit und schien ängstlich bemüht, des Kranken Leiden zu lindern. Sie richtete die Kissen unter seinem Haupte, reichte ihm Arznei und Labung, strich ihm mit sanfter Hand das wirre Haar aus dem bleichen Antlitz, schien ihm Trost und Hoffnung zuzusprechen und übte so das Werk der Liebe und Barmherzigkeit.

Der Graf wandte kein Auge von diesem Auftritt, sein Herz bebte und drohte die enge Brust zu sprengen; endlich, als aus seinem Auge die glühenden Tropfen niederfielen, errang er so viel Athem, um dem Freunde zuflüstern zu können: „um Gott! was begiebt sich hier?“

Etienne zog den Grafen von dem Fenster und flüsterte: „komm, daß man den Lauscher nicht gewahrt.“

Widerstandlos ließ sich der Graf weiter führen; nach einer Pause rief Etienne: „jetzt weißt du, wie und wo Antonie ihre Abende zubringt; willst du noch nicht an ihre Tugend glauben?“

„O, beschäme mich nicht noch tiefer“, rief der Graf, „erkläre mir die Räthsel, wenn ich nicht wahnsinnig werden soll. Ist sie nicht elternlos, wie wir glaubten, war jener Mann ihr Vater?“

„Ihr Rabenvater!“ entgegnete Etienne mit harter Stimme. „Feurige Kohlen sammelt sie auf dieses Menschen Haupt. Du sollst Alles wissen, aber frage mich nicht, wie ich es vernommen und erfahren habe.“

Der Graf drückte nur fester die Hand des Freundes und Etienne fuhr fort:

„Zwei östreichische Offiziere zogen in die Schlacht, welche gegen die Türken und rebellischen Ungarn geschlagen werden sollte; sie waren sich beide gleich an Rang und Lebensjahren, aber gar verschieden im Geschicke. Der eine war reich, hatte der Güter viele, aber eben daheim auch nichts anders als Geld und Güter zurückgelassen, eine Braut hatte ihm die Treue gebrochen,

denn ein noch Reicherer hatte um sie geworben und sie diesem ihre Hand gereicht; so waren die Tage dieses armen Reichen gedunkelt und sein Vertrauen an Weibertreue für immer vernichtet. — Der andre Krieger dagegen hatte nun wohl keine stolzen Schlösser, keine Güter; er war gar arm, aber er hatte, als er zum Kriege sattelte, ein treues liebes Weib und ein Töchterlein in der Wiege zurückgelassen; so wußte man eigentlich nicht, wer von Beiden der wirklich Reiche war, Erhard, dessen Ranzen und Börse immerdar leer war, oder Konrad, der mit allen seinen Schätzen sich keine Freude erkaufen konnte.

Beide Freunde nachteten in einem Dorfe des wild erregten Ungarlandes, noch fern von dem Hauptheere, noch fern von der vermeinten Schlacht. Da wurden sie geweckt aus dem sichern Schlummer durch wildes Kriegsgeschrei, durch prasselnde Flammen, welche überall die dunkle Nacht erhellten. Der furchtbare Tököly hatte das Dorf umzingelt und angezündet. Konrad und Erhard suchten die Oestreicher, wohl fünfhundert an der Zahl, zu sammeln und zu ordnen; aber die mehrsten lagen bereits im Todesfrieden auf blutiger Erde. Konrad wurde von den Feinden umringt, der Säbel eines Osmanen sauste auf ihn nieder und schlug ihm eine tiefe Wunde; er schien unrettbar verloren, als sein Freund, der treue Erhard, herbei eilte und zu seinem Schutze selbst die Todeswunde empfing, während Konrad von der blutigen Wahlstätte durch seine Getreuen davon getragen wurde. Als Konrad im Feldlazareth wieder die Augen erschloß und zum Bewußtsein erwachte, erfuhr er erst, daß sein Freund für ihn das Leben geopfert hatte. Der arme, oder der reiche Konrad, wenn Du ihn so nennen willst, soll seit dieser Zeit nie wieder gelächelt haben."

„Erhards Wittwe ließ sich aber bethören und heirathete nach mehreren Jahren wieder. Ihr zweiter Gatte war ein wüster, roher Mensch, der bald des armen getäuschten Weibes Herz brach, so daß nun die kleine Tochter Erhards allein unter der Obhut des harten Stiefvaters zurück blieb; dieser behandelte das Kind streng und grausam und zwang die arme Waise, als sie kaum erwachsen war, zum niedern Dienste unter Fremden. Aber der Vergeltung ernstes Gericht ereilte den Sünder; in den Bädern, in Paris, London und Venedig hatte er sein Vermögen in Spiel und Trunk vergeudet, jetzt kehrte

er krank, siech und völlig verarmt zurück. Seine ehemaligen Freunde und Genossen wollten ihn nicht mehr anerkennen. Hülflos, dem tiefsten Elende nah, lebt er nun in jener elenden Behausung, vor der wir vor wenigen Augenblicken standen. Da kommt nun die arme Waise, der er die Mutter mordete, die er zwang, unter Fremden ihr Brot zu suchen, jeden Abend zu ihm, pflegt ihn, tröstet ihn, lehrt ihn hoffen und beten, giebt ihm das Geld, welches sie erworben, erdarbt hat; und nimmer gedenkt sie der Zeit, wo sie um diesen Mann der Thränen so viele geweint, der Leiden so viele erduldet hat. Das ist Antonie von Eberfels, das ist Antonie, die man nur unter dem Namen: die schöne Wienerin, kennt. Und wenn du noch nicht die Ueberzeugung hast, daß dieses Mädchen Gott in ihrem Herzen trägt, so bist du ein Taub- und Blindgeborener."

Adolph drückte den Freund fest an die wogende Brust und eilte ohne Antwort von dannen.

An dem Frühmorgen des andern Tages saß der glückliche Etienne vor einem Pastelgemälde und malte mit Sorgfalt und Liebe. Gar lebend und voll wunderbarer Anmuth war das Bild. Da trat Adolph zu dem Künstler; des Grafen Blicke sanken sogleich auf das liebliche Gemälde nieder, lange stand er schweigend vor demselben, endlich flüsterten seine Lippen: „ja, so sah ich sie zum erstenmal, so stand sie vor mir und ich vergaß, von ihrer Schönheit und ihren Reizen geblendet, die Tasse in Empfang zu nehmen."

Der Künstler blickte lächelnd zu dem Freunde empor und fragte dann: „was ist dir, in deinen Zügen liegt eine seltsame Erregung, ist es Schmerz oder Freude?"

„Beides!" entgegnete Adolph, „du hast wahr gesprochen, mein Oheim hat mich enterbt."

„Wirklich! rief Etienne in ängstlicher Spannung, und weiter geschah nichts?"

„Cassandra! rief der Graf, auch deine zweite Vorbedeutung ist eingetroffen, Eugenia entsagt der Hand des Armen und vermählt sich mit dem reichen Starosten Rostomilskoi."

„O du Glücklicher!" jauchzte Etienne, „nun ist das Original dieses Gemäldes dein?"

„Wird sie" — fragte Adolph bangend.

„O du unverbesserlicher Zweifler,“ rief Etienne, „wenn du nicht eilst, so gehe ich und werbe für mich selbst um das schöne Kind! Fort! fort! jeden Augenblick, den du zögerst, hast du Deiner Seligkeit geraubt.“ Er schob den Freund zur Thüre hinaus, und mit einem schlauen Lächeln trat er wieder vor sein Gemälde und rief: „es ist gelungen!“. Aber nach einer Stunde kehrte der Graf bleich und verstört zu dem Freunde zurück: „auch sie hat mich verworfen,“ rief er ihm entgegen.

Der Maler ließ die bunte Kreide fallen und rief: „unmöglich! Antonie, dich?“

„So ist es,“ wiederholte Adolph tonlos: „wie ich sie auch drängte, wie ich auch bat und flehte, sie erbleichte zum Leichenbilde, sie zitterte, in dem Beben ihrer Stimme lag ein Gefühl, das mir die Gluth der heiligsten Liebe zu sein schien, aber dennoch blieb sie fest und unerbittlich.“

Der Künstler rieb sich die Stirn und fragte dann schnell: „hast du ihr gesagt, daß du arm bist.“

„Ich wagte nicht, es ihr zu gestehen, da um der Armuth willen mich Eugenie verschmähte.“

„Ach du Menschenkenner,“ rief Etienne in komischem Zorn, jene gab dir einen Korb deiner Armuth, diese deines vermeinten Reichthums wegen. Dort zu arm, hier zu reich! Ich sehe schon, ich muß dein Freiwerber werden. Komm! komm! ich will dem hübschen Kinde aufrichtig gestehen, welch ein armer Schächer du geworden bist, und wenn sie das hört, was gilt's! sie lispelt das Gewährungswort.“

Er nahm den Freund unter den Arm und eilte mit ihm von dannen.

Die arme Antonie in ihrem kleinen Stübchen nähte an dem Todtengewande ihres Stiefvaters, und heiße Thränen fielen auf die Arbeit nieder. War der alte Mann ihr auch eine bange Sorge und eine schwere Last gewesen, so fühlte sie sich doch durch dessen Tod völlig vereinsamt und verwaist. Ein andrer Schmerz, der in ihrer Brust wogte, und den sie sich so gerne selbst verbergen wollte, hatte keine Sprache, keinen Klagelaut. Da klopfte es an die Thür; Adolph und Etienne traten ein.

Antonie erschrack so heftig, daß sie sich nicht erheben konnte; das Todtenhemd entfiel ihren Händen und sie ver-

mochte nur diese bittend den Eintretenden entgegen zu halten. Aber Etienne nahte sich ihr freundlich, faßte ihre Hand und fragte mit seiner drolligen Gutmüthigkeit, der man nicht zürnen konnte: „warum, mein liebes Kind, willst du denn dem Armen da nicht deine Hand und dein Herz geben?“

„Ich bin eine Magd!“ flüsterte Antonie.

„Du bist ihm ebenbürtig,“ entgegnete der Künstler, „und dein Vater starb den Tod des Helden.“

„Aber ich bin auch eine Bettlerin!“ schluchzte Antonie lauter.

„Ei!“ rief der Künstler fast fröhlich, „da paßt ihr abermals recht gut zusammen; mein Freund ist auch nur ein armer Schächer, denn sein Oheim hat ihn enterbt.“

„Enterbt!“ fuhr Antonie erschreckt empor, „enterbt,“ wieder holte sie, indem sie des Grafen beide Hände faßte. „Armer Adolph!“ Diese, trauliche Benennung war die Verrätherin ihres Herzens geworden. „Reicher Adolph!“ jubelte der Künstler, indem er Antonie widerstandlos in Adolphs Arme [d]rückte. „Da hast du das Jawort!“

Antonie hatte nun kein Wort der Verneinung; sie lehnte das Haupt an des Geliebten Brust und flüsterte unter Thränen lächelnd: „wir wollen recht fromm bleiben, und immerdar arbeitsam und genügsam leben.“

Welche Liebenden glauben nicht den Muth zu haben, die Last der Armuth ertragen zu können. Ach, diese Täuschungen des Lebens sind so heilig als ihre Folgen oft schmerzreich sind.

Und während die Liebenden so ihre Freuden ausspannen, tanzte und lärmte der wilde Etienne einem Wahnsinnigen gleich, in dem Zimmer umher, aber bald wurde ihm das Stübchen zu eng. Er faßte den Freund; „komm, rief er, wir müßen dein Glück ausschreien in den Straßen und auf den Marktplätzen, müssen den Pfarrer und die Hochzeitgäste bestellen.“

Umsonst widerstrebte Adolph dieser Trennung, dem Freunde mußte der Wille geschehen. Und eh eine Viertelstunde entrann, war Antonie wieder allein, blickte gedankenvoll auf das Todtenhemd nieder und fragte, das Geschehene nicht fassend, sich selbst: „mein Gott, ist es denn möglich!“

Da tönten abermals schwere Tritte auf der Treppe, Antonie wähnte Anfangs, der Geliebte und sein Freund kehrten

zurück, aber ein alter Mann mit einem finstern Antlitz, das von Furchen und Wunden gleich sehr entstellt war, trat in die Thür und starrte auf die Jungfrau nieder. Endlich trat er einen Schritt näher und fragte: „sind Sie Antonie von Eberfels?"

„Ich bin es," antwortete sie.

Da zuckte es seltsam in den Zügen des alten Mannes; er schloß die Jungfrau fest in seine Arme, küßte ihr Stirn und Auge, und rief mit tief bewegter Stimme: „ja, das ist sein Antlitz, sein Auge!" und mit fast zaghaftem Bangen fragte er: „Kind, hast du mir geflucht in deinen schmerzreichen Stunden?"

„Um Gotteswillen," rief die noch immer befangene Antonie, „wie dürfte ich einem Menschen fluchen?"

„Doch, doch," fuhr der Alte fort, „du hattest ein menschliches Recht dazu, ich habe dir den Vater geraubt; um mich zu retten, fiel er im blutigen Kampfe. So bist du durch mich verarmt, so habe ich dein Leben verödet; zwar wollte ich nach Kräften gut machen, doch als ich aus den Stürmen des Krieges zurückkehrte, hatte sich deine Mutter bereits getröstet und einen Andern geehelicht. Da zuckte der Groll wieder auf in meinem Herzen. „Weibertreue", rief ich, denn mir selbst war noch Schlimmeres geschehen, und zog wieder von dannen. Nun aber vernahm ich, daß die Tochter meines Lebensretters als niedre Magd dienen müsse, und daß sie den Lohn ihrer Mühen mit demjenigen theile, der ihr die Mutter raubte. Da bin ich hierher geeilt; Kind, ich bin ein sehr armer Mann; ich weiß mich kaum mehr zu erinnern, was eine Freude ist, den letzten, den ich liebte, hat mir sein Starrsinn entfremdet, aber Gold und Güter hab' ich übergenug. Alles ist dein, — er warf ein Pack Papiere auf den Tisch — und ich will fortan von deiner Gnade leben!"

Die arme Antonie, betäubt von dem abermaligen Wandel ihres Geschickes, hatte keinen Dank. Wie von einem schönen Traume befangen, faltete sie ihre Hände und rief abermals: „ist es denn möglich!"

Da stürmten Adolph und Etienne ins Zimmer. „Oheim!" rief der Graf verwundert, und stürzte in des alten Mannes Arme.

Dieser blickte überrascht auf den Neffen nieder und fragte: „du nennst mich Oheim, du schließest mich an dein Herz; weißt du denn nicht, daß ich dich enterbt habe?"

„O, zu meinem Glücke," frohlockte der Graf, „dadurch gewann ich das Herz dieses herrlichen Mädchens."

„Wie," rief der Alte zweifelnd, „du heirathest dieses Mädchen, nicht die Tochter der Treulosen — "

„Nein, nein", entgegnete Adolph, „Antonie wird meine Gattin."

Jetzt schloß auch der Oheim den Neffen in seinen Arm, während er mit dem andern Antonie an sein Herz zog.

Alle waren glücklich.

Der Traum der Liebe wie der des Lebens ist diesen Glücklichen längst geendet. Aber der Künstler hat „der schönen Wienerin" Unsterblichkeit verliehn, denn noch jetzt weilt mit Bewunderung das Auge auf dem berühmten Gemälde des Etienne Liotard in der Dresdener Gemäldegallerie, das dem freundlichen Leser im Titelbilde dieses Büchleins vergegenwärtigt wird.

Wie sieht es auf den übrigen Weltkörpern außer unserer Erde aus?

Von W. Stieber.

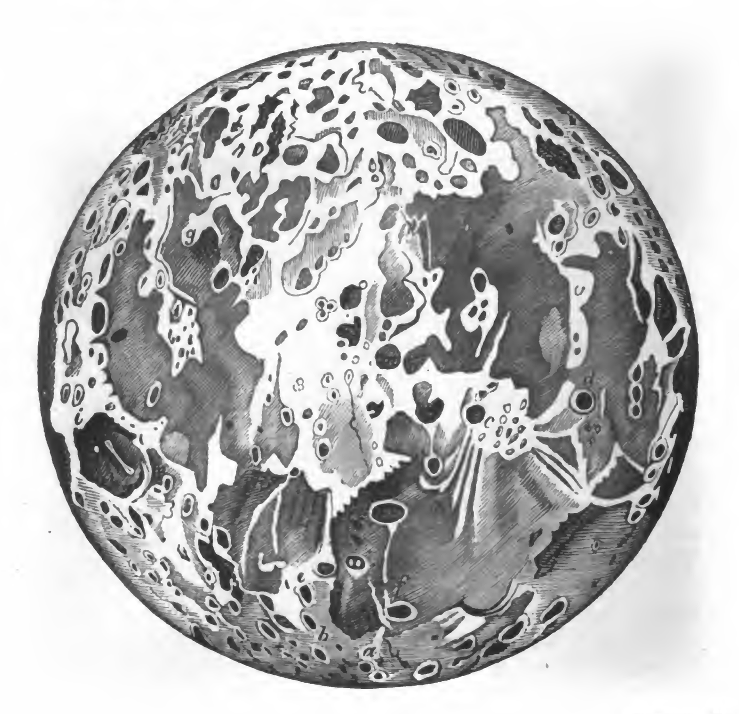
Nachdem wir öfter Gelegenheit genommen, unseren Lesern mannigfache, wunderbare Erscheinungen vorzuführen, welche die göttliche Allmacht unserer Erdoberfläche einverleibt hat, so können wir nicht umhin, uns auch außerhalb derselben ein wenig umzusehen und die verehrlichen Leser einzuladen, uns auf einer Lustreise, namentlich nach den übrigen Planeten unseres Sonnensystems, zu begleiten. Wir werden hierbei freilich wegen eines geeigneten Transportmittels in nicht geringer Verlegenheit sein, denn wollten wir mit unseren gewöhnlichen Postwagen fahren, so würden wir, selbst wenn wir Tag und Nacht zubrächten, schon zu einer Reise nach dem Monde sechs Jahre gebrauchen; ehe wir aber nach der Sonne gelangten, würde ein Zeitraum von etwa 2400 Jahren vergehen und uns hierbei wohl jedenfalls die Zeit etwas lang werden. Auch unsere Dampfwagen würden uns schlechte Dienste leisten, da wir auf ihnen bis zum Monde 270 Tage und bis zur Sonne eben so viel Jahre zubringen müßten. Selbst

wenn wir uns einer Kanonenkugel, welche in der Secunde 1500 Fuß durchläuft, als Reisepferdes bedienen wollten, würden wir bis zur Sonne 10 volle Jahre fliegen müssen. Der allgütige Schöpfer hat uns aber ein noch bei weitem geeigneteres Beförderungsmittel verliehen, welches pfeilschnell die unermeßlichen Räume durchdringen und vermittelst dessen wir uns im Moment von einem mächtigen Weltkörper auf den andern zu versetzen im Stande sind, nämlich den Gedanken. In ihm wollen wir daher, sicherer und ungestörter als im besten Postwagen, unsere Reise bewerkstelligen, ehe wir solche aber antreten, uns erst noch einmal in dem zu durchlaufenden Felde ein wenig orientiren, um dann den Reiseplan desto besser entwerfen zu können.

Der unendliche, nach allen Seiten hin unbegrenzte Weltraum ist mit einer unzählbaren Menge, nicht von Tausenden und Millionen, sondern von Billionen und abermals Billionen mächtiger Sonnen erfüllt, welche Fixsterne genannt werden. Die eigenthümlichen Eigenschaften dieser Fixsterne bestehen darin, daß sie sich zwar sämmtlich gleich einem Kreisel um sich selbst drehen, sonst aber auf einem Puncte festgebannt stehen, daß sie ferner ihr Licht nicht von fremden Weltkörpern empfangen, sondern solches aus sich selbst entwickeln, und daß endlich jeder derselben von einer Anzahl bei weitem kleinerer Weltkörper, sogenannten Planeten, umgeben ist, welche sich in ewigem Kreislaufe um ihren Fixsternen bewegen, und in ihm gleichsam ihren Wohlthäter verehren, von dem sie Licht und Wärme empfangen. Einer dieser Fixsterne ist unsere Sonne, und einer der Planeten der Sonne ist unsere Erde, indem diese letzteren in nachstehender Reihe: Mercur, Venus, Erde, Mars, Vesta, Juno, Pallas, Ceres, Jupiter, Saturn und Uranus die Sonne umkreisen. Die letzteren dieser Planeten sind wieder von noch kleineren Weltkörpern, sogenannten Monden, umgeben, denen sie ihrerseits zum Mittelpunct dienen und welche mit ihnen zugleich den Weg um die Sonne zurücklegen. Da die Zahl dieser Monde immer mehr zunimmt, je weiter die Planeten von der Sonne entfernt stehen, indem Mercur und Venus gar keinen Mond haben, von den Monden des Jupiter aber bis jetzt vier, denen des Saturn sieben und denen des Uranus sechs entdeckt sind, so ist es wohl möglich, daß diese Planeten mit

der Zeit sich zu selbstständigen Fixsternen und die Monde zu Planeten entwickeln und daß sogar in diesen höchsten Potenzen der Schöpfung alles in stetem Fortschreiten sich befindet. Doch wer kann dieses nur mit einiger Gewißheit zu behaupten sich vermessen, da zu solcher Entwickelung gewiß viele Millionen Jahre gehören.

Nachdem wir dies vorausgeschickt, wollen wir nun unsere Reise beginnen und zunächst dem Monde einen Besuch abstatten. Wir durcheilen die 51816 Meilen betragende Entfernung desselben mit einem einzigen kühnen Schwunge unserer Phantasie und sehen gar bald die Leuchte unserer Nächte als eine mächtige Kugel vor uns liegen, deren Durchmesser 468 Meilen und deren Masse also nur den 70sten Theil unserer Erde beträgt.



Die Oberfläche des Mondes ist bei weitem mehr zerrissen, als die der Erde. Denn es finden sich Berge auf derselben, welche fast noch höher sind, als die unsrigen und welche daher, da der Durchmesser des Mondes nur den vierten Theil dessen der Erde beträgt, verhältnißmäßig vier bis fünfmal höher sind, als die irdischen Berge. So erblicken wir auf der vorliegenden Abbildung unter a einen von den Astronomen mit dem Namen Leibnitz belegten Berg, welcher 25250 Fuß hoch ist; dicht neben demselben liegt unter b der Berg Dörfel, dessen Höhe fast 25000 Fuß beträgt. Einige dieser Berge bilden abweichend von der Construction unserer Berge steil ansteigende Kegel, ein großer Theil derselben ist aber zu langen Gebirgsketten vereinigt, von denen wir zwei sehr bedeutende, die eine Kopernicus, die andere Keppler genannt, unter c und d verzeichnet finden. Eine ganz eigenthümliche Erscheinung bilden die sogenannten Ringgebirge des Mondes. Es bestehen dieselben aus zirkelförmigen, gewöhnlich sehr regelmäßig geformten Einsenkungen in die Fläche des Mondes, welche nicht selten mehrere Meilen im Durchmesser haben, rund herum aber mit einer oft sehr hohen wallförmigen Einfassung umgeben sind und auf solche Weise einen ungeheuren Kessel von oft 20000 Fuß Tiefe bilden, auf dessen Grunde sich zuweilen ein neuer kegelförmiger Berg erhebt. Solcher Ringgebirge finden wir auf unserer Abbildung unter e und f verzeichnet. Ersterer führt den Namen Eudox und ist 12000 Fuß tief und 8 Meilen breit, letzterer wird Plato genannt und ist von noch größerem Umfange. Für die Augen der Erdenbewohner gewähren diese Ringgebirge einen überaus großartigen Anblick, wenn man in einen so unabsehbaren Schlund von drei Viertel Meilen Tiefe und von der Weite ganzer Provinzen hineinblickt. Hier könnte man Amphitheater und Colosseen bauen, gegen welche die so bewunderten Bauwerke der alten Griechen und Römer als Spielwerke erscheinen müßten und in denen den sämmtlichen Bewohnern von ganz Europa, Africa und America bequeme Sitzplätze angewiesen werden könnten.

Nach dieser Beschaffenheit der Oberfläche des Mondes kann es nicht zweifelhaft sein, daß dieselbe durch vulcanische Wirkungen ihre gegenwärtige Gestalt gewonnen hat. Der berühmte Astronom Schröter hat es durch die scharfsinnigsten

Berechnungen herausgebracht, daß die Masse der wallförmigen Einfassungen der Ringgebirge stets so viel beträgt, daß man mit solchen die von ihnen eingeschlossenen Höhlungen genau ausfüllen könnte. Hieraus muß man schließen, daß der Wall ehedem wirklich in der jetzigen Einsenkung gelegen hat. Was muß das aber für eine fürchterliche Gewalt gewesen sein, welche im Stande war, solche Wirkungen hervorzubringen. Gewiß ist früher die ganze Masse des Mondes in Gährung begriffen gewesen, und diese Ringgebirge haben sich hierbei nach der Art von Luftblasen gebildet. Nur hieraus läßt sich ihre merkwürdige, oft ganz genau zirkelförmige Gestalt erklären, wenn man nicht in solcher, wie dieses einige Astronomen versucht haben, die Beihülfe lebender Wesen erkennen will.

Am wesentlichsten unterscheidet sich die Construction der Mondoberfläche dadurch von der unsrigen, daß auf dem ganzen Monde kein Tropfen Wasser zu finden ist. Dieses erhellt ganz klar daraus, daß wir an dem Monde keine Spur einer Atmosphäre wahrnehmen können. Wenn ein Stern hinter den Mond tritt, so wird sein Licht, je mehr er sich der Peripherie des Mondes nähert, nicht allmählig schwächer, was nothwendig der Fall sein würde, wenn der Mond mit einem Dunstkreise umgeben wäre, sondern der Stern tritt plötzlich hinter die deckende Scheibe des Mondes. Auch schon die Beschaffenheit der Ringgebirge selbst deutet darauf hin, daß der Mond wasserlos sei, denn die tiefen Krater derselben müßten sich, wenn derselbe Wasser enthielte, sehr bald mit solchem anfüllen, zumal die innere Masse des Mondes viel lockerer ist, als die der Erde, und also den Zusammenfluß der Flüssigkeiten bei weitem eher zuläßt. Aber nicht eine Spur von Flüssigkeit nehmen wir auf dem Grunde jener Krater wahr, sondern derselbe erscheint uns rauh und uneben mit Bergen und Hügeln von oft nicht unbeträchtlicher Höhe besetzt. Man hat zwar einigen dunkleren Stellen des Mondes den Namen von Meeren gegeben, so findet man auf unserer Abbildung unter g das Nectar-Meer, unter h das Nubische, unter i das Crisische und bei k das Imbrische-Meer, aber jedenfalls ist dieses, wie spätere Beobachtungen ergaben, ganz mit Unrecht geschehen. Durch diesen Mangel des Wassers fehlen dem Monde eine Menge von Eigenschaften, welche den Schmuck und die Zierde unserer Erde bilden. Dort giebt es

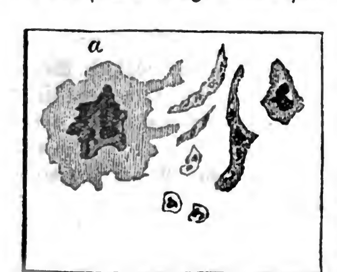
weder Morgen= noch Abend=Dämmerung, sondern der Tag geht und kömmt wie ein Blitz, daher erblickt man auch keine Abend- und Morgenröthe. Dort giebt es keine Gewitter, keine Ueberschwemmungen, keine Regenbogen, keine Wolken, keinen Schnee und Hagel, sondern der Himmel liegt den ganzen Tag über in steter einförmiger Klarheit ausgebreitet da.

Hiernach möchte man annehmen, daß der Mond völlig unbewohnt sei, da ohne Wasser kein lebendes Wesen, namentlich kein Mensch, zu existiren vermag. Dennoch können wir uns fest überzeugt halten, daß der Mond bevölkert sei. Wie würde denn der weise allmächtige Schöpfer, der keinen Halm, kein Blatt ohne Zweck geschaffen hat, eine solche ungeheure Masse als einen todten nutzlosen Körper in die Welt hineingesetzt haben? Ist denn nöthig, daß alle lebende Wesen uns Erdenbewohnern gleich geformt sind? Hat nicht der Allmächtige Mittel genug, um seine unerforschlichen Zwecke zu erreichen? Es leben ja selbst bei uns manche Thiere, wie die Kröten und Frösche, Jahrhunderte hindurch in harte Felsmassen ohne Zufluß von Wasser eingeschlossen und wie leicht kann es noch ätherische Flüssigkeiten geben, welche für unsere Augen nicht wahrnehmbar sind. Aus diesen Betrachtungen können wir gewiß den Schluß ziehen, daß der Mond und überhaupt jeder Weltkörper lebende Wesen, oft vielleicht höherer, oft auch niederer Gattung als wir sind, auf sich trägt, und daß der allgütige Gott über alle diese seine Geschöpfe wacht und regiert. Freilich muß ein solcher Mondbewohner anders beschaffen sein als wir sind.

Höchstwahrscheinlich giebt es übrigens auf dem Monde Wesen von ganz verschiedener Art. Denn uns ist stets nur ein und dieselbe Seite des Mondes zugekehrt, und noch kein menschliches Auge hat die Rückseite des Mondes erblickt, kein Menschenauge wird solche auch, wenigstens auf unserer Erde nicht, jemals erblicken. Die Rückseite des Mondes ist daher gewiß von ganz anderer Beschaffenheit als die vordere Seite. Den Bewohnern dieser letzteren bietet unsere Erde ein sehr schönes und prächtiges Schauspiel dar, sie sehen unsere Erde als eine feurige Scheibe dreizehnmal größer, als uns der Mond erscheint, und zwar erblicken sie uns, da der Mond die Erde fortwährend umkreiset, stets an derselben Stelle, aber eben so,

wie uns der Mond erscheint, nach vier verschiedenen Vierteln, sogenannten Phasen, wechselnd.

Nachdem wir auf diese Weise in die Geheimnisse des Mondes möglichst einzudringen versucht, wird es Zeit, denselben zu verlassen, da uns bis zur Sonne noch ein sehr weiter Weg von 20600000 Meilen vorliegt. Dieser Weltkörper wird unserer Wißbegierde aber eine bei weitem geringere Ausbeute gewähren als der Mond, da wir uns begnügen müssen, solchen nur in weiter Ferne zu beobachten. Denn auf ihm herrscht eine so ungeheure Hitze und eine so blendende Helligkeit, daß solche nicht nur unsere Augen, sondern auch unsere Körper auf der Stelle zerstören würde. Ueberhaupt bekommen wir von dem eigentlichen Körper der Sonne fast gar nichts zu sehen. Denn was unseren Augen erscheint, ist nur die blendende Hülle der Sonne, welche dieselbe in Gestalt einer Atmosphäre umschließt. Nicht selten nehmen wir in dieser Sonnenatmosphäre dunkele Stellen, sogenannte Sonnenflecken wahr, welche zuweilen so groß sind, daß in solche unsere Erdkugel 10 mal hineinpassen würde und welche stets von Osten nach Westen mit ungeheuerer Geschwindigkeit über die Oberfläche der Sonne hingleiten. Sie entstehen jedenfalls dadurch, daß die Sonnenatmosphäre an einigen Stellen zerreißt und den dunkelen Kern der Sonne durchscheinen läßt. Da sich neben den Sonnenflecken in der Regel auffallend helle Stellen, sogenante Sonnenfackeln, wahrnehmen lassen, so können wir hieraus schließen, daß auf der Oberfläche der Sonne stets ungeheure Revolutionen vorgehen. Wie verschiedenartig diese Sonnenflecken gestaltet sind, mögen unsere Leser aus den nachstehenden Abbildungen entnehmen. Dieselben enthalten zwei Sonnenflecken, welche an demselben Tage beobachtet worden sind.





Der größeste dieser Flecken a hatte die ungeheure Größe von beinah 60 Millionen Quadratmeilen. Ist die Sonne mit vielen solchen Flecken bedeckt, so vermögen solche natürlich einen nicht unerheblichen Einfluß auf unsere Witterung zu üben, wie dieses namentlich im Frühling des Jahres 1799 der Fall war.

Der Körper der Sonne ist von ungeheurer Größe. Ihr Durchmesser beträgt 188000 Meilen, ihre Oberfläche 111000 Millionen Quadratmeilen, ihr Inhalt aber 3500 Billionen Kubikmeilen. Aus der Sonne würde man daher 1300000 Kugeln so groß wie die Erde machen können, und alle Planeten unseres Sonnensystems zusammengenommen sammt ihren sämmtlichen Monden, betragen kaum den 550sten Theil der Sonnenkugel. Vermöge dieser ungeheuren Größe übt die Sonne die bedeutende Anziehungskraft aus, welche dazu gehört, die ihr untergebenen Planeten in stetem Kreislauf zu erhalten. Wir Erdenbewohner würden dort, ganz abgesehen von den übrigen uns nicht zusagenden Eigenschaften der Sonne, nur mit der größesten Anstrengung im Stande sein, den Fuß um einige Zolle vom Boden zu erheben, da wir dort 29 mal stärker angezogen werden und die Fußmuskeln deshalb eine 29 mal größere Last heben müßten als unsere Schenkel hier wiegen. Auch jeder andere Körper, der hier z. B. 50 Pf. wiegt, würde dort 13 Ctr. wiegen, weil ihn die Sonne 29 mal stärker niederzieht als die Erde.

Die Hitze auf der Sonne ist so groß, daß dort alle unsere edlen Metalle sofort zerschmelzen und wie Wasser verdunsten müßten. Demgemäß müssen auch die Bewohner der Sonne ganz anderer Natur sein als wir. Vielleicht sind es rein ätherische Wesen, welche sich nicht mit vergänglichen Leichnamen umherzutragen brauchen. —

Nunmehr wenden wir uns zum Mercur, als dem der Sonne nächsten Planeten. Er ist von ihr nur 8 Millionen Meilen entfernt, daher stets in ihrer Nähe wahrgenommen und sehr schwierig zu beobachten, so daß es in ältester Zeit berühmte Astronomen gegeben hat, welche diesen Planeten während ihrer ganzen Lebenszeit nicht gesehen haben. Wegen dieser seiner geringen Entfernung von der Sonne und wegen der ungeheuren Schnelligkeit, mit welcher er sich dahinwälzt, vollendet er seinen Lauf um jene schon in 87 Tagen, so

daß dort jede Jahreszeit nur 3 Wochen dauert. Der hierdurch entstehende schnelle Wechsel der Temperatur wird durch die große Hitze, welche auf dem Mercur herrscht, bedeutend gemildert. Unser Wasser würde dort fast immerfort sieden, unser Blut würde in mächtiges Kochen gerathen und die Adern zersprengen. Auch ist es dort achtmal heller, als auf der Erde. Wegen dieser Fülle an Licht und Wärme muß die dortige Thier- und Pflanzenwelt einen überaus prächtigen Anblick gewähren, und zwar um so mehr, als der Mercur mit einer starken Atmosphäre umgeben ist und also Flüssigkeit genug besitzt, seine Wesen zu ernähren. Auch die dortigen Menschen müssen nothwendig ganz anders organisirt sein als wir. An Größe übertrifft die Erde den Mercur 25 mal, dennoch hat derselbe Berge, welche nahe an 60000 Fuß, also mehr als doppelt so hoch sind, als unsere Berge.

Nunmehr kommen wir zur Venus. Sie erscheint uns unter dem Namen des Abend- und Morgensternes als der hellste und schönste aller Planeten. Ihre Größe kommt derjenigen der Erde fast gleich, ihr Abstand von der Sonne beträgt aber nur 15 Millionen Meilen und ihre Umlaufszeit um dieselbe deshalb nur die Hälfte eines Erdenjahres. Eine Athmosphäre finden wir auf der Venus auch, aber dieselbe ist bei weitem feiner als die unsrige und läßt auf einen nur geringen Vorrath von Wasser schließen. Merkwürdig ist die ungeheure, zuweilen fünf bis sechs Meilen betragende Höhe der dortigen Berge. Ein solcher muß eine unendlich schöne Aussicht gewähren, wenn es überhaupt möglich ist, die Spitze desselben zu erreichen, und noch lange hindurch im Purpurscheine der Abendsonne glänzen, wenn die umliegenden Ortschaften schon längst im Dunkel der Nacht begraben liegen. Der Himmel muß den dortigen Bewohnern wegen der Feinheit ihrer Atmosphäre fast in steter Klarheit erscheinen. Die Sonne sehen sie bei ihrer geringen Entfernung von derselben fünfmal größer als wir, und sogar unsere Erde erscheint ihnen unter günstigen Umständen bedeutend größer und heller, als uns die Venus.

Die Erde, als unsern eigenen uns wohlbekannten Wohnsitz übergehend, gelangen wir zum Mars, der aber nur wenig Merkwürdiges darbietet. Sein Inhalt beträgt nur den fünften Theil dessen der Erde, überdies ist seine Masse nur halb

so dicht, als diese, und seine Anziehungskraft daher wohl unter allen Planeten die geringste. Da er von der Sonne schon 32 Millionen Meilen entfernt ist, so beträgt seine Umlaufszeit um dieselbe 686 Tage und jede Jahreszeit dauert also auf ihm fast ein halbes Jahr unserer Zeitrechnung. Die Atmosphäre des Mars ist überaus dick, voller Flecken und Wolken und muß deshalb stets trübe erscheinen.

In der erst seit kurzer Zeit erfolgten Entdeckung der folgenden vier kleinsten Planeten Vesta, Juno, Ceres, Pallas hat der menschliche Scharfsinn einen seiner schönsten Triumphe gefeiert, denn dieselbe ist lediglich aus einer auf dem Resultate unserer früheren Erfahrungen gestützten Berechnung hervorgegangen. Wenn man nämlich die Entfernungen der Planeten von der Sonne in ihrer Reihenfolge zusammenstellt, so ergiebt sich aus solcher die nachstehende Proportion.

Mercur	4 und	0 mal	3 =	4
Venus	4 und	1 mal	3 =	7
Erde	4 und	2 mal	3 =	10
Mars	4 und	4 mal	3 =	16
Jupiter	4 und	16 mal	3 =	52
Saturn	4 und	32 mal	3 =	100
Uranus	4 und	64 mal	3 =	196

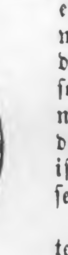
d. h. also, wenn Mercur von der Sonne 4000 Meilen entfernt ist, so ist Venus 7000, die Erde 10000, Mars 16000 u. s. w. entfernt.

Betrachtet man diese Zusammenstellung näher, so ersieht man, daß die zweite Zahlenreihe derselben stets um das doppelte wächst, daß aber zwischen Mars und Jupiter sich eine Lücke befindet, deren Proportionalzahl

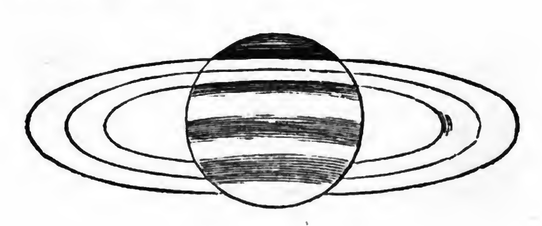
4 und 8 mal 3 = 28

lauten muß. Hieraus schlossen die Astronomen, daß sich in jener Entfernung von der Sonne noch ein bis dahin unbekannter Planet befinden müßte. Sie suchten daher emsig in jener Gegend und siehe da, am 1ten Januar 1801 wurde zuerst die Ceres, am 28sten März 1802 die Pallas, am 1sten September 1804 die Juno und endlich am 29sten März 1807 die Vesta entdeckt. Ihre Entfernung beträgt im Durchschnitt 300 Millionen Meilen, ihr Durchmesser nur 50 bis 60 Meilen. Aus dieser geringen Größe haben die meisten Astronomen schließen wollen, daß diese Weltkörper nur Stücke eines größeren seien, der durch irgend eine Revolution zertrümmert worden sei.

Viel mehr Interesse bietet der folgende Planet, Jupiter, dar. Er ist der größeste von allen und 110 Millionen Meilen von der Sonne entfernt, so daß, da er überdies sich viel langsamer um die Sonne dreht als seine Vorderplaneten, sein Jahr 12 unserer Jahre beträgt. Dagegen dreht er sich mit einer ungeheuern Geschwindigkeit um sich selbst und gewährt deshalb seinen Bewohnern in der Gegend seines Aequators nur sehr kurze Tage von höchstens fünf Stunden. Dahingegen betragen die Tage an seinen Polen 6 Jahre unserer Zeitrechnung und eben so viel die Nächte. Die Sonne erscheint den Bewohnern dieser Planeten viel kleiner als uns, dafür leuchten denselben aber am Himmel vier große Monde und gewähren gewiß ein sehr schönes Schauspiel. Dem Auge des Beobachters erscheint der Jupiter stets mit parallelen, meist feststehenden Streifen bedeckt, von der Art, wie solche die nebenstehende Figur ergiebt. Aus dieser Wahrnehmung haben einige Astronomen schließen wollen, daß die Atmosphäre des Jupiters sehr dicht und sogar von der Consistenz eines Breies sein müsse. Ob dieses aber wirklich der Fall ist, muß man dahingestellt sein lassen.



Der nunmehr zu betrachtende Planet Saturn bietet uns eine ganz eigenthümliche Erscheinung dar. Wir sehen denselben nämlich stets mit einem großen mächtigen Ringe umgeben, wie solchen die nachstehende Abbildung darstellt.



Dieser Ring ist jedenfalls ein fester Körper und nicht etwa eine bloße Lufterscheinung, denn er wirft einen deutlich wahrnehmbaren Schatten auf den Körper des Saturn. Dieser seiner Beschaffenheit nach muß dieser Ring den Bewohnern des Saturn, wenn er von der Sonne beleuchtet, gleich einem strahlenden Regenbogen am Horizont ausgebreitet liegt, ein sehr erfreuliches Schauspiel gewähren. Aus dem Umstande aber, daß man auf diesem Ringe regelmäßig aufeinanderfolgende Erhebungen von der beispiellosen Höhe von 200 bis 300 Meilen wahrnimmt, möchte man den Schluß ziehen, daß derselbe aus einer Kette nahe beisammenliegender Monde besteht, welche im Wege einer optischen Täuschung uns als eine zusammenhängende Masse erscheinen. Außer diesem Ringe besitzt der Saturn noch 7 Monde, deren er aber auch bei seiner so unendlichen Entfernung von der Sonne dringend bedarf, denn ihm erscheint letztere nur noch als ein Stern etwa so groß als uns die Venus erscheint. Seine Umlaufszeit um die Sonne beträgt 30 Jahre und die auf ihm herrschende Kälte muß kaum zu ertragen sein. Obwohl der Saturn 928 mal größer ist als die Erde, so ist er dennoch merkwürdig locker und besitzt nur die Consistenz unseres Lindenholzes.

Von dem letzten der Planeten, dem Uranus, bleibt uns wenig Erfreuliches zu melden. Er ist 360 mal größer als die Erde, seine Entfernung von der Sonne beträgt 400 Millionen Meilen, seine Umlaufszeit um dieselbe 84 Jahre. Für Wesen unserer Art wäre eine Existenz auf demselben nicht möglich. Denn da die Sonne ihm nur noch als ein kleiner Stern erscheint, so muß dort eine Dunkelheit und Kälte herrschen, welche durch seine vier Monde, wenn auch solche von bedeutender Größe sind, wenig gemildert zu werden vermag. Da dieser Stern wegen seiner ungeheuren Laufbahn am Horizont nur sehr langsam fortrückt, so hat man denselben früher für einen Fixstern gehalten und erst im Jahre 1704 ist derselbe von Herschel als ein Planet erkannt worden. Im Uebrigen wissen wir von demselben sehr wenig.

Indem wir nunmehr von den verehrlichen Lesern mit dem Wunsche, daß sich dieselben auf unserer Reise möglichst erbaut haben mögen, Abschied nehmen, werden uns dieselben gewiß noch die Frage aufwerfen: ist denn alles, was wir ge-

sehen und gehört haben, wirklich wahr und waltet dabei keine Täuschung ob? Wenn wir auch auf diese Frage nicht mit Darlegung specieller Gründe antworten können, da zum Verständniß derselben eine Bekanntschaft mit den tieferen mathematischen Wissenschaften gehört, so vermögen wir doch den Lesern die heiligste Versicherung zu geben, daß alles sich wirklich so verhält. Man erwäge nur, daß der Mond sich um die Erde und mit der Erde weiter um die Sonne dreht, daß seine Bahn also eine sehr verwickelte sein muß und daß unsere Astronomen dennoch die Sonnen- und Mondsinsternisse auf Stunde und Minute schon Jahrtausende vorher berechnen, und wir werden hierin den besten Prüfstein für die Richtigkeit ihrer Angaben finden.

Die Münchner Bierbeschau.

Schon ziemlich lange mag es sein,
Man zählte just das Jahr,
Als noch die alte Redlichkeit
In Deutschland üblich war.

Nun damal galt in München auch
Ein hergebrachtes Recht,
Wie man das neue Bier beschaut,
Der Brauch war gar nicht schlecht.

Drei Männer sandte aus dem Rath
Die Münchner Bürgerschaft
Zum Bräuer, ob das junge Bier
Geerbt des alten Kraft.

Ihr meint, die Herren aus dem Rath
Die tranken nun aus Pflicht,
Das mag die Sitte jetzo sein,
Doch damals war sie's nicht.

Sie gossen's auf die Bank fein aus
Und setzten drauf sich frei,
Und kleben mußte dann die Bank,
Erhoben sich die drei.



Die Münchner Bierbeschau

Sie gingen drauf mit selber Bank
Vom Tische bis zur Thür,
Und hing die Bank nicht steif und fest,
Verrufen war das Bier.

Doch wie hier unter'm Mondenschein
Auch gar nichts kann bestehn,
Und sich die Welt nur immerfort
Im Kreise pflegt zu drehn:

Es kam die aufgeklärte Zeit,
Und die war dünn und karg,
Und mit der Deutschen Redlichkeit
War's lang nicht mehr so arg.

Und matt und dünn und aufgeklärt
Ward da das Bier halt auch;
Und somit nahm ein Ende dann
Der alte, schöne Brauch.

Vielleicht, daß Gerst' und Hopfen man
Zu wenig heute pflegt;
Vielleicht auch daß vom Pfennigkraut
Zu viel hinein man legt.

Doch wird noch von der Bürgerschaft
Der alte Brauch geehrt,
Nur hat sie ihn, wie Andres auch,
In's Gegentheil gekehrt.

An ihnen klebt die Bank nicht mehr,
Drum kleben sie an ihr,
Und sitzen drauf wie angepicht,
Als wär's das alte Bier.

Und wer den Krug zum Munde führt,
Der setzt ihn nimmer ab,
Bis er den letzten Tropfen hat
Gebracht in's sichre Grab.

Der Dom zu Magdeburg.

Eine Erzählung von Gustav Nieritz.

(Mit der Ansicht des Domes in Stahlstich.)

Am Freitage vor dem Sonntage Oculi des Jahres 1785 befand sich ein nicht mehr ganz junger Mann in dem niederen Stübchen eines unansehnlichen Häuschens, welches in der Abendstraße der Sudenburg, einer Vorstadt Magdeburgs, gelegen war, unter der Scheere. Wie Simsons Haupthaar unter den Händen der treulosen Delila: also fiel auch das blonde des besagten Mannes unter dem Schneidewerkzeuge einer Frau, die zwar weder an Jugend noch an Schönheit einer Delila ähnelte. Sie war eine hohe Fünfzigerin und ihr blasses Gesicht mit unterschiedlichen Kummerfalten gezeichnet. Außerdem befanden sich noch fünf jüngere Personen in dem Stübchen, welche sich mit Instandsetzung von männlichen Bekleidungsgegenständen beschäftigten. Christel legte einen Busenstreifen in zierliche Fältchen; Hannchen plättete die nur erst an dem Ofen getrockneten Manschetten; Elise stopfte unterschiedliche kleine Oeffnungen in einem Paare baumwollener, schwarzer Strümpfe zu; Röschen putzte zwei große Zinkschnallen mit Branntwein und Trippel, und Volkmar ein Schuhpaar mit einer Composition von Ruß, Seife und Bieressig blank. Auf dem hölzernen Gange aber draußen bläuten Theobalds eifrige Fäuste einen schwarzen Anzug durch, an welchem nur Fäden, jedoch keine Wolle mehr zu sehen waren. Bereits prangten zwei gesteifte, kleinen Tonnen ähnelnde Locken an den Schläfen des jungen Mannes. Eben sollten dessen Hinterhaupthaare in einen schwarz gewesenen, nun vergilbten Beutel geborgen werden, als er das Schweigen brach. „Zum vier und dreißigsten Male“ — hob er seufzend an — „halte ich nun an. Gerade so vielmal, als ich Jahre alt bin.“

„Das ist eine gute Vorbedeutung“ — erwiederte die Mutter, richtete aber dabei den Blick in Thränen auf gen Himmel.

„Meinen Sie, liebe Mutter?“ antwortete der Candidat des heiligen Predigtamtes. „Ich glaube vielmehr, daß ich



Volks Kalender 1843

DER DOM ZU MAGDEBURG

zu den vielen abschlägigen Antworten noch eine mehr bekommen werde."

„Das kann — das darf nicht geschehen!" eiferte die Haarkünstlerin. — „Keinen Gott im Himmel müßte es mehr geben, wenn deine aufopfernde Liebe und Treue für mich und diese Waisen nicht endlich belohnt würden. Ja, Gott muß dir lohnen, was du an uns thust und bereits gethan hast. Zehn ganze, lange Jahre schon hast du mit Verläugnung deiner Gesundheit und — "

„O still, liebe Mutter!" bat der Candidat — „Gott widerstehet dem Hoffärtigen und nur dem Demüthigen giebt er Gnade. Nichts als ein unnützer Knecht bin ich, und wenn ich meine, Alles gethan zu haben, so war es blos meine Schuldigkeit."

Endlich war der Anputz vollendet. Aermlich, aber reinlich kleidete er den jungen Mann, den die körperliche Fülle eben nicht drückte. Als er von seiner Mutter Abschied nahm, fiel ihm diese bewegt um den Hals. „Deinen Ausgang segne Gott" — sprach sie sanft weinend. Und die sechs Kinder, die verwaiseten, welche der Bruder seines Vaters hinterlassen hatte, umringten ihren Ernährer, reichten ihm die Hand und sprachen andächtig nach: „Herr Vetter, Ihren Ausgang segne Gott."

Der Candidat ging, mit dem Ausdrucke eines schmerzlichen Lächelns auf dem blassen Gesichte. Nach fünf Minuten trat er in ein anderes Stübchen, das an Beschränktheit dem seinigen nicht nachstand. Die ältliche Frau, welche ihm hier zuerst aufstieß, empfing ihn mit dem Ausdrucke der Verwunderung: „Ei, Herr Magister! so zeitig und schon so geputzt?"

Bei diesen Worten erhob sich rasch eine Jungfrau von etwa 26 Jahren, die in emsiger Arbeit an einem Stickrahme gesessen hatte. „Du, hier, mein Karl!" — rief sie freudig — „zu so ungewöhnlicher Stunde?"

„Besieh mich doch, liebe Johanna!" bat der Candidat eilig — „ob ich etwa einen Schmuzfleck im Gesichte, oder ein Loch in den Strümpfen, oder eine aufgeplatzte Nath an mir trage. Jedermann, der mir begegnet, beschaut mich mit sonderbarem Blicke von oben bis unten, lächelt und bleibt wohl gar kopfschüttelnd stehen. Gern wäre ich deshalb sofort wieder heimgekehrt, wenn dies nicht eine üble Vorbedeutung hätte."

„Ich sehe nichts an dir“ — betheuerte Johanna, den Geliebten von allen Seiten musternd. „Nur schöne rothe Bäckchen hast du heute, die dir ganz allerliebst stehen.“

„Das macht die Scham“ — versetzte der Candidat, der sich jetzt zum Gehen anschickte. „Halt mich nicht auf, meine Johanna! Ich will wieder einmal die Runde machen und um die Frühpredigerstelle in der Domkirche anhalten.“

„Amen!“ sprach die Jungfrau andächtig.

„Nicht wahr, du hast die ewige Brautschaft längst schon satt?“ fragte der Candidat etwas bitter. „Diene ich — wie Jakob um Rahel — nicht bereits sieben Jahre um dich? Nicht verdenken kann ich es dir, wenn du endlich das verstickte und verstrickte Leben satt bekömmst.“

„Schäme dich, Karl, also zu sprechen“ — schalt Johanna. „Deinetwegen nur wünsche ich einen glücklichen Erfolg deines Vorhabens. Du reibst dich noch auf, bleibst du länger in deinem Joche.“

„Und du stickst dich noch auf“ — erwiederte jener und ging nach genommenem Abschiedskusse.

‚Der Herr Magister Sonntag wünscht den Herrn Rathsmann zu sprechen“ — meldete nach zwei Stunden eine Magd ihrem Herrn, welcher nebst einem Anderen bei einem guten Frühstücke saß. „Sag' ihm, er solle sich ein wenig gedulden“ — versetzte der Rathsmann, indem er seinem Gaste das Weinglas wieder füllte. „Ein Nebenbuhler von Ihnen“ — fuhr er lächelnd fort — „doch nur von der Frühpredigerstelle und nicht von meiner Tochter. Er ist ein armer Schlucker, ein Rennthier und Hungerleider, der sich mit einer Stickermamsell seit Jahren schleppt und nebenbei eine Mutter und sechs fremde Kinder zu erhalten hat. Wenn wir den Menschen ja zur Probe lassen, so geschieht es nur, damit Ihnen die Stelle desto gewisser zu Theil werde. Denselben auszustechen, dürfte Ihnen nicht schwer fallen, wovon Sie sich sogleich selbst überzeugen können; überdies, so oft er schon gepredigt hat, ist er in der Regel stecken geblieben.“

Der Rathsmann und der Bewerber um die Frühpredigerstelle, welcher mit seiner ansehnlichen Gestalt und seinen hochrothen Pausbacken den draußen harrenden Candidaten allerdings in den Hintergrund stellte, fuhren noch geraume Zeit fort, ihre Eßlust zu stillen und ihre Köpfe durch den Geist

des Weins zu erleuchten, bevor dem geduldigen Magister die Erlaubniß zum Eintritte ertheilt wurde. Nachdem derselbe in aller Demuth sein Gesuch vorgebracht und dasselbe mit mancherlei Gründen zu bevorworten gesucht hatte, wurde ihm die übliche, leidige Tröstung zu Theil, wobei sich der Bittstellende von seinem Nebenbuhler mit den Augen fast durchbohrt sahe. Trocknen Mundes und zweifelnden Herzens verließ endlich der arme Candidat den Rathsmann, um anderen Ortes seine Bewerbung unermüdlich zu wiederholen, eine Zeitversplitterung, welche er, den daraus entstehenden Ausfall am täglichen Brote zu decken, durch eine Nachtwache wieder ersetzen mußte.

Ein Zeitraum von fünf Wochen war vergangen, der Magister Sonntag wirklich zur Probe bestimmt worden, er selbst mit Ausarbeitung seiner Predigt beschäftigt. Tiefe, stille Nacht umfing ihn, als er bei dem Scheine einer Lampe die letzte Hand an seine Arbeit legte. Die Kinder schliefen längst schon in der anstoßenden Kammer. Nur die Mutter, durch die Sorge um ihren heißgeliebten Sohn munter erhalten, waltete, auf den Socken leise umherschleichend, noch im Stübchen. Eine Tasse voll rauchenden Kaffee's in der Hand, stand sie bereits eine geraume Weile hinter dem Stuhle ihres Sohnes, der ihre immer lauter gewagte Bitte, zu trinken, nicht beachten wollte. Endlich fiel ein heißer Tropfen ihm in den Nacken. Derselbe kam jedoch nicht aus der Tasse, sondern aus dem mütterlichen Auge — ein stilles Dankopfer für seine kindliche Treue. Karl sah auf, und die dargebotene Gabe annehmend, sprach er: „Geben Sie Achtung, liebe Mutter, ich bleibe gewiß wieder stecken."

„Du mußt dir diesen Gedanken aus dem Sinne schlagen" — versetzte Frau Sonntag — „sonst wird er zur fixen Idee und am Ende zur Wirklichkeit"

„Kann ich denn dafür?" klagte Karl. „So wie sich meine Augen zum Schlafe schließen, träume ich auf der Kanzel zu stehen. Mitten im Redeflusse unterbricht mich eine Stimme, von den Zuhörern unten ausgehend. Dann stammle ich, das Gedächtniß verläßt mich, und ich bleibe, wie gesagt, stecken. Ja, Mutter, wann ich übermorgen predige, darf ich weder Sie, noch die Kinder, noch Johanna erblicken. Sonst bin ich sogleich aus dem Concepte."

Die Mutter versprach dies und drängte ihren Sohn, sein Lager aufzusuchen.

Der Abend des nächsten Tages begann beinahe zu dämmern, als der Candidat Sonntag nach der Domkirche hinschritt. Das Herz drohte ihm zu zerspringen, so voll war es angsthafter Vorstellungen. Er begriff nicht, wie die Leute so ruhig auf dem Domplatze mit einander verkehren, wie zwei Reiter ihre Pferde courbettiren lassen und die Aeste der Bäume so ruhig verharren konnten. In ihm tobte der Sturm und darum sollte es nach seiner Meinung auch außen also sein. An der offenen Seitenpforte harrte seiner der Küster, den der Probeprediger um diese Gefälligkeit gebeten hatte. „Gleich dir mochte den hier Eingesperrten zu Muthe sein" — sprach er zu sich selbst, durch die hallenden Räume zur Kanzel hinschreitend — „als der grausame Tilly mit seinen Leuten draußen wüthete. Längst sind sie ihrer Angst baar, indeß die deine wohl noch 24 Stunden währen kann." Das hohe Kirchengewölbe, dessen schlanke Pfeiler von der untergehenden Sonne mit einem goldigen Scheine übergossen wurden, im Stillen mit der Kraft seiner Lunge messend, hob sich seine Brust immer mächtiger empor. „Herr Wendel" — bat er den Küster — „bleiben Sie hier stehen und horchen Sie, ob meine Stimme laut genug tönen wird, um überall verstanden zu werden." Unter heiligen Schauern schritt er hierauf die hölzernen Kanzelstufen hinauf. Nachdem der Candidat einen langen Blick auf die leeren Kirchenstühle umhergeworfen hatte, begann er mit voller Stimme: „Meine andächtigen Zuhörer in dem Herrn!" Hier hielt er inne, als wollte er selbst sich belauschen. Und wirklich gab das Echo der menschenleeren Kirche die Endsylben seiner Worte mit hohlem Schalle zurück. „Haben Sie mich gut verstehen können, Herr Wendel?" fragte er hinab. Und: „Wendel, endel, del", tönte es hier stärker, dort schwächer wieder.

„Sehr gut!" versetzte der horchende Küster hinaufschreiend — „fast zu laut, Herr Magister!"

„Gister, ister, ster" — spottete das Echo abermals, und der Candidat redete weiter.

„Lasset, meine andächtigen Zuhörer, den heutigen Sonntag, Misericordia Domini genannt, nicht fruchtlos an eurem Herzen vorüber gehen. Die Barmherzigkeit des Herrn ist's,

welche ihr mit Andacht und Dankbarkeit in Betrachtung ziehen sollet. Und wisset ihr nicht, daß Gottes Güte uns zur Buße leitet? Willst du die Buße noch, die Gott gebeut, verschieben? Nein — noch heute, weil du lebst und seine Stimme hörest, noch heute schicke dich, daß du vom Bösen kehrest.

Wollet ihr den Leuten zur Zeit der Sündfluth gleichen, welche aßen und tranken, freieten und sich freien ließen, und über welche der Tag des Verderbens schnell hereinbrach? habet ihr doch an euern eigenen Vorfahren ein warnendes Beispiel, als der schreckliche Tilly diese Stadt belagerte. Am Morgen des 10. Mai 1631 lachten die Einwohner noch und freueten sich des in Aussicht gestellten Friedens, und am Abend desselbigen Tages hatte der Sensenmann 30,000 von ihnen dahin gemähet. Darum ihr Mörder, die ihr eure Hände in Menschenblut getaucht habt — ihr Diebe, Meineidigen, Götzendiener — ihr Säufer und Ehebrecher, ihr Gottesleugner und Spötter, ihr bösen Väter, Mütter und Kinder, ihr Lügner und Verleumder — Alle, Alle, deren Gewissen von Sünden beschwert ist — machet euch auf und ergreifet die allbarmherzige Hand eures Gottes, auf daß er euch erlöse von eurer Strafe und der Hölle ewiger Pein.

Herr Wendel, haben Sie jedes meiner Worte, auch die schwächer gesprochenen, verstanden?"

„Leider Gottes", — brummte eine fremde Stimme — „besser als mir lieb ist."

Betroffen sah der Candidat hinab. Der Küster war verschwunden. Statt seiner lehnte eine lange Gestalt in blauem Reitermantel mit scharlachrothem Kragen an den Kirchenständen. Als sie bemerkte, daß der Prediger sich anschickte, die Kanzel zu verlassen, rief sie mit unwilligem Tone hinauf: „Fahre der Herr nur in seinem Sermone fort. Es ist nicht fein, den armen Sünder zwischen Thür und Angel stecken zu lassen. Hat der Herr das Höllenfeuer angeschürt, mag er auch zusehen, wie er es wieder auszulöschen vermag."

Diese Rede war nicht geeignet, den Probeprediger länger auf der Kanzel zu belassen. Als er, unten angelangt, bei dem fremden, langen Manne vorübergehen wollte, hielt ihn dieser mit den Worten an: „Herr! der Küster wird bald wieder da sein. Er läßt dem Herrn sagen, daß er nur zur

Uhr hinaufgestiegen ist. Unterdeß möchte ich gern einige Fragen von Ihm beantwortet haben. Ich bin kein Mann von der neueren Zeit. Deshalb nehme der Herr es mir nicht übel, wenn ich Ihn mit Er anrede. Er kann ja eben so zu mir sprechen. Doch zur Sache. Meint Er im Ernste, daß der Tilly dort oben schwarz angeschrieben worden sei, weil er und seine Leute einst hier etwas unglimpflich verfahren haben? Es war ja Krieg und der Tilly handelte blos im Auftrage seines Herrn und Kaisers."

„Aber nicht im Auftrage desjenigen Herrn" — versetzte der Candidat — „dessen erstes und größtes Gebot die Liebe ist."

„Also würde Er den Tilly nicht absolvirt haben, wenn dieser zu Ihm in die Beichte gekommen wäre?"

„Diese Frage kann ich deshalb nicht beantworten, weil ich nicht weiß, ob des Sünders Seelenzustand ein wahrhaft reuevoller und bußfertiger gewesen sei."

„Ich hätte schon Lust. bei Ihm einmal in die Beichte zu gehen. Dort sehe ich einen Beichtstuhl. Wie wär's, wenn Er gerade jetzt meine Beichte anhören wollte? Nicht immer verspürt man die Lust dazu und darum muß man dieselbe nie ungenützt vorüber gehen lassen."

„Dies darf ich nicht" — versetzte der Candidat — „indem ich noch nicht ordinirt bin."

„Was kümmert mich die menschliche Weihe, wenn Er nur die göttliche empfangen hat? Ich bitt' Ihn, mach' Er keine Umstände weiter."

Dem frommen Candidaten schauerte es hier. „Nein" — sprach er ernst — „nur der geweihte Diener des Herrn darf Beichte hören und die Absolution ertheilen. Außerdem würde diese heilige Handlung zum Gespött."

„Ich will Ihm meine Meinung hierüber offen sagen" — versetzte der Fremde. „Gleich wie der Doctor den menschlichen Leib studirt haben muß, so der Geistliche die Seele, auf daß er sie zu heilen vermag von ihren Fehlern und Sünden. Er ist Candidat des heiligen Predigtamtes, hat demnach die Seele und deren Krankheiten studirt, nur den Doctorhut noch nicht erhalten. Nun bin ich zwar auch kein Doctor oder Arzt. Allein wenn mir Jemand seine Noth klagt, daß ihm nicht wohl sei, so höre ich ihn willig an, suche ihm auch zu rathen, wie ich weiß und kann. Thut

dies doch jede alte Frau, deren erfahrener Rath manches Recept eines hochgelahrten Doctors beschämt. Ich will Ihm jetzt meine Seelennoth klagen. Darf Er nicht absolviren, kann Er mir doch wenigstens guten Rath, vielleicht auch Trost verschaffen. Also, nicht länger gezaudert, Herr, oder ich will Ihm zeigen, mit wem Er hier zu thun hat."

Trotz alles inneren Widerstrebens sah der Candidat sich doch gezwungen, dem Unbekannten in den Beichtstuhl zu folgen, welchen beide nach einer ziemlichen Weile erst wieder verließen.

Blaß und verstört kam der Candidat Sonntag heim. Den ängstlichen Fragen seiner Mutter wich er so lange aus, bis die Kinder zu Bett gebracht worden waren. Dann hob er unter einem tiefen Seufzer an: „Ach, meine gute Mutter! Welch' ein schweres, wichtiges Amt dasjenige eines Seelsorgers sei, habe ich jetzt erst aus einer Probe erfahren, welcher ich als Neuling kaum gewachsen war. Als ich vorhin im Dome den Klang meiner Stimme untersuchte, zwang mich ein Unbekannter, seine Beichte anzuhören. Sie war schrecklich. Der Fremde bekannte, wie er in seinem Leben gegen fast alle zehn Gebote gar gröblich, absonderlich gegen das zweite, dritte, fünfte, sechste und siebente gesündigt hätte. Nicht nur Einzelne — Hunderte, nein Tausende hatte er durch seine Leute berauben, ganze Dörfer abbrennen, unzählige Menschen tödten lassen, ja selbst mit eigener Hand getödtet! Diese schrecklichen Thaten gestand der Fremde gar nicht mit derjenigen Zerknirschung ein, welche sich für die Größe solcher Verbrechen geziemt hätte, und darum mußte ich ihm noch gehörig das Gewissen schärfen, ihm auch zu bedenken geben, wie nur dem reuevollen Sünder die göttliche Gnadensonne scheinen könne. Zuletzt that er mit sogar den Antrag, sein Beichtvater zu werden, der ihm und seinen Leuten vorpredigen könne, im Fall, daß ich die Frühpredigerstelle nicht erhielte. Nun rathet mir, liebe Mutter, was ich thun soll? Jedenfalls war der Mann der Anführer einer zahlreichen Räuberbande und mithin der allgemeinen Wohlfahrt sehr gefährlich. Da ich noch nicht ordinirt bin, so kann das mir im Beichtstuhle anvertraute Geheimniß meine Zunge unmöglich binden, und Pflicht wäre es, die Obrigkeit von der Gegenwart dieses schädlichen Menschen in Kennt-

niß zu setzen. Allein mein Gefühl sträubt sich wiederholt dagegen."

Frau Sonntag pflichtete ihrem Sohne bei, welcher hierauf klagte, daß der Vorfall mit dem Fremden sehr störend für seine Vorbereitung auf die morgende Probepredigt geworden sei und er nun um so mehr das Schlimmste befürchten müsse.

Der gefürchtete Sonntagsmorgen kam. Wiederum stand der Candidat Sonntag inmitten der Seinen, die ihm mit gepreßtem Herzen alles Glück zu seiner Probepredigt wünschten. Die Kinder nahmen so feierlich Abschied von ihm, als sollte er zum Tode geführt werden. Auch die Braut war zugegen, die ihren Bräutigam mit einem Paar selbstgefertigter Ueberschlägel beschenkte und dabei den Wunsch aussprach, daß er sie fortan alle Sonntage brauchen möchte. Der Beschenkte aber warf einen schmerzlichen Blick auf das eingestickte Kreuz und den Kelch und meinte, daß er den Leidenskelch zu leeren und sein Kreuz zu tragen jedenfalls auserlesen sei und er sich durchaus keine Hoffnung auf die begehrte Stelle mache.

„Dem Zweifler gebührt nichts!" — sprach die Mutter verweisend, und der Sohn trat seinen sauern Gang zur Domkirche an. Sie war noch öde und leer. Der Candidat verfügte sich in die Sakristei, wo er den Priesterrock anlegte und Johanna's Gabe, die Ueberschlägel umband. Als die Glocken festlich erklangen, dünkte es ihm, als tönten die Posaunen des jüngsten Gerichts ihm in die Ohren. Da jene schwiegen, erhob die Orgel ihre ernste Stimme und bald fiel der Gemeinde andächtiger Gesang ein. Die Lieder schlichen für den Harrenden mit Schneckenlangsamkeit vorüber und gleichwohl kam es ihm noch unerwartet schnell, als der Küster den letzten Vers anzeigte und die Sakristeithür öffnete. Bleich wie der Tod schritt der Magister durch die Reihen der Gläubigen zur Kanzel hin, das muthlose Auge starr zu Boden geheftet. Bald stand er oben; der Gesang verstummte; noch ein lauter, schwerer Athemzug — und des Redners Stimme erhob sich zum Gebete, welches, obschon kurz wie jedes derartige, dennoch seine Wirksamkeit nicht verfehlte und den Betenden mit höherem Muthe erfüllte. Ohne Unterbrechung gelang demselben der Eingang seiner wohl ausgearbeiteten Predigt, in deren Concept er während des Kanzelliedes noch-

mals blickte. Dabei konnte er sich nicht entbrechen, einen schnellen Blick nach dem Raths-Betstübchen hinüber zu werfen, in welchem diejenigen versammelt sich befanden, welche über sein künftiges Schicksal ihr Urtheil abzugeben hatten. Einer der Rathsherren schlief sanft; drei andere plauderten mit zusammengesteckten Köpfen; ein fünfter musterte die anwesende Gemeinde und nur ein sechster sang andächtig mit. Von ihnen versetzte er sich im Geiste in das Stübchen seiner Wohnung, wo in dieser wichtigen Stunde die Seinen gewiß heiße Wünsche für das Gelingen der Probepredigt zu dem Höchsten sendeten. Er sah Braut und Mutter auf den Knien liegen — die Kinder um sie herum — und — die Stille des gemeinsamen Gebetes verscheuchte die weiteren Bilder seiner Phantasie. Der Text war verlesen, das Thema aufgestellt und der Redner in der Darlegung des ersten Theiles begriffen. Immer ruhiger — freudiger ward sein Gemüth. Die Worte flossen ihm ja glatt wie Honigseim von den wieder gerötheten Lippen. Deutlicher zeigten sich seinem geklärten Blicke die Köpfe seiner Zuhörer unten, bis zuletzt — o Schrecken! seinen Augen eine blaue Gestalt mit einem feuerrothen Kragen begegnete. Ganz wider die übliche Gewohnheit lehnte sie an den Kirchenstühlen der Frauen und hielt den starren Blick auf den Prediger geheftet, dem dieser Blick zum versteinernden Medusenhaupte wurde. Sofort war das Gedächtniß weg — rein weg! Seine Stimme verging; dafür schien die des fürchterlichen Blaumantels wiederum die Worte ihm zuzurufen: „Fahre der Herr in seinem Sermone fort. Es ist nicht fein, den Sünder zwischen Thür' und Angel stecken zu lassen."

Er, der Candidat, aber ließ Niemand stecken, sondern blieb vielmehr selbst stecken. Hülfeflehend schaut' er empor zum Domgewölbe, auf daß der Herr selbst ihn erleuchten wolle. Ach, ein neues Truggebilde spiegelt sich ihm vor! Dort, auf der obersten Emporkirche und in dem fernsten Winkel hangen acht Köpfe über des Kirchenstandes Lehne herab. Sechszehn angsterfüllte Augen haften auf den seinen. Immer glühender, schmerzender bohren sie sich in sein Herz hinein. „Bedenk' o Sohn," — klagt das blaue Augenpaar der Mutter — „wie sauer du mir geworden!" — „Soll ich ferner die ewige Braut bleiben?" das dunkelbraune Johanna's.

„Vater, lieber Vater! uns hungert sehr!" rufen die der sechs Kinder. „Bleibe nicht stecken!" vereinen sie sich alle zur gemeinsamen Bitte. In ihrer Angst um den stockenden Redner vergessen sie ganz, ihre Gegenwart demselben zu verbergen. Den verzweifelnden Blick zieht er gewaltsam herab, ihn seinem Concepte zuzuwenden, dessen Blätter unter seinen zitternden Fingern um und um fliegen. Da streift sein Auge die Ueberschlägel, das hineingestickte Kreuz und den Kelch, und — „Darum, o Menschenkind!" ruft er, in seine Predigt sich zurückfindend — „in Zeiten mache den Ueberschlag deiner Sünden! Täglich verneuere dich im Geiste deines Gemüthes und ziehe den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in rechtschaffener Gerechtigkeit und Heiligkeit." Einmal den Fluß seiner Rede wiedergefunden, bleibt er in demselben bis an das Ende. Und obschon der Blaumantel immer höher und drohender vor ihm aufzuschießen schien, so daß er zuletzt mit dem abschreckenden Antlitze wie dicht vor dem Redner stand: so ließ dieser sich dennoch dadurch nicht irre machen. Alle seine dringlichen Ermahnungen und Bitten richtet er an den Furchtbaren, bis er, in Schweiß gebadet, endlich das Amen spricht.

Noch unterwegs umringen den Heimkehrenden die Seinen. „O wie schön" — jauchzen sie — „hast du gepredigt! Fast kein Auge blieb trocken. Stolz sind wir auf dich geworden."

„Bin ich nicht wiederum stecken geblieben?" versetzt der Belobte mit Zerknirschung.

„Gerade dieß machte eine besonders ergreifende Wirkung" — meinte Johanna und trocknete sich eine Freudenzähre in dem blitzenden Auge.

Acht Tage später saß der Candidat unter den Seinen. Ein versiegeltes Schreiben des Stadtrathes lag vor ihm auf dem Tische, das er mit unruhigem Auge betrachtete.

„Fasse Muth" — sprach Frau Sonntag —, „und entsiegle. Deine Berufung zur Frühpredigerstelle ist das Schreiben oder es wäre die größte Ungerechtigkeit."

„Lösen Sie selbst das Siegel" — bat der Candidat — „Aus Ihrem Munde will ich Leben oder Tod vernehmen."

Die mütterlichen Finger bebten sichtlich, als sie das Wachs von dem Papiere entfernten. Unruhig flog das Auge

über die wenigen Schriftzüge hin; doch schon in der nächsten Secunde wurde dasselbe von einem vollen Thränenstrome verdunkelt. Das Schreiben entsank der Hand, welche hierauf das Antlitz der getäuschten Frau verhüllte.

„Hab' ich es nicht prophezeit?" fragte der Candidat schmerzlich. „Theure Johanna" — wendete er sich zu der Geliebten — „fliehe fortan die Nähe eines zum Unglück Gebornen, der auf jedem Wege zum Glücke stecken bleiben muß. Ade, du hehres, heiliges Predigtamt, das mich ungeschickten Jünger von der Kanzel ausschließt." Betrübt ließ er das Haupt auf die Brust sinken. Umschlungen von großen und kleinen Armen, benetzt mit heißen Zähren der Seinen, saß der Candidat still und stumm im Stuhle.

Zweimal bereits war laut an die Thür gepocht worden, ohne daß es die Familie in ihrer gemeinsamen Trauer vernommen hatte. Jene that sich jetzt auf und herein trat die lange Gestalt im blauen Reitermantel. Die kecken, schwarzen Augen über der Habichtsnase blitzten feuriger und der Mund des Ankömmlings nahm den Ausdruck eines spöttischen Lächelns an, als die tragische Scene ihm bemerkbar wurde. „Und wenn ich es nicht schon aus sicherer Quelle wüßte" — hob er an — „so würde mir es dieser Anblick verrathen, daß der hochweise Magistrat einen Flachkopf diesem Herrn vorgezogen hat. Desto besser für mich, sage ich hierauf. Vielleicht gehet der Herr nun um so williger auf mein früheres Anerbieten ein, das ich hiermit nochmals wiederhole. Schlage sich der Herr die leidige Frühpredigerstelle aus dem Sinne und werde Er dafür mein Hofprediger mit einem doppelt so guten Einkommen. Und wenn der Herr alle diese großen und kleinen Anhängsel mit sich nehmen will" — er deutete auf die beiden Frauen und die sechs Kinder — „so sollen auch sie Platz bei mir finden."

Hier erhob der Candidat sein Antlitz ein wenig und murmelte dumpf vor sich hin: „O ja, das glaub' ich selbst — in der Hölle ist Platz für Viele." Dann versank er wieder in sein Dahinbrüten zurück.

„Ich habe bereits den Contract aufgesetzt" — fuhr der Blaumantel ruhig fort, indem er ein Papier hervorzog. „Der Schuft von Gastwirth besaß nur ein Gläschen voll rother Tinte — indeß thut dieß nichts zur Sache." Er hielt dem Ver-

nichteten den Bogen mit den blutrothen Schriftzügen hin. Diesen überlief jetzt die Galle. Zorngeröthet rief er dem Fremden zu: „Und wer sind Sie, mein Herr, daß Sie es wagen, in dies Haus des Jammers mit so viel Unbescheidenheit einzudringen?“ „Wer ich bin?“ fragte jener gelassen — „Der Teufel bin ich, der sich jedoch bekehren und fromm werden will. Darum eben begehre ich den Herrn da zu meinem Beichtvater und verspreche Ihm dafür sieben hundert Thaler jährliches Einkommen, freie Wohnung und Heizung.“ —

„Nicht auch freies Geleuchte?“ fragte der Candidat bitter. „Dem Teufel dürfte dies gar keine Ausgabe mehr machen, denn der Hölle Flammen leuchten sicher auch. Hebe dich weg von mir, du Versucher!“ fuhr er heftig fort — „Du bist mir ärgerlich!“ Er breitete die Arme nach den Seinen aus. „Herbei, ihr meine guten Engel“ — sprach er zärtlich — „stehet mir bei, daß ich die listigen Anläufe des Teufels besiegen möge.“

„Mein Herr“ — hob Frau Sonntag furchtsam an — „verzeihen Sie meinem armen, schwergebeugten Sohne seine sonderbaren Reden. Er befindet sich in einer großen Aufregung, die ihn die Worte nicht ruhig überlegen läßt. Wollen Sie uns nicht deutlicher sagen, wer Sie sind und aus welcher Absicht Sie sich hierher bemühten?“

„Ja, mein Herr!“ — bekräftigte der Candidat seiner Mutter Rede — „wir müssen erfahren, wer Sie sind. Sie haben mir Dinge offenbaret, die Sie als einen für die öffentliche Sicherheit höchst gefährlichen Menschen bezeichnen. Da ich nicht ordinirter Geistlicher bin, so hat das im Beichtstuhle abgelegte Geständniß für mich keine bindende Kraft und ich muß meiner Obrigkeit“ —

„Dieser Mühe kann ich den Herrn überheben“ — fiel der Fremde lächelnd ein. „Wer ich bin, steht in diesem Contracte geschrieben. Wünscht der Herr meinen übrigen Anputz, die Pferdefüße und sonstigen Attribute meiner teufelischen Majestät zu sehen, so“ —

Er warf den Mantel zurück. In der reich gestickten Uniform eines vornehmen Offiziers, die Brust mit mehreren Orden geschmückt, stand der Fremde in soldatischer Haltung vor dem Erstaunten da.

„Karl Clemens, Freiherr von Teiffel, königlich preußi-

scher Oberst und Besitzer der Herrschaft Wiebingen" — lasen jetzt die Augen der Mutter von der, auf den Tisch geworfenen Schrift des Fremden.

„Oberst von Teiffel!" sprachen die verwunderten Lippen Aller nach.

„Aber, gnädigster Herr" — begann der Candidat mit furchtsamer Stimme — „haben Sie nicht selbst sich des Raubens, Sengens und Brennens, des Mordens sogar angeklagt?"

„Allerdings. Auch ist etwas Wahres an meiner Selbstanklage. Den ganzen siebenjährigen Krieg habe ich mitgemacht. Daß ich beim Kampfe nicht der Letzte mit meinen Leuten gewesen sei, kann sich der Herr vorstellen. Mancher Feind hat unter meinem Säbel geblutet, ja sein Leben ausgehaucht. Mehr als ein Regiment Oestreicher und Reichstruppen habe ich mit meinen Leuten zusammengehauen oder in den Fluß gejagt. Wir nahmen, wo wir etwas fanden, ohne erst lange zu untersuchen, ob wir das Recht dazu hatten. Die Feinde aus ihrer gesicherten Stellung zu vertreiben, mußte ich mehrmals ganze Dörfer, einzelne Mühlen und sonstige Gebäude in Brand stecken."

„Ja, das ist etwas ganz Anderes!" — sprach hier Frau Sonntag mit erleichtertem Herzen.

„Ja, das ist etwas ganz Anderes!" — riefen der Candidat, seine Braut, die Kinder.

„Gewiß!" nickte der Oberst. „Auch habe ich mich in früheren Jahren über alle Bedenklichkeiten hinweg zu setzen gewußt. Allein, da man nun alt wird, fragt man sich doch zuweilen in einer einsamen Stunde, ob nicht diese oder jene That hätte unterbleiben können. Eine solche Stunde war es, die mich in den Dom führte, wo Seine paar Worte auf der Kanzel über den alten Tilly etwas ungestüm an mein Herz pochten. Die Stille und Einsamkeit des hehren Gotteshauses, die abendliche Dunkelheit, die geschichtliche Erinnerung an die blutigen Greuel des dreißigjährigen Krieges — Alles zusammen trieb mich, Ihm ein offenes Bekenntniß abzulegen und Seine Meinung darüber zu vernehmen. Damit Er aber nicht den Obersten von Teiffel absolvirte, wo Er vielleicht dem gemeinen Reiter nicht vergeben hätte, verheimlichte ich Ihm meine näheren Umstände. Und nun — die Pfarrerstelle in meinem

Wiebingen ist erledigt; ich bin Kirchen- und Schulpatron — Seine Probepredigt hat mir gar wohl gefallen — war es doch, als hielte Er sie absonderlich auf mich — schlage Er dem Magistrate und der Frühpredigerstelle hier ein Schnippchen und ziehe der Herr mit mir. Und wenn auch" — der Oberst warf einen lächelnden Blick auf die erröthende Braut und die entzückten Kinder — „das Dutzend noch voll werden sollte, so finden sie Platz in dem geräumigen Pfarrhause. Wird der Herr nun endlich den Contrakt unterschreiben wollen?"

Was hierauf erfolgte, male der Leser sich selbst aus.

Als die Kinder unter Freudenthränen dem Obersten die Hände küßten, sprach dieser freundlich: „Ei, wer hätte das gedacht, daß die lieben Engelein es mit dem Teiffel noch so gut meinen würden?! Nun, ihr sollt euch nicht in ihm getäuscht haben."

Die elektro-magnetische Kraft
in ihrer praktischen Anwendung.

Die Anwendung der elektro-magnetischen Kraft, besonders als Ersatz der Dampfmaschinen, womit sich viele Naturforscher beschäftigen, ist zum Tagesgespräch geworden. Unsere Leser haben sicher schon unser Streben bemerkt, sie sowohl mit historischen Begebenheiten als wichtigen Erfindungen unserer Zeit bekannt zu machen. So lesen wir nun auch in Zeitungen und anderweitig sehr viel von der gewaltigen Kraft und dem großen Nutzen, den man von den elektro-magnetischen Maschinen erwartet; die Wenigsten aber wissen, was eigentlich darunter zu verstehen sei und es wird ihnen willkommen sein, hier eine kurze Belehrung darüber zu finden.

Fragen wir uns nach dem eigentlichen Wesen der magnetischen sowohl wie der elektrischen Kraft, so stoßen wir gleich auf die Unzulänglichkeit des menschlichen Wissens. Wir beobachten und erforschen den Zusammenhang der Erscheinungen; wir finden auch, wie eins aus dem andern sich entwickelt; zuletzt aber stoßen wir immer auf eine geheimnißvolle Urkraft, die all unserer Forschung widersteht. Hier werden wir stets zum Geständniß unserer menschlichen Schwäche und zur Bewunderung

der allmächtigen Gottheit gezwungen; und der Uebermüthige, der geblendet von der wunderbaren Erkenntniß der Naturkräfte, welche der forschenden Wissenschaft bereits gelungen, sich weise dünkt und auf seinen Verstand vertrauen will, der steht betroffen da, wenn endlich all sein Verstand bei jener Urkraft seine eigne Schwäche erkennt, und beschämt wirft er sich in den Staub und betet zur Gottheit, dem Urwesen, wie er als Kind gebetet, und er gesteht, daß er eigentlich eben so wenig weiß, wie er als Kind gewußt. Einer der größesten und weisesten Naturforscher, der berühmte Newton, welcher vor mehr als hundert Jahren in England lebte, äußerte kurz vor seinem Tode: „ich weiß nicht, wie ich der Welt erscheine; aber mir selbst komme ich vor wie ein Knabe, der am Meeresufer spielt und sich damit belustigt, daß er dann und wann einen glatten Kiesel oder eine schönere Muschel als gewöhnlich findet, während der große Ocean der Wahrheit unerforscht vor ihm liegt.“

Die magnetische Kraft wurde schon im Alterthum an dem natürlichen Magnetstein, einem dunkelgrünen Eisenerz, entdeckt, der zuerst ohnweit des heutigen Smyrna in großer Menge gefunden wurde. Es giebt große Lager davon besonders in Schweden, in Chili, in China und in Ostindien. Dieser Magnetstein hat die Eigenschaft, Eisen anzuziehn. Die anziehende Kraft wird bedeutend erhöht, wenn man den Magnetstein zu beiden Seiten mit eisernen Schienen — sogenannten Armaturen — bekleidet. Ein Magnet der ursprünglich nicht mehr als eine halbe Unze zu ziehen vermochte, zog mit der Armatur zehn Pfund.

Legt man einen Magnet in Eisenfeilspäne, so zeigt sich, daß er nicht an allen Punkten gleiche anziehende Kraft besitzt, sondern vielmehr die Eisenfeile an zwei entgegengesetzten Punkten stärker als an den übrigen an sich zieht. Diese Punkte nennt man die Pole. Hängt man einen Magnet wagerecht an einem feinen Faden auf, so nimmt er eine unveränderliche Richtung an und kehrt immer wieder von selbst zu dieser zurück, wenn man ihn daraus abgelenkt hat. Diese Eigenschaft nennt man die Polarität des Magnets. Der Pol, welcher ziemlich genau nach Norden (Mitternacht) zeigt, heißt: Nordpol, der entgegengesetzte: Südpol. Bei zwei

Magneten haben die entgegengesetzten Pole Anziehung gegeneinander; die gleichartigen Pole dagegen stoßen sich ab.

Von den bisher besprochenen natürlichen Magneten unterscheiden sich die künstlichen. Man gewinnt nämlich durch Bestreichen von Eisen mit natürlichen Magneten wiederum Magnete, sogenannte: künstliche, welche alle Eigenschaften der natürlichen Magnete, und zwar in viel höherem Grade, besitzen. Man wendet zu den künstlichen Magneten ausschließlich harten Stahl an, indem Eisen und weicher Stahl den Magnetismus zwar leichter annehmen, aber auch sehr bald wieder verlieren, was bei hartem Stahl umgekehrt der Fall ist. Sehr vermehrt erhält man die magnetische Kraft, indem man mehrere künstliche Magnete mit einander verbindet und damit durch Bestreichen andre, noch stärkere künstliche Magnete hervorbringt. Aber die Darstellung der stärksten magnetischen Kraft geschieht durch Elektrizität, und obwohl es eine alte Erfahrung war, daß ein elektrischer Schlag und der Blitz, der nichts anderes ist als ein elektrischer Funke, Stahlnadeln magnetisch machen kann, so war es doch der neuesten Zeit vorbehalten, die Erzeugung der stärksten Magnete durch Elektrizität, und zwar durch galvanische oder Berührungs-Elektrizität, zu entdecken.

Die anfänglich allein bekannte Elektrizität war nämlich die durch Reiben erregte. Wenn man ein Glasrohr mit Flanell reibt, so erhält es an der geriebenen Stelle einige ganz neue Eigenschaften: es zieht kleine, leichte Körper, z. B. Papierstreifchen, Goldblättchen u. dergl. an, stößt sie aber bald darauf wieder ab; es bringt an empfindlichen Körpertheilen eine eigene Empfindung hervor; es riecht nach Phosphor; beim Annähern des Fingers sieht man im Finstern ein Leuchten und hört deutlich ein Knistern; endlich bringt es auch in andern Körpern Wirkungen hervor, die es vor dem Reiben zu erzeugen nicht im Stande war. In diesem Zustande, in welchem nebst dem Glase auch noch viele andre Körper, z. B. Harz, Siegellack, trocknes Holz und dergl. durch Reiben (durch andre Mittel aber auch alle übrigen Körper) versetzt werden können, heißen wir dieselben elektrisch, den Zustand selbst und die Ursache desselben: Elektrizität. Auf dieser Art der Elektrizität beruht die bekannte Elektrisirmaschine, welche so eingerichtet ist, daß eine größere Fläche leicht gerieben werden kann,

somit möglichst viel Elektrizität hervorgerufen wird, und daß dieselbe nach Belieben verwendet, durch besondre Erfindungen aber (die Kleistsche Flasche) auch verstärkt werden kann.

Es giebt eben so wie beim Magnetismus, zwei von einander verschiedene elektrische Zustände, wovon gleichfalls die entgegengesetzten sich anziehen, die gleichartigen sich abstoßen. Man nennt diese verschiedenen Zustände positive und negative, oder Glas- und Harz-Elektrizität, weil man jene gewöhnlich aus geriebenem Glase, diese aus geriebenem Harze erhielt.

Reibung ist indeß nicht das einzige Mittel, Elektrizität zu erzeugen, sondern unter gewissen Umständen werden die Körper auch schon durch bloße Berührung in diesen Zustand versetzt. Ludwig Galvani, Professor zu Bologna, machte nämlich im Jahre 1791 durch Zufall die Entdeckung, daß zwei verschiedene Metalle, z. B. Kupfer und Zink, mit einander in Berührung gebracht und hierauf wieder getrennt, auf die Art elektrisch wurden, daß das Zink positive und das Kupfer negative Elektrizität annahm. Diese einfache Elektrizität wird durch die voltaische Säule sehr verstärkt, welche aus einer größeren Zahl solcher Zink- und Kupferplatten besteht, welche aufeinandergeschichtet werden und zwar so, daß zwischen den Metallplatten noch mit verdünnter Säure getränkte Tuchlappen zu liegen kommen. An den beiden Enden der Säule, sowohl an dem Zink- wie an dem Kupfer-Ende ist ein Metalldraht befestigt, den man den Schließungsdraht nennt. Bringt man nämlich die beiden Drähte in Berührung, so strömen die entgegengesetzten Elektrizitäten in einander und man sagt dann, die Kette sei geschlossen. Was zwischen diese beiden Drähte gebracht wird, das erfährt eben dadurch die Wirkung der galvanischen Elektrizität. Diese Art der Elektrizität dient jetzt zur Verfertigung sehr großer Magnete, die ihrer Abstammung wegen Elektromagnete genannt werden. Wir verdanken diese Entdeckung dem dänischen Naturforscher Oerstedt, welcher zuerst fand (im J. 1820), daß der Schließungsdraht einer galvanischen Kette, in horizontaler Richtung über oder unter einer freischwebenden Magnetnadel, dieselbe aus ihrer natürlichen Lage ablenkte. Somit war der Zusammenhang der elektrischen und magnetischen Kraft entdeckt, der 1831 glän-

zend bestätigt wurde durch Faraday, welcher umgekehrt aus einem Magnete den elektrischen Funken und alle elektrischen Erscheinungen darzustellen lehrte. Die stärksten Elektromagnete sind bis jetzt von Henry und ten Eyk in Nord-Amerika dargestellt worden. Sie nahmen nämlich einen Eisenstab in Form eines Hufeisens von 3 Zoll Dicke, 30 Zoll Länge und 60 Pfund Schwere, umwanden dieses Hufeisen mit 26 Kupferdrähten von 31 Fuß Länge in vielfachen Windungen. Die Enden dieser Drähte wurden mit einem galvanischen Apparate von großer Wirkung in Verbindung gebracht, so daß sie zwischen die Schließungsdrähte kamen und die Kette geschlossen wurde. Das eiserne Hufeisen wurde dadurch Magnet mit einer Tragkraft von 2000 Pfund.

Bekannt ist die Anwendung der magnetischen Kraft zum Compaß. Da er immer nach Norden zeigt, so kann der Schiffer, der, nur Wasser und Himmel vor Augen, nicht wissen würde, nach welcher Richtung er steuern soll, sich danach richten, um nicht vom rechten Wege abzukommen, und ohne Compaß wäre jede größere Seereise unmöglich.

Man hat ferner versucht, die magnetische oder vielmehr die magnetisch-elektrische Kraft zu Telegraphen zu benutzen. Obgleich die auf einfache, sichtbare Zeichen gestützten Fernschreibemaschinen oder Telegraphen, welche unsere Leser gewiß schon gesehen haben, ziemlich vollkommen und brauchbar sind, so haben sie doch den Mangel, daß sie bei trübem Wetter und besonders bei Nacht keine Dienste thun. Diesen Uebelstand vermeiden die magnetisch-elektrischen Telegraphen. Sie bestehen in Kupferdrähten, welche von einem Endpunkte der Entfernung zum andern reichen. An den Endpunkten, wo die Beobachter befindlich, ist unter den Drähten eine freischwebende Magnetnadel angebracht. Diese Drähte durchläuft nun der galvanische Strom, wenn eine Nachricht mitgetheilt werden soll, und setzt dadurch nach der oben angeführten Entdeckung die freie Magnetnadel in Bewegung. Der Zeichengeber hat es in seiner Gewalt, die Magnetnadel rechts oder links, viel oder wenig in Bewegung zu setzen, und auf solche Weise lassen sich mannigfache Zeichen geben, deren eigenthümliche Bedeutung vorher verabredet sein muß. Ein solcher Telegraph ist z. B. vom Professor Steinheil in München errichtet. Um die Zeichen deutlich und verständlich zu machen,

sind noch vielerlei Vorrichtungen angegeben worden, welche mehr oder weniger zweckmäßig sind. Recht im Großen ist übrigens diese Art Telegraphen noch wenig angewendet worden.

Die hauptsächlichste Anwendung der magnetischen und elektrischen Kraft ist endlich: als Triebkraft zum Ersatz der Dampfmaschinen, welche in neuester Zeit viel Aufsehen gemacht hat und wovon man gegenwärtig große Erfolge erwartet.

Man denke sich einen senkrechten Eisenstab, der um eine wagerechte Axe drehbar ist, wie ein Windmühlenflügel. Dieser Eisenstab bewegt sich innerhalb eines Halbkreises von Eisen (Hufeisenform) wie der Zeiger einer Uhr zwischen dem Umkreise des Zifferblatts. Wenn nun der Stab und das Hufeisen durch einen elektrischen Strom zu Magneten gemacht werden, so wird der Stab in eine Schwankung versetzt, nämlich der Nordpol des Stabs wird zum Südpol des Hufeisens, der Südpol des Stabs zum Nordpol des Hufeisens hingezogen, nach der oben erwähnten Eigenschaft der Magnete, wonach die gleichnamigen Pole sich abstoßen, die entgegengesetzten Pole sich anziehen. Nun bewirkt man in dem Stabe eine plötzliche Umkehrung der Pole. Der vom Nordpol des Hufeisens angezogne Südpol des Stabs wird also selbst Nordpol, der zum Südpol hingezogne Nordpol wird selbst Südpol, Nordpol stößt Nordpol, Südpol stößt Südpol ab, also wird der Stab sofort eine kreisförmige Bewegung machen, d. h. der Nordpol zum Südpol des Hufeisens, der Südpol zum Nordpol hin eilen. Nun werden die Pole wieder umgekehrt, es entsteht also wieder die umgekehrte Bewegung und auf diese Weise kann man, indem man am Ende jeder Schwankung die Pole verwechselt, den Stab in fortwährender Schwingung um sich selbst erhalten. Die schwingende Bewegung läßt sich durch eine einfache mechanische Vorrichtung in eine drehende Bewegung verändern, und hierauf beruht die Anwendung dieser Kraft als Triebkraft. Jacobi und Lenz in Rußland, welche vorzugsweise sich mit diesem Gegenstande beschäftigt und uns eigentlich die neue Kraft erst recht kennen und anwenden gelehrt haben, konstruirten auch zuerst (1834) eine Maschine, welche aus einer größeren Anzahl so in Bewegung gesetzter Stäbe besteht, wodurch natürlich auch eine größere Wirkung erreicht und die Möglichkeit gezeigt war, die Sache im Großen auszu-

führen und als Triebkraft anzuwenden. Die Umkehrung der Pole, von welcher die fortgesetzte Bewegung abhängig ist, wird vermittelst einer besondern Vorrichtung, welche der Commutator heißt, bewerkstelligt.

Im Jahre 1837 ernannte die Russische Regierung eine Commission, welche unter Leitung des Prof. Jacobi Versuche über die Anwendung des Elektro-Magnetismus als Triebkraft für Maschinen, namentlich zur Bewegung von Schiffen, anstellen sollte. Die Commission hat diese Aufgabe wirklich gelöst und im Jahre 1839 befuhr ein Boot die Newa, dessen Bewegung eine galvanische Batterie von 64 Plattenpaaren (Zink und Platina) hervorbrachte. Es befanden sich 14 Personen auf dem Boote und die Geschwindigkeit war der eines Dampfbootes vollkommen gleich.

Nach den von Jacobi aufgestellten Gesetzen sind nun auch in Deutschland Versuche gemacht worden, jedoch ist ein bedeutendes Resultat noch nicht erreicht. Besonders haben die Versuche von Wagner in Frankfurt am Main die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Wiewohl sein Verfahren bis jetzt nicht genau veröffentlicht ist, so sind wir doch zu großen Erwartungen berechtigt, da er höhern Orts, nachdem er von seinem Verfahren Rechenschaft gelegt, bedeutende Unterstützung und Aufmunterung gefunden hat. Es war ganz vor Kurzem davon die Rede, daß er eine Locomotive zu Stande gebracht habe, welche nächstens auf einer rheinischen Eisenbahn den Dampfwagen ersetzen solle.

Der Mechanikus Stöhrer in Leipzig hat gleichfalls mit einigem Erfolg Versuche angestellt. Derselbe construirte vor einigen Jahren ein Modell, das er, um eine Drehbank zum Messingdrehen in Bewegung zu setzen, noch jetzt häufig anwendet. Der Kostenaufwand ist dabei sehr gering. Indeß ist es auch ihm bis jetzt nicht gelungen, eine größere Maschine der Art zu einem großartigeren Zwecke herzustellen.

Wir können daher weder unsere Erwartungen aufgeben noch dürfen wir als bestimmt erwiesen annehmen, daß die Anwendung der Elektromagnete als Triebkraft im Großen möglich oder doch im Vergleich zu den bisher bekannten Kräften zweckmäßig sei. Jedenfalls ist diese Kraft der größesten Aufmerksamkeit werth.

Die Anwendung der elektrischen und besonders der magne-

tischen Kraft als **Heilmittel** wollen wir nur ganz kurz berühren, da die Aerzte selbst zu sehr in ihrer Meinung abweichen, der Eine die magnetische Cur als das wundersamste Heilmittel, der Andere als Schwärmerei und Charlatanerie erklärt. Man hat zwar schon im Alterthum die magnetische Kraft als Heilmittel benutzt. Besonders war es aber der Schweizerische Arzt Mesmer, der vom J. 1773 an, zuerst in Wien, die magnetischen Curen vielfach anwendete, später damit ein außerordentliches Aufsehen machte und seiner Lehre gar viel Freunde und Feinde verschaffte.

Mesmer stellte die Behauptung auf, daß die Magnetstäbe, womit der Kranke bestrichen wird, nicht blos durch ihre eigne Kraft, sondern als Leiter einer von seinem eignen Körper auf den Kranken ausgehenden Kraft wirkten. Mesmer ging nach Paris und lenkte durch seine fast an Wunder gränzenden Curen Aller Aufmerksamkeit auf sich; so daß der König eine Comission der ersten Naturforscher und Aerzte in Paris zur Untersuchung der Sache ernannte. Das Urtheil der Commission fiel gänzlich gegen Mesmer's Heilmethode aus. Es erklärte, daß die Existenz eines eigenthümlichen, thierischen (animalischen) Magnetismus reine Einbildung sei. Einige wirklich erlangte Resultate schrieb die Commission der aufgereizten Phantasie, dem Aberglauben und der Schwärmerei zu.

Als darauf Mesmer wieder nach Deutschland zurück ging, trat die bezeichnende Thatsache ein, daß die deutsche Entdeckung, der wir Anfangs, als bei uns entstanden, wenig Aufmerksamkeit geschenkt, ja die wir verspottet hatten, nunmehr, als sie von Paris kam und daselbst Aufsehn gemacht hatte, mit Begeisterung von uns Deutschen aufgenommen wurde. Können wir es den Franzosen verdenken, daß sie in ihren Zeitungen sich über unsere Sucht lustig machten, Alles, was von jenseits des Rheins herüberkommt, anzustaunen und nachzuahmen? Die Schwärmerei für diese Methode ist, wie es mit allem gar zu schnell Entstandenen und mit übertriebener Begeisterung Aufgenommenen zu gehen pflegt, wieder eingeschlafen. Indeß ist in neuester Zeit diese Heilmethode von mehreren Aerzten wieder aufgenommen worden und zwar auf wissenschaftlichere und weniger nach Wundern schmeckende Weise; namentlich hat man die magnetisch-elektrische Kraft gegen Nervenkrankheiten in Anwendung gebracht. Indeß auch hier ist Vorsicht zu

empfehlen und wir müssen gleichfalls noch von der Zeit erwarten, was sich als wahr und in der Natur begründet, was als Täuschung herausstellen wird.

Um zehn Uhr!

Eine Alltäglichkeit aus dem wirklichen Leben.

Von Wilhelm Müller.

Rosette war ein recht hübsches Mädchen, freilich nicht halb so schön als sie es sich einbildete, auch war sie wohl gut und brav, aber nicht minder eitel und leichtsinnig. Sie war die Kammerjungfer auf dem Schlosse, hatte aber keinen beschwerlichen Dienst; das gnädige Fräulein, ihre Herrschaft, war die Gespielin ihrer Kinderjahre und mehr ihre Freundin als ihre Gebieterin. Dennoch fühlte sich Rosette nicht ganz glücklich in ihrer abhängigen Lage, denn sie befahl lieber, als daß sie gehorchte, und somit sah sie mit Sehnsucht dem Augenblick entgegen, wo ihr verlobter Bräutigam, Theodor Warten, sie heim führen werde in sein Eigenthum.

Theodor war der wackerste Jüngling und zugleich der Sohn des reichsten Mannes im Städtchen, der freilich nur ein Schneider war, aber vor dessen Gelde sich selbst der stolze Bürgermeister demüthig beugte.

Das zweite Jahr des siebenjährigen Krieges hatte begonnen; überall herrschten mächtige Kriegsrüstungen; von Mailands fruchtbaren Gestaden wie von dort her, wo der Born der Schöpfung im nimmer schwindenden Eise erstarret, zogen Streiter einher, um den Heldenkönig, Friedrich den Großen, zu besiegen.

Unter dem dumpfen Schalle einer alten Trommel, früher das Eigenthum eines Bärenführers, und unter den Mißtönen einer verbogenen Trompete zog ein neu geworbenes Corps der Reichs-Executions-Armee in das Städtchen. Es war eine gar seltsame Kriegsschaar, so bunt und ungleich wie wir sie uns in den jetzigen Zeiten nicht mehr denken können; lebensmüde Greise, unbärtige Knaben, Lahme und Schielende in den verschiedenartigsten Wehren und Waffen. Der Lieu-



Um zehn Uhr

tenant und Führer dieser Helden wider Willen war unterwegs am Zehrfieber erkrankt, so befehligte den Zug ein Goliath, der sich Wachtmeister der Infanterie nannte. Ein ehrsames Nonnenkloster hatte ihn geschickt, um der Verpflichtung zu genügen, zu der löblichen Reichs-Executions-Armee einen Wachtmeister zu stellen; da aber bei der Reiterei schon alle Posten besetzt waren, so trat dieser Heros, ohne auf seine Benennung Verzicht zu leisten, zu der Infanterie über. Als der Erste dieser Tapfern erhielt er auf dem Schlosse sein Quartier.

In dem Gasthof zum rothen Löwen ging es am andern Tage recht laut und fröhlich zu; alle Politiker und alle Neugierigen der Stadt und der Umgebung drängten sich dort zusammen, denn der Herr Wachtmeister Brillant hatte die Trinkstube mit seiner Gegenwart begnadet. Es war ein gar stattlicher Mann, Franzose von Geburt, mit einem gewaltigen Schnurrbarte, den er im Feuer des Gespräches martialisch zu streichen pflegte, angethan mit einer etwas konfusen Uniform und einem Paar hohen Zugstiefeln, die groß genug waren, um seinem kleinen Tambour im Falle der Noth als Nachtquartier dienen zu können. Aber mehr als das prunkende Gewand und die klirrende Waffe an seiner Seite imponirte der Mann durch sich selbst. Seine Rede, in der er immerdar nur von sich selber sprach, war ein nimmer verhallendes Donnerrauschen und man konnte, wenn man so sah, wie sein Auge bei jedem geleerten Becher immer sengender aufleuchtete, wohl seiner Versicherung Glauben beimessen, daß er bestimmt sei, den Markgrafen von Brandenburg selbst gefangen zu nehmen. Welche Wunderthaten zu Wasser und zu Lande hatte dieser Mann nicht schon geübt; allen Potentaten des Erdbodens hatte er bereits gedient, war sogar im Lande der ungläubigen Türken gewesen und bis zur Grenze der tintengefärbten Menschen vorgedrungen.

Aber mehr noch als seine Heldenthaten bewunderten die ehrsamen Kleinstädter sein Glück und seine Siege bei dem schönen Geschlechte. Da war kein Weib vom Weibe geboren, so prahlte er, das seiner Anmuth, seiner Ritterlichkeit hatte widerstehen können. In dem Lande der Hispanier hatten sich zwei Nonnen und noch etliche minder Fromme seinetwegen

vergiftet; in der unchristlichen Türkei mußten unter Jammer und Thränen drei schöne Sultaninnen sich selbst die Linnensäcke nähen, in welche sie gesteckt und in den Bosporus gestürzt werden sollten, blos weil sie nach diesem Unwiderstehlichen geseufzt und geblinzelt hatten. In Frankreich hatte sich eine Herzogin und eine Nätherin, beseelt von gleichen Gefühlen, im Kohlendampfe erstickt, als er von dannen zog; in der Themse schwammen eines Tages die Leichname von vier schönen Lady's, weil er einer fünften freundlich zugelächelt hatte.

Und wie er so sprach und bei seinen Zuhörern Staunen und Bewunderung erregte, ging eben Theodor Warten an dem Gasthofe vorüber. Da hustete ein melancholischer Schuhmachermeister, der nur äußerst selten an dem Gespräche Theil zu nehmen pflegte, faltete die Hände wie zum Gebete und flüsterte leise: mit Verlaub, geehrter Herr Wachtmeister der Infanterie; viele Frauenherzen mögen eure Reize schon erobert haben, aber die Braut jenes jungen Mannes, mit der ihr unter einem Dache wohnt, ist felsenfest, und ihr würdet sie nicht einmal verleiten, mit euch den Ball zu besuchen, den eine wohllöbliche Bürgerschaft den hochlöblichen Kriegern zu Ehren Morgen hier veranstalten wird.

Da schlug der Held mit der Faust auf den Tisch, daß Gläser und Becher klirrend empor tanzten und rief: es gilt die Wette um ein Dutzend Flaschen Wein, morgen tanze ich hier mit der Braut und übermorgen, wenn eure Kirchenuhr zehn schlägt, bringe ich euch ein Liebespfand von dem Mädchen.

Es gilt, ächzte der Melancholische und reichte seine dürre Hand dem Unwiderstehlichen zum Einschlag entgegen.

Die andern Gäste ließen Wein und Bier unberührt stehen und starrten sich verwundert an, ohne das Geschehene begreifen zu können. Der Schuhmacher, so außerordentlich geizig, daß er in dem Gasthofe nur von dem Biere trank, dessen krankhaften Zustand der Wirth durch eine Wasserkur zu verbessern suchte, wettete nun keck und wohlgemuth um zwölf Flaschen des theuersten Weines. Aber die Wunderbegebenheiten im rothen Löwen steigerten sich, denn nach abgemachter Wette ließ der trübsinnige Geizige sogleich ein halb Dutzend Flaschen durch den Wirth herbei bringen und bat den Wachtmeister, fleißig zu trinken. Er selbst trank nun zwar nicht,

aber man konnte es ihm ansehen, daß es ihm wohl that, wie der mannhafte Brillant Flasche um Flasche leerte. Und wie er nun spät am Abend in seine einsame Dachwohnung heimkehrte, lächelte er so seelenvergnügt vor sich hin, wie er seit Jahren nicht gelächelt hatte.

Was trieb den menschenfeindlichen Geizhals zu dieser Wette und dieser Verschwendung? — Er hatte einst um Rosette gefreit und war mit einem Korbe schnöde abgewiesen worden.

Theodor saß bei seiner Braut in ihrem Stübchen; sie war heute freundlicher, liebevoller als sonst gegen ihn, doch schien sie etwas befangen und verlegen. Da fielen des Bräutigams Blicke auf ein Gewand, das in bauschigen Falten über einem Stuhl hing. Gehört dies herrliche Kleid deiner Herrschaft? fragte Theodor gleichgültig.

Es gehört mir, lieber Theodor, erwiederte Rosette, ich erhielt es von dem Fräulein zu meinem Geburtsfeste und will es heute zum erstenmal benutzen.

Ei! fragte der Bräutigam verwundert, was soll denn heute geschehen?

Es ist, fuhr Rosette mit leiserer Stimme fort, heute Ball in dem rothen Löwen, und ich bin auch zu demselben geladen.

Du! rief Theodor, indem er sich rasch von seinem Sitze erhob, du zu dem Balle, der den Soldaten zu Ehren gegeben wird? wer hat dich eingeladen?

Der Herr Wachtmeister selbst, erwiederte Rosette kurz, des Bürgermeisters Töchter selbst würden sich durch solche Einladung geschmeichelt fühlen.

Theodor war wieder ruhiger geworden und versetzte nur: du scherzest, liebe Rosalie, kein unbescholtnes Mädchen, schutz- und elternlos, würde an solch einem Feste Theil nehmen. Du kennst den strengen Sinn meiner Eltern und wirst sie gewiß nicht kränken.

Ich will es auch nicht, entgegnete Rosalie, indem sie in Thränen ausbrach, ich will mich ja einkerkern und jeder schuldlosen Freude gerne entsagen. Ach, ich seh' es kommen, das dunkle Loos meiner Zukunft; diese störrische Härte, welche du mir zeigst, ist nicht Liebe.

Solchen Thränen, solchen Vorwürfen hatte bis jetzt ihr Bräutigam noch nie widerstanden und so hoffte sie auch jetzt zu siegen. Aber diesmal geschah es nicht; Theodor wandelte seinen Sinn nicht, sondern als sie nun da saß, schmollend das Köpfchen in die Hand gesenkt, trat er recht freundlich zu ihr, faßte ihre beiden Hände, drückte sie an die treue Brust voll Liebe und sprach: Rosette, es darf nicht sein, daß du diesen Ball besuchst. Ich werde heute Abend wiederkehren, du wirst dann ruhiger sein, und selbst die Gründe, welche ich dagegen habe, gerecht finden. Ich aber will das kleine Opfer, welches du mir heute bringst, dir immerdar zu vergelten suchen.

Er ging, ohne ihre fernere Antwort abzuwarten; sie aber saß da, grollend, beschämt und ohne Fassung. Sie hatte dem Wachtmeister ja bereits die Zusage gethan, ihn auf den Ball zu begleiten. Der Mann war so gut und so fein gebildet; er hatte über die Müllerstochter, die man für das schönste Mädchen der Umgebung hielt, nur mit mitleidigem Achselzucken gesprochen; dagegen ihre Anmuth, ihre Bildung belobt und ihr zugeschworen, er hätte sie Anfangs für das gnädige Fräulein selbst gehalten. — Und diesem Manne sollte sie ihr Wort brechen und sich in seinen Augen lächerlich machen. Unmöglich! Und doch forderte es der Verlobte so. — Einen Augenblick erstand noch der heilige Warner in ihrer Brust; sie gedachte Theodors reiner Liebe, des strengen, unbescholtenen Sinnes seiner Eltern, aber Leichtsinn, Eitelkeit und falsche Schaam behaupteten ihre Macht; Theodor wird einige Tage schmollen, sprach sie beruhigend zu sich selbst, und sich dann wieder versöhnen lassen.

So begann das Trauerspiel, das sich vielleicht schon tausend und tausendmal im Leben wiederholt hat, ohne daß das arme Menschenherz dadurch belehrt worden wäre.

Es war noch früh am Tage, als Rosette wohlgeputzt an dem Arm des mannhaften Brillant durch die Straßen des kleinen Städtchens dem Thore zu wandelte, vor welchem der rothe Löwe lag. Die Lästerer, jung und alt, schauten durch die Fenster dem Paare verstohlen nach und hielten strenges Gericht über die leichtsinnige Rosette. Sie aber prunkte stolz

in ihrem Putze und lauschte der Rede ihres Begleiters, der wieder von seinen Heldenthaten, von seiner adeligen Herkunft aus der Gascogne und von seinen Schätzen und Gütern sprach, die er in allen Reichen der Welt besaß und ihr sogar endlich im zärtlichen Vertrauen gestand, wie er des heimathlosen Kriegerlebens doch nun überdrüßig sey, wie er, sobald er nur den letzten Heldenauftrag, der ihm geworden, ausgeführt und einen gewissen Marquis von Brandenburg gefangen genommen, seinen Abschied nehmen, sich ein Rittergut kaufen und hinfort in Ruhe sein Leben genießen wolle. — Welche Aussichten, welche Andeutungen, welche Hoffnungen! aber sie war ja gebunden, war ja die Verlobte eines Mannes, der ihr keinen solchen stolzen Feentraum der Zukunft darbieten konnte.

Jetzt wandte sich das Paar von der Landstraße zu dem Seitenpfade hinüber; Rosette erbebte und hielt sich krampfhaft an dem Arm ihres Begleiters; an der Wegscheide stand Theodor, bleich wie ein Todter, und starrte den Nahenden entgegen. Aber mit dröhnenden Tritten, ein munteres Kriegslied pfeifend, schritt Brillant mit ihr an dem armen Theodor vorüber, strich sich, wie der Bräutigam ihren Blicken entschwunden war, martialisch seinen Schnauzbart und rief mit übermüthigem Hohne: die Schneiderseele! Sah der Bursche nicht so fieberbleich aus, daß ihn ein schwindsüchtiger Trompeter hätte umblasen können. Der Hase würde nimmer ein braver Kriegsmann werden.

Aber Rosette hatte das Auge niedergesenkt, ihr Bewußtsein sagte ihr, warum Theodors Wange in diesem Augenblick so blaß war; die Reue begann an ihrem Herzen zu nagen; sie zögerte vorwärts zu schreiten und wußte nicht was sie beginnen sollte; aber der Versucher ließ nicht ab von ihr; „was warf der Bursche dort in das Korn“, fragte er, „ich habe ein Auge wie ein Aar; es war ein goldener Ring!“

„Mein Ring“, rief Rosette empört, „er trägt keinen andern.“

„Und Sie wollen nach dieser Schmach noch ferner den seinigen tragen? Fort mit dem Bindering des Elenden.“ Er wollte ihr mit sanfter Gewalt den Reif vom Finger streifen, aber krampfhaft schloß sich Rosettens Hand und sie eilte rasch vorwärts.

Der Ball war zu Ende; dem Bethörer war sein Werk

gelungen; er hatte ihr Theodors Verlobungsring abgeschmeichelt, ihr dagegen Liebe und Treue zugeschworen und die herrlichsten Tage einer beneidenswerthen Zukunft versprochen. Dennoch war sie nicht glücklich, denn sie war in sich selbst entzweit, ihr eignes Gewissen hatte sie gerichtet, hatte sie verdammt, und in dem seltsamen Widerspruche des menschlichen Herzens liebte sie Theodor inniger als jemals, und haßte den Unseligen, der sie mit dem Verlobten verfeindet hatte; dachte mit Grausen an den seltsam höhnenden Ton des Friedenstörers zurück, mit welchem er beim Abschied sprach: um zehn Uhr werden Sie mehr von mir hören!

Und die Glocke hatte am folgenden Tage noch nicht diese Stunde verkündet, als Rosette in dumpfer Geistesbetäubung einer Wahnsinnigen gleich auf den Tisch niederstarrte, von welchem ihr wiederum Theodors Verlobungsring entgegen blinkte. Eben war der Schuhmacher von ihr gegangen und hatte ihr eine fürchterliche Kunde gebracht, eine gräßliche Aufklärung gegeben. Welch' ein Spiel war mit ihr getrieben, welch' eine Folge hatte ihr Leichtsinn gehabt! Da hallten endlich von der Kirchenuhr die ersten Schläge, welche das Beginnen der eilften Stunde anzeigten. Rosette schreckte auf aus ihren Schmerzträumen und ihre bleichen Lippen stammelten: er hat Wort gehalten, der Gräßliche, noch eh die Stunde, welche er bestimmte, schlug, hat er sein Werk vollendet und mich und mein Lebensglück auf immer vernichtet.

Aber es war keine Zeit, wo sie klagen und weinen durfte; die Pflicht rief sie zu der Gebieterin. Doch als sie in des Schlosses Gange dahinwandelte, trat ihr der alte Kammerdiener entgegen und sprach: die Frau Baronin läßt Ihnen sagen, das Fräulein bedürfe Ihrer Dienste nicht, Sie möchten bis auf weitere Entscheidung nur einstweilen in Ihr Zimmer zurückkehren.

Mit gesenktem Blicke, ohne eine Erwiederung zu wagen, kehrte die Gedemüthigte zurück. Langsam schwand Stunde an Stunde; das Essen wurde ihr auf das Zimmer gebracht und unberührt nach einer Stunde wieder abgetragen; gleich darauf trat der Kammerdiener wieder ein, reichte ihr den ganzen Jahreslohn und sprach: Sie sind entlassen, sollen aber noch in dieser Stunde aus dem Schloße ziehen.

So war die Unglückliche, welche keinen Blutsverwandten, keinen Beschützer hatte, hinausgestoßen in die fremde, ihr verfeindete Welt. Mit stumpfer Ruhe gehorchte sie dem Befehl der strengen Gebieterin und begann ihre Habe zu packen. Aber bei dieser trostlosen Arbeit, die ihr durch so viele kleine Gaben der Liebe Theodors Bild zurück rief, brach die Erstarrung ihres Herzens; aus ihren Augen stürzten Thränen, und erleichterten ihr Herz. Ihr Stolz war gebrochen; sie beschloß zu Theodor zu eilen, ihm Alles wahr und aufrichtig zu gestehen und seine Verzeihung zu erflehen. Sie hatte ja nicht böse, nur leichtsinnig und thöricht gehandelt und so hoffte sie, daß die Liebe sie minder hart als die strenge Ansicht der Welt verurtheilen werde. Sie übergab ihre kleine Habe dem Hauswart und stieg zu ihrer Jugendgespielin, der Tochter der Freifrau, hinauf, um von derselben Abschied zu nehmen. Sie wurde nicht vorgelassen. Sie war nunmehr schon so sehr gedemüthigt, daß diese Erniedrigung sie fast nicht mehr schmerzte. Doch schwand ihre Kraft immer mehr, ihr Gang wurde immer schwerer, je näher sie Theodors Behausung kam. Es war ihr, als sei noch nicht Alles geschehen, als sei ihr Weh und ihre Buße noch nicht geendet und die Ahnung betrog sie nicht! Eh' sie die Schwelle des Hauses übertrat, hallte ihr der Jammer und die Klage von des Geliebten Eltern entgegen. Theodor war am frühen Morgen in Verzweiflung davon gegangen. Niemand wußte wohin, Niemand hatte seine Spur gefunden!

Da lehnte die Unglückliche sich an den Pfosten des Hauses und umfaßte ihn krampfhaft, um nicht niederzusinken. Sie mußte umkehren, wie konnte sie eingehen in das Trauerhaus, dessen Bewohnern sie den Sohn geraubt, gemordet hatte. Wie im dumpfen Traum befangen wandelte sie durch die Straßen; das rohe Gelächter, welches zuweilen hinter ihr ertönte, schreckte sie in die ödesten, entlegensten Gassen. So kam sie durch das Thor, immer vorwärts getrieben von ihrer Angst und dem Unfrieden in ihrer Brust. Endlich stand sie an der Stelle, wo gestern Theodor sie am Arm des Wachtmeisters erblickt hatte. Sie schauderte: „Niemand", flüsterte sie leise mit umdunkeltem Geiste, „weiß, wohin er sich begeben. Hierher muß er zurückkehren, hier will ich seiner harren."

Sie setzte sich nieder auf den kalten Stein, faltete ihre

Hände in einander und wartete so geduldig von Stunde zu Stunde. Die letzten Strahlen der Sonne waren verglommen; Nacht ward um sie, wie es Nacht in ihrem Herzen war; ein böses Wetter hatte sich erhoben, der Sturm hauchte eiskalt durch das leichte Gewand der Harrenden, Regen und kalte Schlossen schlugen auf sie nieder; sie achtete dessen nicht, sie fühlte nur die Folter in ihrem Innern.

Noch tobte das wilde Unwetter, als aus dem rothen Löwen einige der fremden Kriegsgesellen in die Stadt zurück wanderten. Sie hatten helle Leuchten in den Händen, waren gehüllt in warme Mäntel, hatten des Weines viel getrunken und sangen rohe Schelmenlieder. Da hemmte ihre Schritte eine menschliche Gestalt, die ohne Regung auf dem Scheidewege lag, und welche der Sturm und der Hagel nicht mehr erwecken konnten. Die Bestürzten leuchteten nieder; das grelle Licht öffnete noch einmal das Auge der Sterbenden. Rosette starrte zu Brillant hinauf — eben schlug die Kirchenuhr der unfernen Stadt zehn — Hörst du es schlagen? keuchte sie aus der erkalteten Brust; diese Stunde war die Frist, in der du versprachst, mich und mein Lebensglück zu vernichten. Du hast Wort gehalten, es ist dir gelungen. Aber dieselbe Stunde möge dich immerdar schrecken aus dem Rausche deiner Freuden und dich dereinst richten, wie sie mich gerichtet. Es waren ihre letzten Worte; sie schloß die Augen und erwachte dem Leben nicht wieder.

Es war seitdem manches Jahr vergangen; der furchtbare Krieg nahte seinem Ende. Theodors Eltern ruhten längst im Frieden auf dem Kirchhofe; der melancholische Schuster hatte sich erhängt und war unfern von dem Hochgerichte eingescharrt. Der armen Rosette Grab, von Niemanden bewahrt und gepflegt, war bereits wieder verfallen. Theodor war vergessen; es waren ja in jener bewegten Zeit so viele Herzen gebrochen, so viele Menschen verblutet, daß man für einen einzelnen Unglücklichen keine Thräne und keine Rückerinnerung haben konnte.

Da zogen die siegreichen Preußen in das Städtchen ein. Die Kleinstädter fanden es sonderbar, daß der Führer des Corps, der Hauptmann von Wartenstein, so einsam und ungesellig lebte, und oft mehrere Stunden allein auf dem Fried-

hofe zubrachte. Die Klügler des Ortes wollten wie in dem Namen auch in der Person des Hauptmannes Aehnlichkeit mit dem verschollenen Theodor finden. Aber war nicht Theodor ein Jüngling, als er entschwand? seitdem waren nur fünf Jahre verflossen; der Hauptmann hatte ein ergrautes Haupt; Stirn und Wangen deckten eben so viel Furchen als Wunden. Kummer freilich macht alt vor der Zeit.

Es war ein Neuangeworbener in das Corps als Gemeiner eingetreten; er nannte sich Normond und behauptete, ein Niederländer zu sein; so eben von den Oesterreichern desertirt, rühmte er sich mit frecher Stirn, fast schon allen Potentaten gedient zu haben. Auch über ihn glossirten die Klügler im Städtchen viel, besonders schüttelte der Wirth zum rothen Löwen gar bedenklich den Kopf, wenn er ihn, hervorragend durch seine Größe, so in Reih und Glied stehen sah.

Normond war ein Zänker, ein Prahler und Trunkenbold; er wurde oft hart bestraft und war bald bei allen seinen Cameraden verhaßt, die gar böse und seltsame Dinge von ihm erzählten, und besonders behaupteten, daß den Zungenhelden die zehn Schläge der Thurmuhr räthselhaft erschütterten, daß bei diesen Glockentönen sein Gesicht erbleiche und sich furchtbar verzerre und das Haar auf seinem Haupte sich empor sträube.

Die Sonne röthete eben die Gipfel der fernen Gebirge, als von dem neu befestigten Schlosse des Städtchens die Lärmkanone ertönte; das Zeichen, daß ein Soldat desertirt war. Noch eh die Sonne im Mittag stand, zog der Stab des Regimentes in das Städtchen, und bald darauf brachten Bauern den Deserteur ein.

Die Trommel tönte dumpf und rief zum Kriegsgericht; die Sache wurde mit furchtbarer Schnelle behandelt; einstimmig sprachen die Richter das Todesurtheil aus. Der wüste Mensch schien diesen Ausspruch erwartet zu haben; sein Gesicht blieb kalt und eisern wie zuvor und fast schien es, als zucke der Hohn um seine Lippe. Aber als der Vorsitzende hinzufügte: „morgen genau um zehn Uhr!“ brach plötzlich die Kraft und der Trotz des Verurtheilten, er vergelbte zu einem Sargbewohner, wankte und mußte sich auf den Profoß stützen, um nicht zusammen zu brechen.

Und wie am andern Morgen es nahe zehn Uhr war, kniete ein bleicher Mann, unfern der Stätte der Selbstmörder auf einem Sandhügel neben einer offenen Gruft, das Antlitz mit den verbundenen Augen dem Friedhofe und Rosettens Grabhügel zugewendet. Und wie die Kirchenuhr den ersten Schlag that, schlug noch das lebende Herz gegen die bebende Brust, aber als der letzte Schlag derselben Uhr ertönte, lag bereits ein blutender Leichnam auf dem blutigen Sande.

Es war derselbe Tag, an dem vor fünf Jahren Rosette als ein Opfer der Verführung ihre Schuld mit dem Tode gesühnt hatte.

Ueber die Nützlichkeit der Leichenhäuser.

Von Dr. J. Waldeck.

Jüngst berichteten die Berliner Zeitungen, daß im Laufe des Jahres 1841 nur 8 Leichen den 4 Berliner Leichenhäusern übergeben worden seien; eine so augenscheinliche Vernachläßigung einer so nützlichen Einrichtung, wie eben jene Häuser sind, schien mir wohl geeignet, in Blättern besprochen zu werden, die der Aufklärung und dem Frommen des größern Publikums gewidmet sind, und so ward sie die Veranlassung zu folgenden Bemerkungen.

Prüfen wir zunächst die Gründe, die zuweilen im Publikum für die Vernachlässigung des eignen Interesse geltend gemacht worden, so wird die Nichtigkeit derselben sogleich klar werden. Es werde, sagt man, durch den Transport der Leichen in das Leichenhaus die den Todten schuldige Achtung verletzt, ein Einwand, der, selbst zugegeben, durchaus kein Motiv gegen jene Einrichtung gewähren kann, denn wer hielte es nicht für besser, gegen tausend Todte auf diese Weise die Achtung zu verletzen, als einen Lebendigen zu begraben? — Aber worin besteht denn diese Verletzung der Achtung? Einzig und allein in der durch jene Aufbewahrung bewirkten Erschwerung und Verminderung des Leichengepränges; wahrlich, man sollte kaum glauben, daß in unserm Jahrhunderte dergleichen unwesentliche Einwendungen gegen

menschenfreundliche Einrichtungen, die das Leben erhalten, ja noch mehr, die vor dem Grabestode sichern sollen, gemacht werden könnten. Wollt ihr wissen, wodurch ihr die dem Todten schuldige Achtung verletzt? Dadurch, daß ihr, ehe er noch erkaltet, nur euch selbst zu trösten sucht, daß ihr mit den Worten: „er hat ausgelitten," „ihm ist wohl," nur an die Zubereitung eurer Trauerkleider denkt, das aber, was ihr für eine Leiche haltet, aus dem warmen Bette nehmt, und durch Waschen, Umziehen, Zudrücken und Beschweren der Augen, durch Aufbewahrung im Kalten, den im Körper zuweilen vielleicht noch unmerklich glimmenden Lebensfunken gänzlich erlöscht.

Den Einwand: „der Reiche bedürfe der Leichenhäuser nicht, er sei durch die Behandlung im eigenen Hause gegen das Lebendig-begraben-werden geschützt, und für den Armen möge die Armen-Direktion sorgen," konnte nur der krasseste Egoismus und gänzlicher Mangel an Humanität vorbringen; aber abgesehen von der darin liegenden Immoralität, ist er auch unwahr. Grade unter den Reichen sind die meisten Fälle von Scheintod beobachtet worden, gerade die Reichern und Gebildetern sind durch den häufig größern Schmerz, den sie beim Hintritte eines theuern Angehörigen empfinden, weniger im Stande, ihn zu bewachen, und müssen diese Pflicht Miethlingen anvertrauen, denen aber die Sachkenntniß und Pflichttreue der in den Leichenhäusern Angestellten zu fehlen pflegt, und endlich lehrt es ja die Erfahrung, daß auch in der hier gerügten Beziehung im Tode bei Reichen und Armen jeder Unterschied verschwindet.

Thöricht ist es, wenn man gegen Einrichtung und Benutzung der Leichenhäuser hervorhebt, daß die Furcht vor dem Grabestode dadurch vermehrt werde, während doch grade durch die Benutzung jener Institute dieselbe gänzlich beseitigt werden wird. Eben so leer die Ausflucht, es schade die Aufbewahrung der Leichen dem Gesundheitszustande der Lebenden, da die Leichenhäuser außerhalb der Stadt, auf Kirchhöfen angelegt werden, und mit Vorrichtungen zur Luftreinigung versehen sind, auch der Beerdigung des Körpers bald nach begonnener Verwesung nichts im Wege steht.

Nur der letzte und häufigste Einwand, die Kosten, die die Begründung und Erhaltung der Leichenhäuser verursachen,

scheint der wichtigste zu sein. Aber abgesehen davon, daß für die mögliche Erhaltung des Lebens dem Menschen nicht leicht etwas zu theuer sei, und daß für viel unbedeutendere Zwecke große Summen zusammen kommen, so haben wir zu Berlin wenigstens bereits Leichenhäuser, und ließe sich hier, wie überall, bei den mannigfachen Kosten der Bestattung leicht eine Einrichtung treffen, wodurch auch diese Ausgabe gedeckt würde, sei es auch auf Kosten des verminderten Leichengepränges. Je leerer und nichtiger alle diese Einwände gegen die Benutzung der Leichenhäuser sind, um so weniger können sie den wahren Grund der factischen Vernachlässigung derselben abgeben; wir müssen diesen vielmehr anderweitig suchen, und finden ihn denn in dem dem Menschen, und namentlich dem Deutschen, eigenthümlichen Widerstreben gegen alles Neue. Dieses ist der Feind, dem jeder neue wahre, ja jeder große Gedanke begegnet, ehe er zur That wird, aber eben durch diesen Kampf erstarkt die Idee, durch denselben wird sie praktisch ausführbar, durch denselben werden ihr noch vor der Realisirung manche Mängel genommen, die bei übereilter Einführung in die Wirklichkeit ihr später mit Recht manchen Gegner zuziehen würden. Das Mittel, das dem neuen Gedanken den Sieg über veraltete Gewohnheit und verjährten Mißbrauch verschafft, das selbstzufriedene Trägheit und egoistisches Widerstreben am Ende stets überwältigt, es ist die Aufklärung, denn Unkenntniß des, was ihm frommt, ist der häufigste und gefährlichste Feind, den der Mensch zur Erreichung seines eigenen Besten zu besiegen hat.

Auch der wohlthätige Gedanke, der der Einrichtung und Benutzung der Leichenhäuser zu Grunde liegt, ist noch nicht hinlänglich gekannt, die Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit und Nothwendigkeit trotz der Bestrebungen vorzüglicher um das Menschenwohl hoch verdienter Männer (wir nennen nur Thierry, P. Frank, M. Herz, Hufeland) namentlich noch nicht in das Volk gedrungen; das der wahre Grund der Theilnahmlosigkeit gegen dieselben. Mögen deshalb die folgenden Seiten, die längst und oft Gesagtes, aber noch wenig Gekanntes nur wiederholen, diesen zu beseitigen etwas beitragen.

Fassen wir das, was wir im Folgenden auseinander-

setzen und beweisen wollen, hier gleich zusammen, und stellen es voran, so lautet es: Es giebt mit Ausnahme der Verwesung kein ganz sicheres, nie trügendes Zeichen des wirklich erloschenen Lebens, auch ist der Scheintod nicht so selten, als man zu glauben gewöhnt ist; es ist deßhalb erforderlich, keine Leiche vor begonnener Verwesung zu bestatten, und zu dem Ende (zur zeitweiligen Aufbewahrung) sind die Leichenhäuser das beste, ja fast das einzig mögliche Mittel. —

Um den ersten dieser Sätze zu beweisen, wollen wir die gewöhnlich als Zeichen des Todes angenommenen Erscheinungen durchgehen, und zeigen, wie unzureichend sie eben als Symptome des geschwundenen Lebens seien. Man rechnet zu diesen Zeichen: Aufhören des Athmens, der Bewegung und der Empfindung, Pulslosigkeit und Nichtausfluß des Blutes beim Aderlaß, Kälte, Steifheit der Glieder, gebrochenes Auge, Erschlaffung der Schließmuskeln, Todtenflecken und Leichengeruch, und zuletzt Verwesung oder Fäulniß.

Das Aufhören des Athmens würde, fände es vollkommen und für längere Zeit statt, gewiß eines der besten Zeichen des Todes sein, aber alle Proben, die es darthun sollen, wie das Vorhalten einer Feder, eines Lichtes, eines Spiegels vor Mund und Nase, sind schon von Galen für trügerisch erklärt worden, und haben sich auch factisch als solche seit jener Zeit oft gezeigt; werden ja Erhängte und Erstickte, bei denen keine Spur der Athmung mehr wahrzunehmen, oft wieder ins Leben gerufen, und giebt und gab es ja Taucher, die lange Zeit, der bekannte Calapesie sogar Stunden lang, unter dem Wasser verweilen konnten, so daß man wohl mit Recht annehmen darf, daß bei dem gänzlichen Aufhören des Athmens das Leben zwar nicht lange bestehen, daß aber eine geringe, nicht leicht wahrnehmbare Thätigkeit der Lungenbläschen, sich noch Tage lang erhalten könne. — Aufhören der Bewegung und Empfindung sind als Zeichen des Todes ganz ohne Werth, denn sie werden eben so gut durch gewisse Nervenkrankheiten hervorgebracht z. B. die Starrsucht, starke Ohnmachten rc. und können deßhalb nur im Zusammenhange mit andern Zeichen von einiger Bedeutung sein.

Pulslosigkeit heißt nichts mehr, als daß der tastende Finger nicht im Stande, den Umlauf des Bluts zu entdecken, wodurch noch nicht bewiesen, daß dieser nicht in einem nur

äußerlich nicht wahrnehmbaren Grade noch existire. Daß solches möglich, beweisen die im Schnee Erstarrten, die, obgleich pulslos, oft wieder erweckt werden, das beweisen die Winterschläfer unter den Thieren, die Erfolge berühmter Charlatans, wie Gassner, die dem Pulse Stillstand geboten, die Beobachtungen vieler Aerzte (Riolan, Ramazzini, Haller) die in einzelnen Fällen sechs Jahre lang bei Kranken keinen Puls wahrnehmen konnten, das beweist endlich das von Berryat der Akademie der Wissenschaften zu Paris vorgestellte Mädchen, bei der das ganze Leben hindurch bei völliger Gesundheit an irgend einer Pulsader so wenig als am Herzen auch nur eine Spur des Pulses wahrgenommen werden konnte. — Der Nichtausfluß des Blutes aus der geöffneten Ader ist als Todeszeichen ganz werthlos, da bei Ohnmächtigen nicht nur, sondern auch bei völlig Lebendigen aus mancherlei Gründen dieselbe Erscheinung zuweilen vorkommt.

Kälte, oder wie man sich ausdrückt, Marmorkälte, wird in Ohnmachten, Scheintod und andern krankhaften Zuständen eben so häufig beobachtet, wie lang zurückbleibende Wärme bei an Schlagflüssen Gestorbenen und vom Blitze Erschlagenen, sie ist also als Symptom des Todes sehr trügerisch. Eben so verhält es sich mit der Steifheit der Glieder, einer Folge der Kälte, die im gleichen Grade durch Krampf erzeugt werden kann und dafür bei den von der Auszehrung ꝛc. Dahingerafften fehlt.

Gebrochene Augen, d. h. Verdunkelung und Einfallen der sonst glänzenden Hornhaut zeigen sich öfter schon bei Faulfieber und Typhuskranken und fehlen zuweilen noch mehrere Tage nach dem Tode, sie sind indeß immer noch eins der sicherern und zuverläßigern Zeichen. Die Erschlaffung der Schließmuskeln und das Heruntersinken des Unterkiefers können als partielle Lähmung der Muskelthätigkeit die Folge mannigfacher krankhafter Zustände sein und zeigen ihre Unzuverlässigkeit schon dadurch, daß nicht selten scheintodte Neugeborne, bei denen sie fast immer vorkommen, zum Leben erweckt werden.

Todtenflecke und Leichengeruch sind um so trügerischer, je später jene oft eintreten, je leichter sie mit andern Flecken zu verwechseln sind, und je unbestimmter der Begriff dieses ist, so daß er mit dem Geruch der verdorbenen Krankenzimmerluft und gährender Arzneien verwechselt werden kann.

Haben ja Aerzte wie Plenk und Thierry diesen Geruch bei Faulfieberkranken Tage lang und bei Ertrunkenen beobachtet, die wieder ins Leben gerufen wurden.

Die Fäulniß oder Verwesung endlich ist das einzig sichere Zeichen des Todes, aber auch dann nur, wenn sie allgemein und fortschreitend beobachtet wird, die örtliche, beginnende Fäulniß kann durchaus noch nicht als gewisses Todeszeichen angesehen werden, da sie die Folge lokaler Zersetzung oder brandiger Zerstörung sein kann.

Ersichtlich ist es nun, daß die Summe aller dieser unsichern Todeszeichen eben so wenig ein sicherer Beweis des wirklich erfolgten Todes sei, als die einzelnen; höchstens mag dadurch die Wahrscheinlichkeit vermehrt werden, aber wer möchte sich bei der schrecklichen Möglichkeit des Grabestodes mit einer Wahrscheinlichkeit begnügen, zumal die Erfahrung lehrt, daß in den vielen Fällen von Scheintod alle diese unsicheren Zeichen des erloschenen Lebens vereint vorgekommen sind. Es ist ja der Scheintod eben nichts anderes als der höchste Grad der Ohnmacht, ein Zustand gebundener Lebenskraft, das Scheinbild des Todes mit allen seinen äußeren Erscheinungen. Ohne uns hier auf die Gründe einzulassen, die diesen Zustand hervorbringen, auf die Krankheiten, die ihn am häufigsten erzeugen, da dieses eine rein ärztliche Angelegenheit ist; ohne jener zu weit gehenden Idee beizutreten, als ob der Uebergang vom Leben zum Tode stets durch den Scheintod führe, müssen wir es doch als eine thatsächliche Wahrheit anerkennen, daß der Scheintod eben keine allzu seltene Erscheinung sei und sollten auch, wie doch nicht anzunehmen, die historisch begründeten Fälle desselben die einzig wirklichen gewesen sein. Sowahrscheinlich es auch sein mag, daß durch Zufall eben nur diese unter viel mehreren entdeckt worden sind, so genügen sie, und wäre ihre Zahl auch noch geringer, doch schon, um jeden, dessen Brust von Humanität nicht gänzlich entblößt ist, aufzufordern, nach Kräften dahin zu wirken, daß die Möglichkeit des Grabestodes gänzlich beseitigt werde. Aber jene Zahl von Fällen, die einzelne medizinische Schriftsteller zu sammeln sich die gewiß dankenswerthe Mühe gegeben, ist keineswegs klein, selbst wenn man die vielen in den Gräbern aufgerichtet oder in veränderten Lagen vorgefundenen Leichen einzig als durch die Hand roher

Räuber, die die mitbegrabenen Kleinodien suchten, in ihrer Ruhe gestört, in Abzug bringt. Ort und Zweck dieses Aufsatzes gestatten es nicht, einen Auszug aus den Akten zu geben, nur ein Paar interessante Fälle der Art mögen der Unterhaltung halber hier angeführt und die Summe der aus dem Ganzen gezogenen Erfahrung kurz so bezeichnet werden: Von den ältesten Zeiten griechischer Aerzte bis auf die neusten stehen verbürgte Fälle von Scheintod fest, der selbst bis zum 21ten Tage (ein Fall des Dr. Schmidt in Paderborn) sich hinzog, in denen es der Liebe und Aufmerksamkeit der Angehörigen oder dem Zufalle theils gelang, das bevorstehende Unheil des Grabestodes noch zu verhüten, in denen anderen Theils aber Mangel an Sorgfalt den Zurückgebliebenen zu späte Reue verursachte. Unter den Fällen der ersten Art werden uns natürlich diejenigen am meisten interessiren, wo zärtliche Liebe in der Erweckung der todt geglaubten Theuern den schönsten Lohn fand. Deshalb kurz die Erzählung folgender:

Ein Kaufmann zu Paris kehrte gerade von einer Reise nach Hause zurück, als man eben im Begriff ist, seine inzwischen verstorbene Frau zu bestatten; der liebevolle Gatte mag den Tod seiner Frau nicht glauben, er läßt sie aus dem Sarge nehmen, läßt an ihr Belebungsversuche machen und unter andern auch Schröpfköpfe an verschiedenen Theilen des Körpers setzen; erst beim sechs und zwanzigsten dieser richtet die Frau sich auf und fragt nach der Ursache dieser Behandlung.

Ein Vater in Paris zwingt seine Tochter, einen andern, als den sie liebt, zu heirathen. Bald nach der Hochzeit wird sie vor Gram krank, stirbt und wird nach 24 Stunden begraben. Der ehemalige Liebhaber besticht den Todtengräber, ihm das Grab zu öffnen, er entführt die Leiche, indem er den Bestochenen durch Androhung des Todes zu schweigen zwingt, und versucht an dem Körper der Geliebten mit der Ausdauer, die Liebe ihm eingiebt, die Mittel zur Wiedererweckung. Nachdem der Erfolg seine Mühe gekrönt, entführt er sie nach England und heirathet sie dort. Bei einer spätern Anwesenheit des Paares in Paris erhub der erste Mann einen Prozeß, dessen wahrscheinlich ungünstigem Ende dasselbe durch schnelle Rückkehr nach England sich entzog.

Die Frau des Buchhändlers Harnisch zu Leipzig erwachte, als die Todtengräber ihr in der Nacht nach der Beerdigung die Ringe vom Finger ziehen wollten, vom Scheintode, und eilte aus dem Grabe in ihr Haus zurück.

Einer der merkwürdigsten Fälle der Art trug sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in England zu. Die Frau eines Obersten, Lady Russel, starb dem Anscheine nach und wurde von ihrer ganzen Umgebung für todt gehalten. Nur ihr Mann konnte sich von dem Tode nicht überzeugen, er ließ sie daher ruhig im Bette liegen und wich von demselben nicht, indem er jeden, der sie Behufs der Beerdigung zu berühren wagen würde, augenblicklich niederzuschießen drohte. Eine Aufforderung der Königin, sich zu ermannen und der Erde, was ihr gebühre, zu geben, lehnte er mit der bestimmten Erklärung ab, daß er vor eingetretener Fäulniß sich von seiner Gattin nicht trennen werde. So saß er schon 8 Tage voll Kummer an ihrem Lager, als sie plötzlich während des Läutens der Glocken mit den Worten: „Es läutet zum letzten Male, es ist Zeit zur Kirche zu gehen", erwachte und seine Liebe durch ein noch langes Leben belohnte.

Es würde leicht sein, sowohl ähnliche als auch solche Fälle, in denen Klagen in den Gräbern, Erwachen bei der Leichenöffnung ꝛc. zu spät den Irrthum nachwiesen, noch in großer Menge anzuführen, aber es wäre eine übrige und letzteres zugleich eine traurige Mühe. So wenig wie der Scheintod möchte die Möglichkeit der Verwechselung desselben mit dem Tode vor der Fäulniß noch bezweifelt werden, wenigstens gestanden große Aerzte wie Hufeland und Heim dieses ein, und es handelt sich für uns jetzt nur noch darum, die Unzulänglichkeit anderer Schutzmittel, als die Leichenhäuser, mit wenigen Worten anzudeuten, diese werden dann allein für ihren Werth sprechen.

Der Staat hat in der doppelten Sorge um das Wohl der Lebenden, sie gegen Ansteckung durch Leichenausdünstung und um das der Todten, sie gegen ein zweites oder eigentliches Sterben im Grabe zu schützen, überall einen frühesten Termin zur Beerdigung festgesetzt. Bei uns in Preußen soll keine Leiche vor 72 Stunden begraben werden, es sei denn, daß ein ausdrückliches Attest des Arztes es früher gestatte;

stets aber verlangt die Behörde, sollen vor der Beerdigung die Spuren der Verwesung wahrzunehmen sein. Wie wohlthätig nun auch diese Verordnung gegen die frühere Unsitte des zu schnellen Begrabens gewirkt haben mag, so ist sie doch offenbar zur Erlangung ihres Zweckes unzureichend. Denn zunächst wird sie in kleineren Städten und auf dem Lande noch häufig umgangen, indem die Leute zu den gesetzlichen drei Tagen den Sterbetag, selbst wenn der Tod erst spät Abends erfolgte und den Begräbnißtag, wenn auch die Beerdigung schon früh des Morgens vor sich geht, als volle Tage rechnen, und so die vom Gesetze beabsichtigten 72 Stunden auf 36 zurückbringen. Wenn aber das Gesetz streng gehandhabt, wenn die Verwesung wirklich abgewartet werden soll, was oft länger als 72 Stunden dauern möchte, dann fragt es sich in den meisten Fällen: wo läßt man den Todten? wo bewahrt man ihn so auf, daß wenn er nur scheintodt, das schwache schlummernde Leben nicht gefährdet, daß er, wenn er erwachte, auch gleich jeder Hülfe theilhaftig werde? Vergleiche, lieber Leser, mit diesen hier gestellten Anforderungen die Leichenkammern der ärmern und auch der mittlern Klassen. Wie oft muß nicht ein Holzstall, eine abgelegene Remise oder der Flur des Hauses wenige Stunden nach dem anscheinend erfolgten Tode die Leiche, selbst noch vor dem Erkalten, aufnehmen, weil die beschränkte Wohnung, für die Lebenden zu enge, dem Todten keinen Platz darbietet, und die gefürchtete Ausdünstung im engen Raume in der That auch leicht üble Folgen haben könnte. Was Wunder nun, wenn im kalten, abgelegenen Raume, ohne alle Aufsicht, der vielleicht noch schlummernde Lebensfunke erlischt; würde ja der Kranke, so behandelt, auch dem sichern Tode entgegengehen. Und auch der Reichere ist in dieser Beziehung nicht besser daran, denn wenn es ihm auch an einem guten Aufbewahrungsorte nicht fehlt, so läßt auch er die Leiche entweder ohne Wärter oder übergiebt sie einem Miethlinge, dem meistens wol die Lust und das Geschick, seine Pflicht ordentlich zu vollziehen, fehlen; auch er also bedarf eines besseren Schutzes gegen den Grabestod, zumal gerade die Krankheiten, die man bei Reichen häufiger beobachtet, z. B. Nervenleiden, am ehesten zum Scheintode disponiren. In einzelnen Ländern, wie in Sachsen, hat man den Uebelstand, den die Lokalität

in den meisten Häusern hervorbringt, dadurch zu beseitigen gesucht, daß die Obrigkeit verlangte, es solle in jedem Hause ein heizbares, eigens für die Aufbewahrung der Leichen bestimmtes Zimmer eingerichtet werden, aber abgesehn davon, daß dadurch nur eine der für die Behandlung des Scheintodes nöthigen Bedingungen erfüllt würde, gestehen auch sächsische Gerichtsärzte, in den über diese Angelegenheiten veröffentlichen Schriften selbst ein, daß die Ausführung der betreffenden Verordnungen zu den Seltenheiten gehöre.

Noch unzureichender als unsere Einrichtungen, sind die andrer Staaten, wie z. B. die in England und Oesterreich gesetzliche Todtenbeschau. Dieselbe ist mit zu vieler Schwierigkeit verbunden, und kann, selbst wenn eine große Anzahl dazu tauglicher Personen gefunden und angestellt würde, bei der Ausdehnung großer Städte und der Entfernung der Dörfer nur höchst unregelmäßig und ungenau ausgeführt werden. Auch gilt hier Alles, was wir oben von der Unsicherheit der Zeichen des Todes angeführt haben, und die Erfahrung lehrt, daß Irrthümer in jenen Ländern nicht seltener als in andern gewesen.

Völlig abenteuerlich aber und unausführbar sind einige andere zuweilen gemachte Vorschläge, z. B. die Leichen nach Art der Alten zu verbrennen, oder sie sämmtlich einzubalsamiren. Jener Vorschlag möchte schon in der Meinung und dem Gefühle der Menschen auf unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen, auch bald eine unberechenbare Vertheuerung des Holzes hervorbringen, also im Interesse der Staatsökonomie zu verwerfen sein, dieser ist wegen der damit verbundenen Mühe und der Höhe des Kostenbelaufs unausführbar; beide aber schützen zwar gegen den Grabestod, schließen aber die Möglichkeit des Tödtens, in den Fällen von Scheintod nämlich, nicht aus. Sollte es nöthig sein, gegen dergleichen Vorschläge Thatsachen sprechen zu lassen, so erinnern wir daran, daß schon von den Alten (Valerius Maximus, Plato) Fälle erzählt werden, in denen das Erwachen auf dem Scheiterhaufen theils noch zur Zeit, theils leider schon zu spät erfolgte, und daß unter andern dem berühmten Vesalius, dem Leibarzte Karl V. und Philipp II., der Körper eines Spanischen Edelmanns, den er behandelt hatte und behufs der Einbalsamirung öffnete, unter dem Messer auflebte.

Wenn nun, wie wir hoffen, aus dem Gesagten einleuchtet, daß bei den unsichern Kennzeichen des Todes ein Schutz gegen den Grabestod nöthig, und daß die angeführten Einrichtungen und Vorschläge unzureichend, denselben zu gewähren, so ist die Nützlichkeit, ja die Nothwendigkeit der Leichenhäuser damit hinlänglich erwiesen. Eine genaue Beschreibung derselben gehört hier weder zu unserem Plane, noch ist sie nöthig, gehe jeder hin und sehe sich den freundlichen Aufenthaltsort an, der, ganz seinem Zwecke entsprechend, nicht einem Todtenhause ähnelnd, sondern so eingerichtet ist, daß er dem Erwachenden alles zu seiner Rettung Nöthige darbietet, und zugleich keinen unangenehmen Eindruck gewährt. Mögen die hier niedergeschriebenen Bemerkungen ihren Zweck nicht verfehlen, mögen sie dazu beitragen unsern Mitbürgern eine Einrichtung zu empfehlen, die wahre Humanität und echte Nächstenliebe gegründet, dem Menschen die letzte Sorge zu widmen, ihm Liebe noch über den Tod hinaus zu zollen.

Des Scherfleins Segen.

Vom Diak. Dr. Hornburg.*)

„Er sahe eine arme Wittwe, die legte 2 Scherflein ein. Und er sprach: Wahrlich, ich sage euch: diese arme Wittwe hat mehr eingelegt, denn sie alle.“ Luc. 21, 2 und 3.

„Auf, Preußens Jugend, komm herbei!
„Hier leuchten deine Fahnen.
„Zerbrich das Joch der Sclaverei!
„Denk' deiner freien Ahnen,
„Ergreift die Waffen allzumal!
„Bewehrt euch mit dem blanken Stahl,
„Des Corsen Macht zu brechen!
„Schon stürmen seine Adler her.
„Wer höhnt das Vaterland, wie er?
„Auf! Laßt die Schmach uns rächen!“

---

*) Verfasser des im ersten Jahrgang (1841) dieses Volksbuches mitgetheilten Gedichts: Die Windmühle bei Potsdam.

Und was der fromme König sprach,
Der fremden Herrschaft müde,
Es hallt in jedem Herzen nach,
In jeglichem Gemüthe.
Aus Ost und West und Süd und Nord
Versammelt Friedrich Wilhelms Wort
Die kampfeslust'ge Jugend.
Ist doch das Leben ohne Werth,
Wird es durch Freiheit nicht geehrt.
Sie adelt erst die Tugend.

Und schnell gerüstet fleht der Sohn
Noch um des Vaters Segen,
Und geht für Vaterland und Thron
Dem Feinde kühn entgegen.
Mit Thränen blickt die Mutter nach;
Doch spricht sie: „räche Preußens Schmach
„Und kehr' als Sieger wieder.
„Doch will es Gott, daß Kampf und Schlacht
„Dich tödtet, kinderlos mich macht,
„Dort sehen wir uns wieder."

Ist Sparta's Heldenmuth erwacht?
Lebt Roma's Stärke wieder?
Der Deutsche träumt von Kampf und Schlacht
Und singt Tyrtäus Lieder.
Daheim am stillen Hausaltar,
Wie auf den Feldern der Gefahr
Regt Alles sich zum Streite.
Und wer das Schwert nicht führen kann,
Das schwache Weib, der greise Mann,
Giebt Geld hin und Geschmeide.

Nichts ist so schwer, nichts ist so groß,
Man bringt's dem Vaterlande.
Man reißt vom Theuersten sich los
Und trennt die schönsten Bande.
Ein Wille lebt in jeder Brust,
Der Einen Hoffnung sich bewußt,
Daß Gott wohl helfen werde.
Ist Gott mit uns und unsrer That,
So wird zu Spott des Franken Rath
Und frei die deutsche Erde.

Da lebt auch in der Königsstadt
Ein Fräulein ohne Habe,
Ist Zeugin mancher edlen That
Und mancher frommen Gabe.
Drückt sie auch schwer der Armuth Joch,
Der wahre Adel blieb ihr doch,
Der edle Sinn im Herzen.
Nie nannte sie ihr Schicksal hart,
Weil ihr ein Tag voll Mühe ward, —
Jetzt fühlt sie es mit Schmerzen.

Sie sieht des Landes tiefe Noth,
Sieht, wie man Blut und Leben,
Da neue Schmach und Knechtschaft droht,
Bereit ist, hinzugeben.
Ihr ward kein Geld, ihr ward kein Schmuck,
Der bittern Armuth schwerer Druck
Beugt tief die Edle nieder.
Sie sinnt, was sie wohl spenden kann;
Doch was sie Morgens erst ersann,
Verwirft sie Abends wieder.

Denn werthlos scheint ihr, was sie hat:
„O daß ich arm nicht wäre!"
Da kommt ihr Muth zur schönen That;
Sie greift nach ihrer Scheere.
Sie will ihr schönes blondes Haar
Auf den geheiligten Altar
Des Vaterlandes legen!
Zum Spiegel tritt das fromme Kind
Und kürzt, für Reiz und Schönheit blind,
Das Haar. „O brächt' es Segen!"

Bald ist's verkauft, das schöne Haar,
Wo fand man seines Gleichen?
Die Magd, die bei dem Fräulein war,
Gelobt zwar tiefes Schweigen,
Doch schon am andern Morgen weiß
Die Residenz des Haar Preis,
Und wer's zum Opfer brachte.
Und Keiner weiß, des Staunens voll,
Wie er die Jungfrau ehren soll,
Die also edel dachte.

Ein Goldschmied hört die schöne That
Der älternlosen Waise,
Forscht, wer das Haar gewonnen hat,
Und kauft's zu hohem Preise.
Und an die Arbeit geht es schnell;
Es rührt sich Meister und Gesell
Und fertigt gold'ne Ringe.
Vom frühsten Morgen wird gefeilt,
Bis spät der Tag zu Ende eilt,
Daß ihm sein Plan gelinge.

Und als das Werk vollendet war,
Läßt er in allen Ringen
Aus dem erkauften blonden Haar
Das F. W. zierlich schlingen.
Wie glänzt er doch so schön und zart,
Vom hellen Steine wohl verwahrt,
Des theuern Königs Name!
Und wer die zarten Ringlein schaut,
Verkündet ihre Schönheit laut,
Der Herr, so wie die Dame.

Der Goldschmied macht es nun bekannt,
Daß er des Fräuleins Gabe
Zum Opfer für das Vaterland
Mit Kunst bereitet habe.
Ihn selber locke kein Gewinn,
Und Alles geb' er freudig hin,
Frommt's nur dem Vaterlande.
Und was der brave Goldschmied sprach,
Klingt wohl in jedem Herzen nach,
Gefällt wohl jedem Stande.

Und wer das theure Vaterland,
Wer Friedrich Wilhelm ehret,
Schmückt mit dem Ringe seine Hand,
Deß Preis sich täglich mehret.
Verkauft ist auch der letzte Ring,
Eh' noch der Mond zu Ende ging,
Verkauft zu hohem Preise.
Und Jeder lobt den braven Mann,
Der also Treffliches ersann,
Zu Ehren jener Waise.

Und als der König wiederkehrt,
  Ein Held im Siegeskranze,
Vom Freund und Feinde gleich geehrt,
  Umstrahlt von neuem Glanze;
Entbietet er vor seinen Thron
Das fromme Kind, daß reicher Lohn
  Für edle That ihr werde.
Und als sie vor den König kam
Mit frommem Aug' und holder Schaam
  Und kindlicher Gebehrde;

Da spricht des frommen Königs Mund,
  (Fast will die Stimme beben):
„Mein holdes Kind, es ward mir kund,
  „Was Du für mich gegeben.
„Des schönsten Looses bist Du werth,
„Das werde Dir von mir bescheert.
  „Und wählst Du einen Gatten,
„Wie Du, so fromm und treu gesinnt,
„So säum' ich nicht, Dich als mein Kind
  „Nach Würden auszustatten." —

Die Geschichte vom Haarschneiden.

Von August Braß.

„Nun? — Sieht unser Junge nicht eben so schmuck und nett aus, wie Predigers Gustav?" — „Ja wohl; aber — —" „Was, aber?" „Etwas fehlt ihm doch noch!" — „Ich sehe nichts; was meinst Du denn Mutter?" — „Er muß sich die Haare abschneiden lassen, dann wird er noch 'mal so hübsch aussehen." — „Hast Recht, liebe Suse, hast Recht, — Gottlieb lange mir 'mal die große Raupenscheere her; sie hängt an der Kellertreppe. Na, immer fix Junge!"

Es war der ehrliche Jürgen Steffen, Hüfner in einem Dorfe unfern der großen Stadt Magdeburg, welcher diese Unterhaltung mit seiner Ehefrau Susette Katharine, geborne Krautwiese, führte. Zwar wissen wir nicht genau die Jahreszahl und den Tag anzugeben, an welchem dies Gespräch statt fand, aber so viel steht fest, daß es am Nachmittage vor jenem wichtigen Tage war, an welchem ihr einziger Sohn und



Der Barbier

Stammhalter Gottlieb in der Dorfkirche eingesegnet werden sollte. — Der Schneider hatte so eben den neuen Anzug für den Confirmanden gebracht, Gottlieb hatte denselben anprobirt, und Mutter und Vater freuten sich herzinniglich darüber, wie doch ihr Erbe sich so stattlich ausnahm in dem langen schwarzen Rock und in der grauen Pumphose und der erbsgelben Weste. Bei dieser Gelegenheit war es nun, wo die Mutter die gescheidte Bemerkung machte, daß ihrem Sohne nichts weiter zu einem vollständigen Gentleman mangle, als eine Aendrung seiner Coiffüre. — Jürgen Steffen war ein Mann, rasch und kräftig in seinen Entschließungen, der sich in seiner Jugend viel Lebenspraxis erworben hatte, und da er einsah, daß die Bemerkung seiner Hausfrau richtig sei, schickte er, wie wir gesehen haben, sogleich nach seiner Raupenscheere, um selbst das Amt eines Friseurs bei seinem Sohne zu versehen, wie er dies schon früher gethan hatte. Gegen ein solches Verfahren erhob indessen die Mutter den gegründetsten Einspruch, da sie mit Recht an der Kunstfertigkeit ihres Mannes zweifeln zu können glaubte, und so geschah es denn auf ihren Rath, daß Gottlieb einen Sechser erhielt und damit zum Meister Kunz geschickt wurde, um aus dessen kunstfertigen Händen völlig adonisirt hervorzugehen. Meister Kunz war nämlich das, was wir gewöhnlich Dorfbarbier nennen, obschon er sich nicht allein mit dem undankbaren Geschäfte des Bartkratzens beschäftigte, denn er war auch der Heilkünstler des Dorfes und hatte schon wunderbare Proben seiner Geschicklichkeit im Aderlassen, Zahnbrechen und anderen in dies Fach einschlagenden Artikeln abgelegt. Hierdurch hatte er sich die Achtung und die Bewunderung der Dorfbewohner in nicht geringem Grade erworben, doch mischte sich dies Gefühl bei der jüngeren Generation mit einer gewissen Art von Scheu, die allerdings noch dadurch gemehrt wurde, daß die bartlosen Knaben ihre Väter jeden Sonnabend Nachmittag zum Meister Kunz hineingehen und dann mit zerkratztem, blutendem Gesicht wieder herauskommen sahen. Denn zu jener Zeit waren die englischen Patent-Streichriemen noch nicht erfunden und trotz aller Kunstfertigkeit des Baders geschah es nicht selten, daß er seinen Kunden mit dem Barte ein Stück Fleisch aus der Backe oder der Lippe herausschnitt. — So kam es denn auch, daß unser Gottlieb nicht ohne ängstliches Zagen das

Laboratorium des Haarkünstlers betrat und mit schüchterner Stimme seinen Wunsch kund gab. Meister Kunz nickte bedeutungsvoll mit dem Kopfe, band unserm Helden eine weiß gewesene Serviette vor und begann seine Operation damit, die Haare Gottlieb's mit einem ziemlich großen Kamme in die gehörige Ordnung zu bringen. In dieser Lage sehen wir ihn hier. Der arme Junge macht ein gar jämmerliches Gesicht. Die Haare kribbeln ihn auf die empfindlichste Weise; dazu hat er die Augen geschlossen und sich mit stummer Resignation den Händen des Meisters überlassen; nur das pfeifende Geräusch der Scheere giebt ihm Gewißheit, daß die gewichtige Operation begonnen hat. Fünf Minuten, die unserm Gottlieb aber eine Ewigkeit dünkten, waren vergangen, als der Haarkünstler ihm ankündigte, daß das Werk geschehen sei; Gottlieb wischte sich die Haare und den Angstschweiß von der Stirn, zahlte seinen Sechser, und eilte tief Athem schöpfend nach Haus, wo die Mutter nicht aufhören konnte, sich über das Aussehen ihres Sohnes zu freuen; Jürgen Steffen aber, der, wie gesagt, ein gar gescheidter Mann war, nahm Gottlieb bei der Hand und sagte: „der Meister Kunz versteht's doch besser, als ich." — Nun traf es sich aber zufällig, daß gerade der Schulmeister bei Jürgen Steffens Garten, wo diese Unterredung stattfand, vorüberging, und da er neugierig war zu wissen, was es wohl geben möchte, trat er ein. Als er nun von Gottlieb's Mutter hörte, wie der Dorfbader ihres Söhnchens Haare so schön verschnitten habe, legte er sein Gesicht in ehrwürdige Falten: „Mein Sohn", sagte er zu Gottlieb: „betrachte dieses Abschneiden Deines Haares nicht als eine äußerliche Handlung des Putzes, sondern als ein für Dein ganzes Leben höchst wichtiges Ereigniß. Du wirst morgen eingesegnet werden und übermorgen in die Lehre kommen; ein neuer Abschnitt deines Lebens beginnt. Du trittst jetzt in die große Welt ein, wo Unglück und Ungemach Deiner wartet, und das Symbol Deines heutigen Haarabschneidens deutet im Voraus darauf hin, daß Du, wie das Sprichwort sagt, in Deinem neuen Leben noch viel Haare lassen mußt. — Dies beherzige, mein Sohn, und Ihr, Jürgen Steffen, gebt mir ein Glas Wasser oder meinetwegen ein Glas Bier und ein Stückchen Fleischwurst, denn das lange Reden hat mich angegriffen."

Beide, Jürgen Steffen sowohl, als sein Sohn, thaten,

was der Schulmeister verlangte; Jener brachte Bier und Wurst, Dieser prägte das Gehörte seinem Gedächtnisse ein und vergaß es sein Lebelang nicht. — Da er nun in die große Stadt Magdeburg zu einem Schuhmachermeister als Lehrling kam, setzte es häufig genug Rippenstöße und zuweilen zausten ihn die Gesellen recht tüchtig an den Ohren und Haaren herum, so daß sich Gottlieb, wenn auch seufzend, doch geduldig der Worte seines Schulmeisters erinnerte. Endlich hatte er ausgelernt; er dachte, nun wird's vorbei sein, und ging in die Fremde, aber er hatte sich geirrt. Es gab noch manche Gelegenheit, wo er mitunter ein tüchtiges Büschel Haare lassen mußte, sei es, daß es auf der Herberge zum Streit kam, oder daß ihn der Magistratsdiener beim Kragen nahm, wenn er auf der Landstraße durch Fechten seinen Unterhalt zu erschwingen gedachte. So kam er in seine Heimath zurück. Da meldete sich schon drei Tage nach seiner Ankunft ein Mann, der einen großen Bogen Papier in der Hand hatte, worauf geschrieben stand, daß Gottlieb Steffen Soldat werden müßte. Zwar weinte und jammerte die Mutter nicht wenig, daß sie ihren lieben Sohn schon wieder verlieren sollte, aber Gottlieb hatte das Herz auf dem rechten Fleck, er ließ sich ruhig den blauen Rock anziehen und dachte: nun will ich doch sehen, wer einem Soldaten noch in die Haare kommen wird. So kam er lustig und guter Dinge in die Kaserne, aber alsbald erschien ein Unteroffizier, hieß unsern Gottlieb niedersitzen, nahm eine Scheere und stutzte ihm die braunen Locken recht echt militärisch zu. Da seufzte unser Rekrut recht aus Herzensgrunde, denn er gedachte der Worte seines Schulmeisters und sagte zu sich selbst: „O weh, wie wird's mir hier ergehen!“ Das half nun aber nichts; Gottlieb fügte sich mit Geduld in sein Schicksal, er that seine Schuldigkeit, und wenn ihm auch sein Exerziermeister zuweilen im Amtseifer ein Büschelchen Haare auszwickte, so ging's doch leidlich genug, bis der große Krieg ausbrach, in welchem die Herren Franzosen mit blutigen Köpfen über den Rhein zurückgejagt wurden. Gottlieb hielt sich tapfer, er focht wacker mit in der großen Völkerschlacht bei Leipzig, aber ein französischer Gensd'arme hieb ihm durch den Czakot tief in den Kopf, daß er in ein Feldhospital geschafft werden mußte. Dort lag er lange krank darnieder, und als er end-

lich entlassen wurde, war der Krieg beendet, und mit der Denkmünze und dem Denkzettel der Kopfwunde kehrte Gottlieb in seine Heimath zurück, wo Vater und Mutter indessen gestorben waren. — „Nun habe ich wohl in meinem Leben genug Haare gelassen;" sagte er zu sich selbst, als er vor dem Spiegel stand und den kahlen Fleck auf seinem Kopfe betrachtete, wo der französische Säbel eine tiefe Narbe zurückgelassen hatte; — „nun bin ich mein eigner Herr, ich habe ein hübsches Vermögen, will Bürger und Meister werden und mir eine Frau nehmen." Gesagt, gethan; Gottlieb machte sein Meisterstück und hatte auch bald unter den Töchtern des Landes ein hübsches, sittsames Mädchen gefunden, die er zur Frau Meisterin zu erheben gedachte. Als er nun aber am Hochzeitstage zu seiner Braut kam, um sie abzuholen, da sagte sie: „ei Gottlieb, wie siehst Du doch wild und unwirsch aus; geh' geschwind zum Barbier und laß Dir die Haare verschneiden:" Da seufzte der Held von Leipzig gar kläglich: „O mein Gott, soll ich denn auch in der Ehe noch Haare lassen?" denn er gedachte der Worte seines Schulmeisters. — Vergeblich suchte er gegen den Willen seiner Braut zu protestiren; er mußte sich endlich in sein Schicksal ergeben, und auch diesmal traf das Omen ein, denn die Frau Meisterin war eine kleine Xantippe, die ihrem Manne das Leben verbitterte und ihn mitunter tüchtig an den Haaren herumzauste, wenn er ihren Befehlen zuwider handelte. — Endlich wurde sie aber so gefährlich krank, daß sie ihr Ende nahe fühlte; da hieß sie ihren Gottlieb an ihr Bett niederknieen und er mußte das Versprechen ablegen, keine zweite Frau nach ihrem Tode zu nehmen. Mit zerknirschtem Herzen leistete er das Gelübde und bemerkte nicht, wie seine Frau unwillkührlich, wie sie sonst zu thun pflegte, die Hand um die einzige Locke, die ihm noch übrig geblieben war, geschlungen hatte, und als sie nun ihren letzten Athemzug verhaucht, waren ihre Finger so fest zusammengekrampft, daß Gottlieb bei dem Versuche sich los zu machen, auch noch die letzten Haare auf seinem Kopfe einbüßte. — Als er aber dem Leichenbegängniß der Verstorbenen folgte, und bei den Worten des Predigers andächtig das Haupt entblößte, sah man, daß er ein schwarzes Sammetkäpsel auf hatte, um seinen kahlen Schädel zu bedecken. — Dies Käppchen hat Gottlieb seitdem nicht wie-

der abgelegt; er lebt jetzt glücklich und zufrieden, sein Geschäft ernährt ihn so reichlich, daß er sich auch noch einen tüchtigen Sparpfennig zurücklegen kann, und wenn er seinen Kahlkopf betrachtet, so freut er sich absonderlich darüber, daß er doch nun in dieser Welt schlechterdings keine Haare mehr zu lassen braucht.

Das große Loos.

Fortsetzung.

Als der Herausgeber im Jahrgange 1841 dieses Volks-Kalenders die Geschichte vom großen Loose erzählte, da hat er nicht geahnt, daß unsere drei Genossen, der Tischler, der Schneider und der Schlosser weit und breit so viel Freunde erwerben würden. Da sind nun gar viele Wünsche, mündlich und schriftlich, zu ihm gelangt, er möchte doch sein Versprechen halten und erzählen, wie es unserm Kleeblatt weiter ergangen sei. Nun hat er dies eigentlich gar nicht versprochen, da er am Schlusse nur gesagt hat, unser Büchlein würde vielleicht im andern Jahre davon erzählen. Da es indeß allgemein so aufgenommen worden, so will er's immerhin als Versprechen gelten lassen und hiermit dasselbe auch halten.

In dem erwähnten Jahrgange von 1841, Seite 49, thaten die drei Freunde das Gelübde, ein Jahr nach der Trennung, am Bartholomäustage, briefliche Kunde von sich zu geben, und dieselbe an den Ankerwirth in der Residenz zu adressiren, nach zwei Jahren aber wollten sie ebendaselbst wieder zusammentreffen.

Bald war ein Jahr vergangen, und herangekommen der Tag Bartholomäi, an welchem die Brüder briefliche Kunde von sich geben sollten. Der Gastwirth zum goldenen Anker aber in der Residenz hatte nur einen Brief erhalten, und zwar vom Schneider. Der Schlosser und Gottlieb hatten nicht geschrieben, warum? wird die Folge lehren. Zickel's Brief lautete also:

Gott zum Gruß, lieben Brüder,
Gottlieb Freudenberg von Zwickau und
Hans Schwerlich von Mannheim!

Ich sitze in den Freuden des Paradieses bis über die Oh-

ren und bedaure Euch, Ihr Armen, die Ihr keinen Sinn für das Große, Erhabene, Vornehme habt und ewig in der niedern Region der Mittelmäßigkeit bleiben werdet, trotz Euerm Mammon. O, dürftet Ihr nur ein einziges Mal zur Thür hineinschauen, oder durchs Fenster in den hellerleuchteten Saal, wo Euer Bruder Franz mit den Excellenzen und Eminenzen umgeht wie mit seines Gleichen, und wo es ihm nur Pomade wäre, fünf bis sechs Herzoginnen in sich verliebt zu machen, zum Rasendwerden, wenn sich's eben der Mühe lohnte. Freilich bin ich aber auch ein Mensch danach — Euch dabei im Geringsten nicht zu verachten. — Aber hört, wie Alles so gekommen ist.

Von Euch weg zog ich immerfort nach Süden, meinem großen Ziele zu, und hier, in dem schönen, königlichen Mailand, habe ich's gefunden. Hier, gleich den ersten Tag bei meiner Ankunft, lernte mich der Graf Spadesanti kennen — Brüder! ein Herr, dem die ganze Gegend rund um Cremona gehört, der in der weltberühmten Bank des ersten päpstlichen Dragoner-Regiments allein drei Millionen Ducaten auf Zinsen ausstehen und vier Kriegsschiffe zu Parma liegen hat, die jährlich für neunmal hunderttausend Thaler Käse nach Norwegen bringen. Wunderbar führte mich das Glück zu dieser Bekanntschaft. Gleich den ersten Abend, nachdem ich gespeis't hatte, fragte mich der Wirth, ein ausgewitzter Pfiffikus, der mich sehr lieb gewonnen, ob es meiner Gnaden nicht gefällig sei, ein wenig hinauf zu spaziren zur noblen Gesellschaft. Ich ließ mir dieß nicht zweimal sagen und trat in ein geräumiges Zimmer, in welchem eine Menge Herren um eine grüne Tafel saßen und spielten. Die Leute waren gegen mich ganz außerordentlich freundlich, ja, einer mit einem großen Orden an der Brust machte mir sogleich Platz und ließ mich sitzen. Brüder, Ihr hättet sehen sollen, wie ich mich benahm! Ich spielte mit, als sei ich an dergleichen von Kind auf gewöhnt. Das Glück wollte mir zwar nicht wohl, ich verlor dreihundert Ducaten, aber was ich erwarb, war mehr werth als zehnmal so viel. Ein junger Mann vom vornehmsten Ansehen zog mich bei Seite, machte mir die größten Lobeserhebungen über meinen Anstand, nannte mich nur immer den liebenswürdigen Deutschen und bot mir seine Freundschaft an.

Brüder! das eben war der Graf Spadesanti. Den Mor-

gen darauf holte er mich zum Frühstück in sein Hotel. Ah! da sah ich zum ersten Male den glänzenden Stern meines Lebens, die Immortelle meiner ewigen Liebe, die schöne Rosa, des Grafen Schwester. Die war Euch denn gleich in mich vernarrt, ganz wie rasend. Der Bruder mochte es wohl merken, aber er drückte ein Auge zu und ließ uns sogar unter dem Vorwande, daß er dringende Geschäfte habe, allein. Brüder! das war der Augenblick der Gelegenheit, der, wenn er mir ungenützt entwischte, nie mehr wiederkam. Ich benutzte ihn also redlich, und bald lispelten mir die allerholdesten Purpurlippen, die ich je geküßt, das: O dolce mio tesoro!

Ach, ihr habt keinen Begriff von Dem, was italienische Liebe und italienische Sprache ist! Wenn bei Euch in Deutschland unter der trüben Wolkendecke des nordischen Himmels der Hanns Michel mit seiner Anne Lise die schläfrigen Grade der Liebe durchgeht, wie es im Buche steht, oder das gnädige Fräulein Gans sinnend und sehnend an dem Strohhalme steht, der sie vom Herzgeliebten scheidet und den Ihr Convenienz nennt, fliegen hier die Liebenden, frei und leicht wie Libellen im heitern Sonnenscheine eines ewigen Sommertages, über Hecken, Dornen und Gräben zum fröhlichsten Lebensgenusse! Ihr habt davon gar keine Idee! — Und wie kalt und plump ist schon Eure Sprache! O süßer Schatz! Wie ledern klingt das, da hier das einzige Wörtlein: dolce! schon den Mund füllt wie ein reifer, saftiger Pfirsich. — Glaubt mir's daher, daß, seit mich die schöne Rosa liebt, ich erst den Werth des Lebens recht kenne. Was wollen dagegen die armseligen tausend Ducaten sagen, die ich nach und nach in kleinen Geschenken meiner Herzenskönigin opferte! Aber weit bedenklicher war der große Abstand unserer Geburt. Sie eine Gräfin, und ich von Haus aus doch weiter nichts als ein erbärmlicher Schneidergesell! Sollte eine nähere Verbindung stattfinden, die wir doch so sehnsuchtvoll wünschten, so mußte dieses Hinderniß aus dem Wege geräumt werden, und wo war dieß möglicher als hier im glücklichen Italien, wo ein leichter Himmel die bedächtlichen Scrupel von persönlichem und wirklichem Verdienste gar nicht zur Sprache kommen läßt.

Der Graf, nun mein allerintimster Freund, nahm sich meiner mit der thätigsten Wirksamkeit an, und in Kurzem war ich durch ihn vom Fürsten von X*** zum Marchese

Capreoli erhoben. Es kostete lumpige tausend Ducaten, und ich durfte mich noch dazu selbst bei der Sache um gar nichts mühen und kümmern. Der Graf nahm das Geld, und aus seinen Händen erhielt ich das Diplom und mein neues Wappen, nämlich in blauem Felde den berühmten tibetanischen Königstiger, von dem das Kameelhaar kommt *). Ja, bald wird mich sogar der große Orden des heiligen Zyprian schmücken. Die fünfhundert Ducaten hat der Graf schon.

Ihr seht also hieraus, lieben Brüder, daß ich nun vornehm geworden, und mir darum hinfüro von Euch alle etwaige Anzüglichkeiten von: Schneidergesell, und dergleichen, so wie den Namen: Zickel, verbitte, da ich der Marchese Capreoli bin.

Und über die Großmuth und Freigebigkeit des Grafen geht gar nichts. Er hat mir zu meinem Geburtstage einen Brillantring verehrt, den ich seiner unflätigen Größe wegen gar nicht tragen kann. Ich Armer! ich hatte freilich nichts als Geld, das ich ihm zu seinem Geburtstage dagegen geben konnte, aber er nahm's freundlich und gütig. Ja, was that er? Ihr werdet es kaum glauben; er schenkte mir seine vier Käseschiffe in Parma und ließ mir sie gerichtlich verschreiben. Juchhe! wie sprang ich, als mir der Notar das Instrument eingehändigt und sich mit dem räsonablen Douceur in der Tasche zum Zimmer hinausgedrückt hatte. Welche Feste folgten nun! Welche neue Freuden schuf mir mit jedem Tage das holde Geschwisterpaar, das übrigens ein Herz und eine Seele ist! Nein, wie die sich lieben, davon habt ihr keinen Begriff! Stunden lang kann er bei der Schwester sein, wenn ich nicht da bin, und es ist ordentlich rührend anzusehen, wie sie manchmal glühend auseinander fahren, wenn ich in's Zimmer trete. O welchen himmlischen Bund der Liebe schließen wir drei Glücklichen! Aber es wird noch besser kommen, wenn die Zinsen aus der päpstlichen Regimentsbank eingetroffen sein werden und das unauflösliche Band der Ehe sich um mich und um meine Rosa geschlungen haben wird. Es ist daher wirklich noch ungewiß, ob ich übers Jahr zum Bartholomäustage zur persönlichen Zusammenkunft in B***

*) Wahrscheinlich die Kämelziege.

eintreffen werde. Auf jeden Fall aber schreibe ich. Denn wenn nun auch schon der nähere Umgang zwischen uns aufhören muß, so verbleibe ich doch stets

Euer wohlaffectionirter Freund
der Marchese
Francesco Capreoli.

Milano,
den 16. Juli.

Ach du armer Teufel! seufzte Gottlieb, als er dies Brieflein gelesen. O du verblendeter, betrogener Thor! Uebers Jahr zum Bartholomäustage bist du doch ganz gewiß wieder in der Residenz und hast den freundlichen Traum deines Lebens ausgeschlafen.

Daß es so kommen würde und so kommen mußte, und daß es auch bei dem Schlosser so kommen werde, der unbegreiflich verschollen war, das hatte dem noch so glücklichen Tischler in Z*** vom Anfange an seine Ueberzeugung gesagt, darum kam er nun auch nicht nach B***, als auch das zweite Jahr vergangen und der zweite Bartholomäustag nun da war. Aber ein Schreiben an die Brüder von ihm lag beim Gastwirth zum goldenen Anker.

Ob sie nur kommen werden? fragte der den ganzen Tag in gespannter Erwartung und schaute fleißig zum Fenster hinaus und vor die Thür. Die Remise war geleert zur Aufnahme der Wagen der reichen Gäste, und im Stalle für ihre Pferde Platz gemacht; aber der Tag verging und kein Wagen kam, keine Pferde zogen ein.

Endlich, am späten Abend, schlich still und bescheiden, mit seinem Ränzel auf dem Rücken und im dürftigen Reiserocke ein Wanderer die Straße daher. Es war Hanns Schwerlich von Mannheim, und fast zu gleicher Zeit wanderte auch von der andern Seite Zickel ein, eben so schäbig angethan, und eben auch, wie jener, das schlappe Ränzel auf dem müden Rücken, aber fröhlich und wohlgemuth.

Nun, willkommen! willkommen! Ihr lustigen Gesellen! rief der Wirth. Ei, ei, so allein? Wo ist denn die Equipage und der Koffer mit den Thalern?

Ach! — rief der Schneider — daß Gott erbarm! wie ich auf die Welt kam, da war ich arm, und setz' ich wieder hinaus den Schritt, so nehm' ich auch keinen Heller mit.

Da hast Du sehr recht, Bruder Zickel! rief der Schlosser. Grüß' Dich Gott, ehrliche Seele! Das ist auch meine Pilosophie.

Im Paradiese der ersten Welt hatten Adam und Eva ja auch kein Geld. Wie ich merke, haben wir Beide, wenn wir auf den Baum steigen, auf Erden nichts zu suchen. Nun schönstens willkommen! sind wir doch wieder hier. Wenigstens werden wir uns was zu erzählen haben. Aber wo ist denn die treue Seele von Zwickau?

Der kommt nicht, — antwortete der Wirth — aber hier habe ich ein Brieflein an Euch.

Gebt her! riefen die Gesellen und lasen:

Gott zum Gruß, lieben Brüder,
Franz Zickel von Ulm und Hanns Schwerlich von Mannheim!

Gern wäre ich am Bartholomäustage bei Euch, wie ich's versprochen, Ihr Guten! aber es ist unmöglich, denn ich liege krank danieder im Spital und sehe meinem letzten — Gott gebe, seligen Stündlein entgegen. Durch schnöden, schändlichen Betrug bin ich um alles das Meinige gekommen, aber vor zwei Jahren, als wir uns trennten, habe ich dem Wirthe zum goldenen Anker hundert Thaler übergeben, die mögt Ihr nehmen, wenn Ihr's braucht, sie waren vom Anfange an für Euch bestimmt. Ich selbst schmachte in Kummer und Elend. Könntet und wolltet Ihr mich hier besuchen, so würde es mir sehr lieb sein, und Ihr dürft Euch nur im Gasthofe zur Weintraube melden, wo man Euch schon zu mir führen wird. Gehabt Euch wohl und denkt mit Liebe an

Euren armen Bruder
Gottlieb Freudenberg.

Also arm, krank und elend im Spittel bist du, treue Seele? jammerten die Brüder. O, so ist es bei uns allen zerronnen, wie es gewonnen war! Aber wie viel schlimmer bist Du daran als wir; denn wir sind doch wenigstens gesund.

Ja — sprach der Gastwirth — und hier sind auch die hundert Thaler, dafür könnt Ihr Euch manchen frohen Tag machen.

Hundert Thaler! riefen die Brüder. Ja freilich, dafür wollen wir uns wirklich einen frohen Tag machen! Sie sahen einander an, und ohne daß es eines Wortes bedurft hätte, war es bei ihnen entschieden, welchen frohen Tag sie gemeint.

Als sie sich mit Speise und Trank gelabt — der Wirth schüsselte ganz ordentlich auf und nahm, in Erinnerung des

frühern Genusses, keinen Pfennig dafür, — als sie sich satt erzählt und ausgeschlafen, schnürten sie am Morgen darauf mit liebender Eile ihre Bündel, nähten die hundert Thaler ins Rockfutter und wanderten vereint nach Z*** zu Bruder Gottlieb, dem Zwickauer. Ja — sagten sie sich noch wechselseitig — wir wollen uns einen frohen Tag machen! Dir, du arme, treue Seele, wollen wir deine hundert Thaler bringen, du wirst ihrer bedürfen. Dir wollen wir dein letztes Stündlein versüßen durch Treue.

Und so zogen die Brüder dahin den langen, weiten Weg, oft mit hungerndem, knurrendem Magen und mit lechzender Zunge, bettelnd und fechtend, aber ein unberührtes Heiligthum, die hundert Thaler, eingenäht ins zerrissene Rockfutter, mit sich tragend und unter dem zerrissenen Rocke das redlichste Herz.

O Tugend, in welche Hütten wirst du dich noch flüchten! ruft ein bekannter Schriftsteller; aber wer ruft nicht hier: Redlichkeit und Treue, wohnst du unter so armseligen Bettlerlumpen, was Wunder, wenn die Paläste und Prunksäle der Großen dir ihre Thore verschließen!

Zieht hin mit euern schäbigen, getigerten Röcken, ihr, von eigenem Unglücke dem Staube wiedergegeben, von dem ihr genommen worden, sie mögen Eurer Liederlichkeit spotten und euch den wohlverdienten Leviten lesen, die klugen Moralisten, die im eisernen Gleise ihres Philisterlebens nie von der geraden, gewöhnlichen Straße weichen konnten; eure moralische Höhe zu erringen vermögen sie nicht! Ihr seid nur ein Paar liederliche Handwerksburschen, aber ihr opfert euer Größtes, euer Höchstes — eben eure Liederlichkeit — der treuen Freundschaft.

Auch ihnen, den Müden, streckten sich endlich im herbstlichen Abendnebel die Thürme des stattlichen Z*** entgegen, und als sie in die Weintraube einwanderten, war es schon dunkel. Kraftlos und matt sanken sie auf die Bank, aber dennoch fragten sie gleich nach dem Spittel und wollten hin, ohne sich Rast und Labung zu gönnen. Der Gastwirth hatte jedoch bereits geschickt, hielt die Wanderer mit der Nachricht zurück, der Zwickauer, der sich wieder erholt, werde bald selber kommen, und es dauerte auch nicht lange, so trat er in gar armseliger Gestalt in die Wirthstube.

O willkommen, Bruder! willkommen! willkommen! jubelte es aus Aller Munde, und an der Brust lag Einer dem Andern.

Wir sind nun wieder alle arm! — riefen der Schneider und der Schlosser — aber Du, Gottlieb, bedarfst der Hülfe am nöthigsten. Wir haben Dein Brieflein im goldenen Anker erhalten und auch Dein Geld. Aber siehe, hier bringen wir Deine hundert Thaler, und nun führe uns nur gleich in den Spittel, wir bleiben bei Dir zur Pflege und wollen für Dich arbeiten.

O Ihr treuen Menschen! erwiederte der Zwickauer. Ja, Ihr sollt in meinem Spittel mit mir leben, und nichts wird uns nunmehr trennen als der Tod. Marsch, Ihr lustigen Gesellen! vorwärts, nun geht's in den Spittel.

Engelmanns stattliches Hausthor öffnete sich. Herunter, Marie! — rief Gottlieb — herunter, Vater! bringt Lichter, es kommen die Gäste! Und wie nun das niedliche junge Weib die Kameraden hinaufführte, und wie sie nun der Vater mit herzigem Handschlage grüßte, und wie sie nun die Reihe von Zimmern vorübergingen und eintraten in den lichten, geputzten Saal, da trauten die Wanderer ihren Augen nicht. Bruder Gottlieb! — riefen sie erstaunt — was ist das?

Das ist mein Spittel! antwortete Gottlieb. Seht, das ist mein liebes Weib, das ist Meister Engelmann, mein Vater, das ist unser Haus. Brüder, ich bin ja nicht mehr der arme Gottlieb, ich bin reich, ich bin ja auch nicht krank. Nur um Euch hierher zu haben, schrieb ich das Brieflein dem Ankerwirthe, und ich wußte voraus schon, wie Alles kommen mußte. Nun setzt Euch, labt Euch und erzählt, wie es Euch gegangen. Aber darf ich Dich denn auch noch Du nennen, Marchese Capreoli?

O schweige mir von dem Marchese! — antwortete Bruder Zickel — die ganze Sache war ein schändliches Narrenspiel, der Graf Spadefanti ein Glücksritter und Betrüger, der mir mein Patent und meinen Orden selbst fabrizirt hatte, und seine schöne Rosa seine Betrugsgenossin und Concubine. Als sie mir Alles bis auf den letzten Pfennig abgelockt, waren sie verschwunden. Kaum reichten noch meine besten Sachen zu Bezahlung meiner Schuld im Gasthause. Nun dachte ich — hast du doch noch die vier schönen Käseschiffe zu Parma.

Ich wanderte hin mit meinem theuer bezahlten Documente, das ein anderer Spitzbube von Advokaten gemacht, aber kein Mensch wußte etwas von solchen Schiffen, und, ausgelacht und verspottet, zog ich von dannen, griff dann zur Nadel und eilte, den Staub des verruchten Mutterlandes aller Betrüger und Gaukler von meinen Füßen schüttelnd, arm, wie ich vorher gewesen, wieder zurück in's liebe, deutsche Vaterland.

Und Du, Bruder Schwerlich, welches ist Deine Leidensgeschichte? Warum schriebst Du nicht voriges Jahr am Bartholomäustage? fragte der Zwickauer.

Warum? — entgegnete der Schlosser — weil ich nicht konnte. Ich saß in der Büttelei. Wo? das sage ich ein ander Mal. Aber wie ich dahin und wieder herausgekommen, das muß ich erzählen.

Lange ging es mit meinen kritischen, naturhistorischen Versuchen gar trefflich. Hier und da zwar mußte ich Haare lassen, denn es fand sich manchmal, daß, wenn ich über allzu tiefem Forschen eingeschlafen, oder mich durch die himmlische Kraft meiner Geister in seliges Vergessen meiner selbst gezaubert, daß ich auch mit leerem Seckel erwachte, doch das Alles hätte mir noch nicht geschadet. Was mir aber den Rest gab, das war ein Philosoph und die Justiz.

Wie ich einst so den schönen Rhein hinaufziehe, gesellt sich zu mir ein gar stattlicher Mann in altdeutscher Tracht, mit herumhängendem Haare, bloßem Halse und respectablem Knittel. Ein Wort giebt das andere, und so erfährt er denn bald meine ganzen Umstände. O herrlich! trefflich! — ruft er — Ihr habt die wahre Lebensphilosophie. Genießen, genießen, das ist der Zweck des Weisen. O Hanns Schwerlich, Ihr lebt in die Breite, und wahrlich! Ihr thut wohl daran. Aber eins nur, mein Lieber, eins nur hierbei ist Noth, nämlich diese Breite auch wie ein zu schlagendes Goldblatt zur möglichsten Länge auszutreiben. Seht, dieses Eine ruht — im Magen. Ihr trinkt erklecklich; das Alles kommt in den Magen, aber der müßte ja von Eisen sein, wenn er nicht endlich nachgäbe. Wüßte nun Einer das Arcanum, dieses wichtigste Gefäß des Menschen, diese Hauptresidenz, von der alles physische und moralische Gute und Schlechte, alles Große und Erhabene ausgeht, dergestalt zu inkrustiren, zu verglasen oder zu verzinnen, daß es, dauerhafter als Bockleder, selbst

von Scheidewasser nicht angegriffen würde; seht, gegen den wäre doch Hufeland, der Euch die bittern Tropfen der Mäßigung und des Entbehrens vorschreibt, nur ein Stümper! und seht, Schwerlich, der Mann bin i ch!

Ihr! — rief ich erstaunt — Ihr habt dieses Arcanum erfunden? O so theilt es mir mit, ich will Euch vergelten, reichlicher als die naturforschende Gesellschaft zu N***, die einen Preis von hundert Thaler auf die beßte Beantwortung einer Frage setzt, deren Erforschung Tausende kostet. Kommt Zeit, kommt Rath, entgegnete der Philosoph. Ja, ich habe eine Magengoldpechtinktur erfunden, die auch dem allerrasendsten Säufer ein Leben von wenigstens zweihundert Jahren sichert. Aber ich bin arm, und zur Bereitung der Tinktur, die eigentlich der allerreinste Extrakt des feinsten Goldes ist, gehört Geld.

O, wenn es nur dessen bedarf — rief ich — Geld habe ich; und daß ich's kurz mache, wir thun uns zusammen, leben herrlich und in Freuden, ein hundert, ein tausend Thaler nach dem Andern wandert zum Philosophen, und die — göttliche Magenpechgoldtinktur, die nun in kleinen flimmernden Fläschlein zum Vorschein kommt, macht mir, statt den Magen zu stählen, nur Elend und Katzenjammer. Wie ich nun des Dinges am Ende überdrüssig werde, finde ich eines Morgens meinen Koffer leer, und der Philosoph war über alle Berge.

Statt mir zu helfen oder Mitleid mit mir zu haben, packt mich nun die Justiz, wirft mich als angeblichen Theilnehmer an den Gaunereien des Betrügers in die Büttelei und läßt mich sitzen, bis der Rest meiner Habe verprotokollirt und verdefendirt ist. Wie ich rein war, entließen sie mich als einen unnützen Kostgänger, der Bettelvogt gab mir noch an der Grenze gute Vermahnungen, und so blieb denn auch mir weiter nichts übrig als der Wanderstab.

Ihr armen Brüder! — jammerte Gottlieb — Betrug von innen und außen, das war zu viel, da mußtet Ihr zu Grunde gehen. Aber fasset Muth. Ihr habt mir Treue erwiesen, als Ihr mich elend glaubtet; ich will Euch wieder Treue erweisen. Hier sollt Ihr Euch zur Ruhe setzen, ich will für Euer Etablissement sorgen, und indeß, bis Alles fertig ist, seid und bleibt Ihr meine lieben Gäste.

Herrlich! herrlich! und tausend Dank für Deine Liebe!

riefen die Hochbeglückten, und freundlich wurden die Brüder in Engelmann's gastlichem Hause gehalten.

Aber schon den andern Tag zuckte und zwickte es dem Schneider in den Gliedern, wie verhaltenes Quecksilber, und er wurde immer unruhiger. Unaufhörlich schaute er zum Fenster hinaus oder stand an der Thüre.

Was ist Dir, Bruder Zickel? fragte Gottlieb theilnehmend.

Ach! — erwiderte der Schneider — es ist nicht möglich — ich kann's nicht unterdrücken, nein, es leidet mich nicht, es treibt mich unaufhaltsam in die Welt, wieder hinaus in's freie, lustige Handwerksburschenleben. Ich kann wahrhaftig nicht hierbleiben, ich muß wahrhaftig wieder fort.

Sei kein Narr! — entgegnete Gottlieb — bleibe im Lande und nähre Dich redlich!

Im Lande will ich bleiben — erwiederte der Schneider — auch redlich nähren will ich mich, aber still sitzen in ruhiger Philisterei, das kann ich nicht, darum laß mich wieder wandern, Bruder Gottlieb, oder ich vergehe in Herzensangst und Bangigkeit.

Nun denn — zürnte Gottlieb — Du unverbesserlicher Bruder Liederlich, wenn's denn unmöglich ist, daß Du in Dich gehst und ein solider Mensch wirst, wenn's unmöglich ist, Dich hier bei mir zu behalten, so ziehe in Frieden. Hier hast Du hundert Thaler Reisegeld, hundert Ducaten aber bleiben Dir aufgehoben, wenn Du Dich irgendwo zur Ruhe setzest. Die erhälst Du dann, aber eher nicht einen Groschen.

Und so zog der Schneider von dannen. Schwerlich sah ihm mit sehnenden Blicken nach.

Aber Du bleibst doch bei mir, Mannheimer? fragte Gottlieb. Sieh', die ganze bedeutende Schlosserarbeit unserer Tischlerei fällt Dir zu, und bis dahin sollst Du bei mir keine Noth haben.

Die hatte er auch wahrlich nicht, sondern sogar, was billig die Kehle fordern konnte, stand vorräthig im geheimen Schränkchen seines niedlichen Zimmers. Nur Schade, daß dies Zimmer zu ebener Erde war. Denn eines Morgens früh, nachdem er Abends vorher von Gottlieb funfzig Thaler zu neuen Kleidern empfangen, war der Schlosser zum Fenster hinaus — entsprungen. Auch er hatte die guten und soliden Tage der Ruhe nicht ertragen können und war zu

seinen naturhistorisch-philosophischen Versuchen in der freien lustigen Welt zurückgekehrt.

Fahrt hin, ihr Unverbesserlichen! — rief der Zwickauer wehmüthig den Brüdern nach — ihr konntet glücklich sein, aber ihr habt nicht gewollt, und eure Begriffe von Lebenswerth und Lebenszweck sind nicht die meinen. Ich will auch darüber nicht streiten, wer das bessere Theil erwählet; aber mir sagt das Herz: euer Sehnen und euer Streben giebt nicht den Frieden, der mir blüht im Himmel nützlicher Häuslichkeit und am Busen der treuen Liebe.

Weisflog.

Der Kölner Dom.

In allen Gauen des deutschen Reiches wird jetzt eifrig Hand an's Werk gelegt, um den alten ehrwürdigen Dom zu Köln endlich einmal im Baue vollendet zu sehen. — Der hochherzige König von Preußen hat jährlich eine Summe von 20,000 Th. zu diesem Zwecke angewiesen; durch freiwillige Beiträge des deutschen Volkes soll der Rest gedeckt werden. Alt und Jung, Reich und Arm steuern nach Kräften reichlich bei und hoffentlich wird der so großartig begonnene Bau dadurch nun ungehindert seinem Ziele entgegengeführt werden. Es dürfte unter diesen Umständen gerade jetzt an der Zeit sein, unseren freundlichen Lesern das Historische des Dombaues vor Augen zu führen, der den sprechendsten Beweis liefert, daß das wahrhaft Edle und Große selbst unter den schwierigsten Umständen nie ganz untergehen kann. —

Es war im 13ten Jahrhundert, als der Grund zum Kölner Dom gelegt wurde. — Friedrich II. von Hohenstaufen trug damals die Deutsche Kaiserkrone, auch die Krone Jerusalems und Neapels, die lombardische, burgundische und sardinische schmückten seinen Scheitel und die kühnsten Pläne, seiner Zeit weit vorausstrebend, erfüllten seine große Seele. Den ersten Gedanken, ein großartiges Gotteshaus in Köln bauen zu lassen, erregte ein Geschenk Kaiser Friedrich I., welcher nämlich nach der Eroberung von Mailand im Jahre 1162 die Gebeine der dort verehrten heiligen drei Könige



Der Kölner Dom.

der damaligen Kirche zu Köln als Geschenk überwies. Von nah und fern strömten die Andächtigen herbei, um diese Reliquien zu schauen und zu verehren; diese Ueberfluthung nun veranlaßte den Erzbischof Engelbert, Grafen von Altena und Berg, welchem Friedrich II. im Jahre 1220 das Reichsverweser-Amt von Deutschland übertragen, einen Aufruf zur Erbauung eines neuen, würdigen Gotteshauses ergehen zu lassen. 500 Mark Silber gab der reiche, fromme Herr jährlich aus eigenen Mitteln dazu her und die ganze Geistlichkeit ward aufgefordert, Beiträge zu dem frommen Werke zu sammeln, was in der damaligen Zeit, in der Blüthe des kirchlichen Lebens, ein Leichtes war und natürlich bedeutenden Erfolg hatte. — Leider aber ward der ehrwürdige Engelbert von seinem Vetter, dem Grafen von Isenburg, 1225 ermordet und unter seinem Nachfolger, Heinrich von Molenark' war nicht mehr bei der bewegten Zeit vom Kirchenbau die Rede, obgleich die freiwilligen Gaben den Schatz der heiligen drei Könige immer reicher und bedeutender machten. Heinrichs Nachfolger, Konrad von Hochstaden, welcher von 1237—1261 den erzbischöflichen Sitz einnahm, brachte, veranlaßt durch einen abermaligen Brand der bestehenden Domkirche, den Plan wieder in Anregung und am Himmelfahrtstage Mariä, am 15ten August 1248, ward der Grundstein des neuen Gotteshauses gelegt. Mit strengster Gewißheit läßt sich indeß der Tag nicht genau angeben, da leider die Geschichte der ersten Entstehung des Meisterwerkes bis auf den heutigen Tag ziemlich dunkel geblieben. — Eine am 12ten Mai 1248 zu Lyon erlassene päbstliche Bulle forderte die Christenheit auf, den Erzbischof von Köln in seinem frommen Vorhaben zu unterstützen und zwar mit dem Zusatze: daß Allen, die zu dem Baue beisteuerten, auf ein Jahr und vierzig Tage Kirchenbuße erlassen sein sollte; dies fruchtete sehr. Der tapfere Richard v. Cornwallis gab bei Gelegenheit seiner Erwählung zum Könige einen Beitrag von 12,000 Mark Silber und Heinrich III. von England die Erlaubniß, in seinem ganzen Reiche für den Kölner Dom sammeln zu lassen. Nach der Tradition war der Schöpfer des ursprünglichen Bauplanes Albertus Majus, ein als Philosoph, Naturhistoriker und Architect gleich ausgezeichneter Mann (geb. 1193 gest. 1280), Meister Gerhard „dem Steinmetzen" aber, ward die Ausfüh-

rung des Baues übertragen. Das Fundament war errichtet — da trat wieder eine Unterbrechung ein, indem schon 1258 eine so hartnäckige Fehde zwischen dem Erzbischofe und der Stadt ausbrach, daß letztere mit der lähmenden Strafe des Interdikts belegt wurde und noch lange nach Conrad's Tode (1275) mit demselben belegt blieb, auch in Folge dessen der erzbischöfliche Sitz nach Bonn verlegt wurde. Endlich kehrte unter Siegfried von Westerburg's Nachfolger der Friede zurück; das Interdikt wurde aufgehoben und Erzbischof Wichbold, der bei der Krönung des Kaisers Albrecht von Habsburg (1298) von diesem 8000 Mark Silber erhielt, konnte daran denken, den Dombau von Neuem zu beginnen. Der alte Eifer für das schöne Werk war auch nicht erkaltet, auf den neuen Aufruf erwachte er in voller Kraft und bald waren Hunderte von Arbeitern beschäftigt, das Werk zu fördern. Mit besonderer Ausdauer ward der Bau, durch reiche Testamente und Geschenke fortwährend unterstützt, fortgesetzt und schon im Jahre 1320 konnte man das vollendete Chor mit einer Zwischenmauer schließen und den 27ten September 1321, am Tage des heiligen Cosmus und Damians aufs feierlichste einweihen. Kurz darauf folgte dann das Kirchweihfest, welches nach altem Herkommen mit Gelag, Musik und Tanz, besonders von den Baumeistern und Werkleuten freudig begangen wurde. Die Kirche aber blieb von nun an dem täglichen Gottesdienste geöffnet und schon das nächste Jahr brachte eine neue, erhabne Feier und zwar die, daß am Gedächtnißtage dieser Einweihung die Gebeine der heiligen drei Könige in großer Prozession an den Ort ihrer Bestimmung (nach dem neuen Dom) gebracht wurden. Die Beiträge flossen nun immer reichlicher zu; der fromme Sinn der Gläubigen ward jedoch leider gemißbraucht, da Weltliche und Geistliche, ja sogar Weiber, Betrug dabei ausübten und die der Kirche bestimmten Gelder unterschlugen, um sich zu bereichern. 1349 ließ der Erzbischof den Hauptaltar, 15 Fuß lang und 7 Fuß breit von schwarzem Marmor errichten, auch auf die Erbauung des südlichen Thurmes alle Anstrengungen verwenden. Neue Fehden und Streitigkeiten kamen aber wieder dazwischen, Mißtrauen wegen der Verwendung der Beiträge schlich sich ein und deshalb ward der Erzbischof Cuno von Trier zum Administrator ernannt. Dieser aber,

welchem man den Gehorsam aufkündigte, fand sich bewogen, wiederum das Interdikt über Köln auszusprechen, worauf die gesammte Priesterschaft mit aller fahrenden Habe die Stadt verließ. — Wenig Erfreuliches geschah nun für den Dombau, die unglückliche Fehde des Erzbischofs dauerte noch unter Theodorich von Meurs (1414 bis 1463) und auch die Kriegskosten wurden immer drückender. Ja selbst der vollendete Theil mußte schon jetzt die Wuth der Elemente erfahren, da ein ungewöhnlich heftiger Orkan, im Oktober 1434, die Bleitafeln des Chores bis über den Rhein jenseits schleuderte; eine der höchsten Pyramiden an der Ostseite ward so aus dem Gleichgewicht gedrängt, daß die schweren Steinmassen in ihrem Sturze das Gewölbe des Nebenschiffes zerschmetterten und auf die Kapelle der heiligen drei Könige fallend, die Riegeln und Klammern des Reliquienkästchens zersprengten. Die Sage mißt dem Teufel die Schuld bei, der in seinem Zorn über die Erstehung der Kirche im Sturm heranfahrend, den Stein herabgeschleudert habe um die Reliquien zu vernichten. Doch weiter als bis zu den Riegeln reichte seine Macht nicht, denn das Heiligthum selbst blieb unversehrt. — Ganz in's Stocken kam zwar der Bau nicht, im December 1437 wurden die Glocken in dem neuen Gotteshause aufgehängt und ein Jahr später folgte noch die größte früher einmal gesprungene Glocke. Darauf wurde zum Schutze derselben und dem zum Aufwinden des Baumaterials bestimmten Krahn ein Dach aufgeführt, dann aber — nicht weiter gebaut. Die feierlichen Töne der Glocken konnten zwar nun die Gläubigen zur Andacht rufen, aber der weit dringendere Ruf, den Bau zu fördern, verstummte. So ruhete das große Werk über zwei Jahrhunderte und sahe leider seinem Verfalle entgegen. Erst im zweiten Viertel des 18ten Jahrhunderts dachte man ernstlich an Reparaturen, um der drohenden Gefahr des Einsturzes vorzubeugen. Diese Reparaturen wurden indeß aufs schlechteste ausgeführt und der schöne Bau in Einzelheiten fast ganz dadurch verstümmelt. — Der traurige Mangel an Kunstsinn führte bedeutende Fehlgriffe herbei und der einfache schöne Styl ward dadurch sehr beeinträchtigt. Noch später, im Jahre 1790, ließ man auch am äußern Bau Reparaturen vornehmen. Die Unglückszeit für das Deutsche Vaterland war auch für das, Deutschland in mannigfacher Hinsicht re-

präsentirende Denkmal eine Schreckensperiode; es wurde ein Opfer der frechen Zerstörungslust jener Unholde, welche unter dem geschändeten Panier der liberté und egalité alles Heilige mit Füßen traten, den Dom gewaltsam verstümmelten und selbst der Gräber nicht schonten. — Als endlich die Ruchlosen das Innere des Heiligthums zu Fourage-Magazinen benutzten und es nichts mehr zu rauben und zu plündern gab, dachte man im Jahre 1812, als das überall eindringende Wasser Dach und Mauern aufs empfindlichste angriff, auf Vorbeugungsmittel gegen den gänzlichen Einsturz. Napoleon befahl daher das aus sämmtlichen Dachrinnen entwendete Blei wieder ersetzen zu lassen, damit wurde der eindringende Regen abgehalten und da dies vorläufig genügte, — ward nichts weiter gethan. —

So war der Zustand der Dinge, als Se. Majestät der jetzige König, damals Kronprinz von Preußen, im Jahre 1815 das Innere des heiligen Tempels zum erstenmal erschaute und von Verwunderung hingerissen, alsbald beschloß, das hohe Denkmal der Nachwelt zu erhalten. Schon im nächsten Jahre erhielt der geniale Schinkel den Auftrag, den baulichen Zustand des Werkes genau zu prüfen. — Von nun an begann eine neue glückliche Epoche in der Geschichte des Kölner Dombaues. — In demselben Jahre noch wurden die nöthigsten Reparaturen begonnen und der unsicher gewordene Krahn abgenommen. — Dieses alte Wahrzeichen des unvollendeten Domthurmes war den Bewohnern der Stadt indeß zu lieb geworden, der Stadtrath veranstaltete eine Kollekte und im Jahre 1819 ward der Krahn wieder neu aufgeführt. — Der vollständige Kostenanschlag über die nothwendigen Reparaturen ergab die Summe von 105,000 Thalern. Der hochselige König Friedrich Wilhelm III. befahl, diese Summe in den folgenden 5 Jahren 1824—28 dazu zu verwenden und der Königl. Bauinspektor Ahlert in Cöln ward mit der Arbeit beauftragt. Derselbe wies bald darauf nach, daß zur vollständigen Erhaltung und Renovirung des Ganzen eine weitere Summe von 276,600 Thlrn. erforderlich sei. — Es ward nun die Arbeit rasch gefördert und schon 1832 waren die vier Strebewände an der Südseite des Chors, so wie der obere Theil ganz wieder hergestellt. — Im Mai 1833 starb der Schöpfer dieser Arbeiten, der Baumeister Ahlert. — Sein

Nachfolger, der Regierungs=Baurath Zwirner, führte die Arbeit in ebenso ehrenvoller als würdiger Weise fort und behielt namentlich den Charakter des früheren Baustyles so viel als möglich bei. Die hier beigegebene Abbildung bringt die äußere Ansicht des prachtvollen Dom=Chores von der Südseite, mit Weglassung des an der Nordseite noch stehenden Baugerüstes und giebt einen ungefähren Begriff von der Großartigkeit der Bauanlage. Mit Gottes Hülfe wird der Riesenbau nun hoffentlich zu Ende gebracht werden. Die Originalrisse des Thurmes sowohl als die der Kirche selbst hat man glücklich aufgefunden, das Werk wird danach bei seiner Vollendung eines der bedeutendsten Denkmale werden, das die Erde trägt. — Eine Summe von 3 Millionen Thlr. genügt, um den ganzen Bau nach dem ursprünglichen Plane zu vollenden, Deutschland aber hat über 30 Millionen Bewohner; wenn jeder nur 1 Sgr. ein für Allemal giebt, so ist die Summe gedeckt. Wer könnte wohl nun noch zweifeln, daß, wenn sonst nicht außergewöhnliche Hindernisse eintreten, das endliche Ziel erreicht werden wird? Ein Jeder ohne Unterschied der Religion muß dazu beisteuern, denn „jedes Gläubigen Herz ist dem Vater im Himmel willkommen". Mit gerechtem Stolze kann Deutschland auf dieses Denkmal hinweisen; es wird die Bewunderung des Auslandes in Anspruch nehmen und, wie die Schaaren von Gläubigen nach dem St. Peter in Rom wallfahrten, so wird später das alte ehrwürdige Köln der Mittelpunkt und das Ziel aller Wandrer werden; in dem Deutschen Rheine aber wird sein Dom sich wiederspiegeln als ein schönes Zeichen Deutscher Einheit und Deutscher Gesinnung. A. H.

Das Mädchen im Walde.

Erzählung von Gustav Nieritz.

(Mit einem Stahlstich. *)

„Ein freies Leben führen wir, ein Leben voller Wonne.
Der Wald ist unser Nachtquartier, der Mond ist unsre Sonne."

---

*) Eine schöne Lithographie dieses anmuthigen Bildes, in größerem Maßstabe ist in der Lüderitzschen Kunst=Verlagshandlung in Berlin erschienen, welche uns zur Mittheilung dieses Stahlstiches ihre Zustimmung ertheilt hat.

Diese deutschen Sangworte schallten munter durch einen magyar'schen Wald daher. Bald darauf rauschten die Büsche und die Sänger, ein jugendlicher Brauner und ein eben solcher Blonder, wurden sichtbar. „Hier sollten Schillers Räuber spielen!" hob der Erstere an. „Welch' ein Wald, welche Riesenbäume, welche herrlichen Schlupfwinkel!

„Und welch' ein köstlicher Tokaier, der in deinen Adern so eben siedet!" — fügte der Blonde spöttisch hinzu. „Da läßt sich's gut Räuber spielen. Still, Oskar, hörst du den unvergleichlichen Sprosser schlagen? Hier allein ist noch die Heimath dieses Sängerkönigs; hier, wo weder Leimruthe noch Schlinge des leichtgläubigen Vogels harren."

„Damöt und nicht Torso solltest du heißen" — versetzte Oskar, den Spott zurückgebend. „Flugs zieh' deine Flöte hervor, nimm dein Schäflein am rosafarbenen Bande, setze dich unter jene Eiche und girre nach deiner Chloe. „Zum treuen Schäfer" sei dein Wahlspruch. Mich aber dürstet nach Abenteuern und Thaten, wie den Hirsch nach frischem Wasser. Dieses wunderliebliche Land voll Poesie, voll Wein und Gold — welche nüchternen prosaischen Bewohner bevölkern es! Träge schleichen sie hinter ihrem Pfluge her und Kukuruz und immer wieder Kukuruz ist der Gegenstand ihres Gespräches. Bei diesem unpoetischen Namen des Mais fällt mir allemal der Trommeltäubrich ein, der trotz der Magyaren sein Kukuruch austrommelt."

„Wie ungerecht du gegen die wackern Magyaren bist!" schalt Torso. „Wem sonst als ihrer uneigennützigen Gastfreundschaft hast du die ausgelassene Weinlaune zu verdanken, die dich so undankbar jetzt sprechen läßt?"

„Ein Abenteuer, ihr himmlischen Mächte und ich bin mit den Magyaren schnell wieder versöhnt" — rief der vom Tokaier begeisterte Oskar aus.

„Hier die Aussicht dazu!" sprach Torso, welcher indeß ein Stück weiter in dem Walde vorgedrungen war. „Siehe da eine Mauer, welche vielleicht einen Zaubergarten umschließt, eine Ritterburg oder ein Nonnenkloster in der Nähe ahnen läßt."

Die Freunde wandelten eine ziemliche Strecke der Mauer entlang, ohne darin einen Eingang zu entdecken.

„Ich sehe schon" — hob der ungeduldige Oskar an —

„daß ich der Vergeßlichkeit des Baumeisters zu Hülfe kommen und mir selbst einen Eingang erzwingen muß. Hier bietet sich die Gelegenheit dazu dar. Hätten wir umsonst einen gymnastischen Cursus durchgemacht?"

Er warf seine Reisetasche über das Gemäuer und erklimmte solches an einer Stelle, wo der Zahn der Zeit ihm den Weg erleichterte. Torso folgte bedächtiger nach. „Wunderschön!" lobte Oskar, als er Hand in Hand mit seinem Freunde die Schlangenwege des Wildgartens verfolgte. „Bald werden wir auf eine weißgekleidete Urselinerin stoßen, die, in ihrem Brevier lesend, arglos wandelt. Uns Eindringlinge gewahrend, fällt sie in eine erkünstelte Ohnmacht, die uns die Ehre ihrer näheren Bekanntschaft verschafft, wobei ihr nur die Wahl zwischen uns beiden etwas schwer wird."

„In der That sehe ich dort etwas Weißes durch die Gebüsche schimmern" — entgegnete Torso. „Befänden wir uns wirklich in einem Klostergarten, so müßten es mehrere Nonnen sein, wie der Augenschein lehrt. Ha! jetzt sehe ich die ganze Gestalt — die Urselinerin ist — ha, ha, ha, — ein — weißer Hirsch!"

„Ein prächtiges Thier," lobte Oskar. „Sechszehn Enden wenigstens scheint er zu haben. Jetzt erhebt er das gekrönte Haupt — er bemerkt uns — stutzt — hei! wie schnell wird er nun Fersengeld geben."

„Rette dich, Oskar!" rief Torso ängstlich und sah sich nach dem nächsten Baume um. „Das Thier nimmt uns an!"

Hier war keine Zeit zu verlieren, denn mit vorgestrecktem Geweihe kam das Thier in langen Sätzen angesprungen. Gewiß hätte der Turnmeister der beiden Jünglinge jetzt seine Freude an ihnen gehabt, als sie mit der Behendigkeit eines Eichhörnchens eine schlanke Kiefer erkletterten. Den obersten und demnach besten Platz, der Sicherheit nach, hatte Torso in Besitz genommen. Ein Stockwerk tiefer hing Oskar in etwas unbequemer Lage, weil ihm ein fester Anhaltpunkt noch mangelte.

„Freund, rücke höher hinauf" — sprach der Letztere in seiner unverwüstlichen Weinlaune — „unsre Nonne bohrt mir mit ihrer Kopfnadel etwas unsanft in meine Stiefelsohle, die ich nothgedrungen ihrer übertriebenen Zärtlichkeit preisgeben muß."

Also war es in der That. Mit lang ausgestrecktem Halse suchte der Hirsch den Beinen der Fremdlinge beizukommen. Als ihm der höher klimmende Oskar dazu jede Gelegenheit benahm, schwankte der schlanke Baum unter seinen wiederholten Stößen mit dem ganzen Körper und dem Geweihe.

„Immer schüttele!“ spottete Oskar. „Die Birnen sind noch lange nicht reif zum Fallen. Schade, daß ich meine Jagdtasche im Stiche lassen mußte! Meine Sackpistole darin sollte dich schnell genug vertreiben. Freund Torso! wie nimmt sich der Park in der Vogelperspective aus?“

Endlich, da der Hirsch gar nicht weichen wollte, wurde den beiden Freunden ihre Lage etwas lästig. „Nun halte ich es nicht länger aus“ — sprach Oskar böse. „Bevor sich's der Hirsch versieht, werde ich ihm auf den Rücken plumpsen. Zeigt sich denn kein fahrender Ritter in der Nähe, um uns von diesem Ungeheuer zu erlösen?“

„Hoh! hoh“ — schrie Torso überlaut — „Niemand da?“ Er schaute sich nach allen Seiten um. „Ha! dort seh' ich etwas Weißes unter einem Baume sitzen. Etwa noch ein Bruder von unserm Hirsche? Nein, ich unterscheide jetzt deutlich einen Strohhut — ein Menschengesicht — die Gestalt erhebt sich, weil sie mich entdeckt — sie kommt näher — o weh! ein Kind ist's! Bleib — fliehe, Unglückliche! Der Hirsch spießt dich auf! Hörst du nicht? Fliehe!“

„Hans! was machst du für Streiche hier?“ sprach hierauf unten eine zarte Stimme, die einem etwa neunjährigen Mädchen angehörte. „Gleich mach', daß du fortkommst, oder du erhältst Schläge.“

Wirklich schlug sie den Hirsch mit einem großen Strauße bunter Waldblumen und Schlingpflanzen einigemale ins Gesicht, was das Thier geduldig hinnahm. Mehr noch als das sanfte Betragen des vorhin so wilden Thieres nahm es die Freunde Wunder, daß sie ihre deutsche Muttersprache hier, so tief in Ungarn, vernahmen. Eben so rasch als ihre Auffahrt bewirkten sie nun ihre Abfahrt von des Baumes Höhe. Als sie auf ihren Füßen standen, beschnoberte sie der Hirsch und ging dann ruhig seiner Wege. Oskar nahm schnell seine Reisetasche vom Boden auf und versicherte sich der darin befindlichen Sackpistole für den Fall eines neuen Abenteuers

gefährlicher Art. Torso hingegen betrachtete ihre jugendliche Retterin. Diese war die Gesundheit selbst. In einem runden, blühenden Gesichte thronte ein großes, dunkles Augenpaar, das, nach Oskars späterer Aussage, viel Poesie und einen Anstrich mächtiger Sehnsucht besaß. Obgleich der Hut auf dem braunen, gescheitelten Haupthaar nur von grobem Strohe und das Kleid von einfachem Stoffe gefertigt war, so sah man doch auf den ersten Blick, daß das Mädchen nicht die Tochter eines gewöhnlichen Landmannes sein könne.

„Wie heißt du, liebe Kleine?“ fragte Torso — „Wie dein Vater? Wie der Ort, wo du wohnst?“

„Ich heiße eigentlich Adele“ — versetzte das Mädchen — „aber hier rufen sie mich Cathé, was recht häßlich klingt. Im Forsthause wohne ich — aber könnt ihr mir nicht sagen, was meine liebe Mutter macht und ob sie mich nicht bald abholen wird? Ich sterbe noch ohne sie — ja ganz gewiß!“

Torso's Antwort verhinderte ein Rudel gewöhnlicher Hirsche, welche sich im schnellen Laufe dem dahin wandernden Kleeblatte näherten. Oskar setzte seine Pistole in Bereitschaft, sein Leben theuer zu verkaufen. Doch diesmal ohne Noth. Die Thiere entfernten sich wieder, nachdem sie von dem Mädchen einige Liebkosungen empfangen hatten. Bei dieser Gelegenheit war es, wo Torso, als Adele die Hand erhob, einem Hirsche hinter dem Ohre zu krauen, ein behaartes, rundes Mal auf dem Oberarme des Kindes bemerkte, welches außerdem durch die Falbeln der Kleiderärmel verdeckt wurde. Im Begriff, den Faden des vorhin abgerissenen Gesprächs wieder anzuknüpfen, sah sich Torso aufs Neue durch drei große Jagdhunde daran verhindert, welche unter lautem Gebelle den Fremdlingen entgegensprangen. Dabei fletschten sie die Zähne so grimmig, daß Oskar die Bemerkung machte: „Sollten wir, der Charybdis glücklich entgangen, noch der Scylla anheim fallen?“

Aber auch diesmal beschwor Adelens Gegenwart noch den drohenden Sturm. Doch kam der hinkende Bote nach. Ein schon ziemlich bejahrter Herr in der vornehmeren, landesüblichen Tracht zeigte sich plötzlich und kam, die Fremden mit dem Kinde gewahrend, eilig auf sie zugehinkt, was durch ein etwas kürzeres Bein bewirkt wurde. Seine ohnehin abschreckende Miene wurde noch durch zornige Geberden und

Worte in ungarischer Sprache ausgedrückt, begleitet. Hier zeigte sich des Kindes Vermittelung, von welcher freilich die beiden Deutschen keine Sylbe verstanden, völlig unwirksam. Nachdem der Ungar die Fremden eine ziemliche Weile mit wuthentbrannten Blicken von oben bis unten gemessen hatte, wurden sie durch herbeigerufene Diener in ein Gemach gebracht, welches, in einen engen Hof gehend, durch die vor den Fenstern befindlichen Eisenstäbe einem Gefängniß ähnelte, als solches auch hinter den Eingelassenen fest verwahrt wurde.

„Wer hat uns geheißen, in fremdes Eigenthum und über verbietende Mauern einzusteigen!" sagte Torso, als er sich mit seinem Freunde allein sah. „Nun können wir noch das Vergnügen haben, einer ungarischen Gerichtssitzung beizuwohnen."

„Pah!" rief Oskar übermüthig, „wenn mir der Spas zu lange währt, so brauche ich Gewalt. Noch bin ich im Besitze meiner Sackpistole und meiner sämmtlichen Munition."

Um Torso's Mund spielte ein schalkhaftes Lächeln. „Denke an die Kiefer und den weißen Hirsch" — versetzte er ironisch.

Einige Stunden schlichen langweilig dahin. Die Gefangenen hörten und sahen nichts weiter, während Oskar an die verschlossene Thüre donnerte, untersuchte Torso ruhig die Beschaffenheit ihres Gewahrsams. Es war fest genug, ihren vereinten Anstrengungen zu widerstehen. Schon bereitete sich Oskar vor, durch einen Pistolenschuß ins Schloß der Thüre dieselbe aufzusprengen, als sie von selbst aufging.

„Das laß ich mir eher gefallen" — sprach er etwas beruhigter, wie er mehrere Diener mit dampfenden Schüsseln und vollen Weinflaschen hereintreten und die Tafel serviren sah. Das Essen war gut, der Tokaier einzig und im Ueberflusse da. Die Langeweile bewirkte, daß selbst der mäßige Torso mehr als gewöhnlich trank. Nicht lange darauf fielen ihm vor Mattigkeit die Augen zu. Oskar hingegen schnarchte gar, was jener zum Theil auf Rechnung der bestandenen Angst hinschob. Später dünkte es ihm, als befände sich das Sopha, welches beide Schläfer aufgenommen hatte, in steter, schwankender Bewegung, was er wiederum der Wirkung des genossenen Weines zuschrieb. Dann lag er völlig bewußtlos — wie lange? wußte er nicht anzugeben.

Beim Erwachen glaubte Torso nun erst zu träumen. Eine kühle Luft fächelte sein warmes Antlitz. Ueber den dunklen Wänden um ihn herum blinkten erlöschende Sterne und die goldne Mondsichel schien sich am Saume des Horizonts zu Bette legen zu wollen. Verschwunden war das Sopha, doch nicht sein Freund, der, im tiefen Schlafe noch, mit ihm auf kurzbegrastem Erdboden ruhte. Wiederum schlug der Sprosser, doch diesmal ungleich voller, sehnsüchtiger als gestern. Andere Waldvögel gaben erst einzelne Laute von sich oder regten schläfrig die Schwingen. Bald darauf belehrte sie die Morgendämmerung auf das Ueberzeugendste, daß ihr Schlafgemach — der Wald sey.

„Auf! Auf!“ schüttelte er seinen Gefährten. „Heute trifft es zu, was wir gestern sangen: „Der Wald ist unser Nachtquatier, der Mond ist unsre Sonne.“ Nun sage ferner nicht, daß Ungarn unpoetische Bewohner und keine Abenteuer habe.“

Oskar mußte seinem Freunde Recht geben und zwar um so mehr, als sie, endlich auf die Landstraße gelangend, von einem Fuhrmanne belehrt wurden, wie sie wenigstens 10 Meilen weit von dem Städtchen entfernt seien, welches sie gestern kurz vor dem erlebten Abenteuer verlassen hatten.

„Ich möchte doch wissen“ — sprach Oskar noch manchmal, „welch’ eine Bewandniß es mit dem Mädchen im Walde haben mußte, daß wir so geheimnißvoll aus seiner Nähe geschafft wurden.“

Da die beiden jungen Männer nicht zu den Reisenden gehörten, welche über ihre Reise, sei sie auch noch so unbedeutend, eine große Beschreibung in Druck zu geben pflegen, so blieb es bei dem bloßen Erzählen des sonderbaren Vorfalles, dessen in späteren Jahren immer seltener Erwähnung geschah.

Neunmal hatte seitdem die Erde ihren weiten Lauf um die Sonne zurückgelegt und während dem manche Veränderung auf sich geschehen lassen. Torso war ein mit Recht berühmter Heilkünstler, Gatte und Vater geworden. Oskar, um zwei Jahre jünger und jetzt in seinem 29sten stehend, hatte von seiner adeligen Abkunft und blühenden Schönheit begünstigt, Aussicht, nächstens Regierungsrath zu werden.

Nicht Kränklichkeit, sondern Beruf und Neigung zum Reisen hatten beide, noch immer unzertrennliche Freunde in das Pyrmonter Bad geführt. Torso heilte und Oskar schlug daselbst Wunden, namentlich unter dem schöneren Geschlechte. Er selbst aber blieb unverletzlich. Doch, laut der Prophezeihung seines Freundes, kam auch endlich seine Stunde. Nur einmal hatte er das Gesicht einer Jungfrau erblickt, welche, immer tief verschleiert, einen alten, kränklichen Herrn auf seinen Ausgängen begleitete, als er plötzlich aus einem Freiherrn ein Sclave wurde, welcher seiner Gebieterin, in ehrerbietiger Ferne, zwar auf allen Tritten uud Schritten folgte. Der Zufall begünstigte in so fern seine Bewerbungen, als der fremde Kranke, der in der Badeliste den Namen eines ungarischen Edelmannes führte, seine Wohnung derjenigen der beiden Freunde gegenüber genommen hatte, weshalb Oskar sofort zum eifrigsten Astronom wurde, der, mit dem Fernrohre, bewaffnet, den ganzen Tag Betrachtungen über diejenige Sonne anstellte, welche nicht am Himmel, sondern gegenüber leuchtete. Der alte Trabant dieses schönen Sternes aber mußte ein wahrer Menschenfeind sein, denn er erlaubte der lieblichen Jungfrau durchaus nicht, an den gangbaren Vergnügungen der Badewelt den mindesten Antheil zu nehmen, oder vor derselben ihr schönes Antlitz zu entschleiern. Die jungen, eroberungssüchtigen Herren umgaukelten zwar die geheimnißvolle Schönheit um so begieriger, konnten sich aber nicht der mindesten Aufmerksamkeit von derselben erfreuen. Nur Oskar, durch ganz kleine, allein der Liebe leserlich erscheinende Zeichen dazu berechtigt, glaubte hiervon die glückliche Ausnahme zu machen.

Torso war, wie die meisten neueren Aerzte ein eifriger Botaniker. Als er daher eines Tages mit seinem Freunde durch Pyrmonts bewaldete Umgebungen pilgerte und auf einem Baume eine Mistelpflanze entdeckte, so schickte er sich sofort, den Fund zu seinem Eigenthume zu machen, zu Ersteigung des Baumes an.

„Hoch lebe die edle Turnkunst!“ rief er fröhlich aus, als er, die kleinen Schäden, welche seine Kleidungsstücke dabei erlitten, nicht beachtend, sich am Ziele sah. Oskar aber, den unthätigen Zuschauer abgebend, sprach hastig und laut: „Weißt du, Torso, daß du mich so eben lebhaft an unser

Abenteuer in Ungarn erinnerst? Neun Jahre sind es gerade, daß wir beide auf der Kiefer hingen und der weiße Hirsch mir in die Stiefelsohlen mit seinem Geweihe bohrte, bis uns das Mädchen im Walde erlösete."

Ein kleines Geräusch in seinem Rücken bewog jetzt den Sprecher zum schnellen Umwenden. Himmel! die schöne Unbekannte war es, welche mit zurückgeworfenem Schleier und von einer hohen Röthe übergossen, vor ihm stand, ihn mit erstaunten Blicken betrachtete und dabei einige unverständliche Worte lispelte. Ihr Vater war von einer plötzlichen Unpäßlichkeit überfallen worden, lag bewußtlos in der Nähe und seine Tochter kam, den Beistand der beiden Freunde zu erbitten, welche auch sofort sich dazu bereitwillig bezeigten. Die Ohnmacht war nur vorübergehend, der alte Herr nach Hause gebracht und Oskar überglücklich, denn er hatte einige Worte mit der Geliebten gewechselt, auch eines leisen Händedrucks sich zu erfreuen gehabt.

„O mein Torso!" schwärmte der berauschte Oskar — „dieses große, dunkle Augenpaar — es reißt mich unwiderstehlich dahin — ich kann nicht widerstreben — es übt eine bezaubernde Gewalt auf mich aus und schon früher habe ich in seine unergründlichen Tiefen geblickt."

Nach zwei Tagen suchte Torso seinen Freund mit leuchtenden Augen auf. „Nun rathe, woher ich komme und welche wichtigen Neuigkeiten ich bei mir trage?" sprach er lustig.

„Ach" — versetzte Oskar trübe — „mich interessirt jetzt nichts als was meine Liebe betrifft."

„Ich komme so eben von ihr" — triumphirte Torso — „von der räthselhaften Jungfrau nämlich! Ihr alter Papa hat mich zu sich rufen lassen, mir sein Vertrauen geschenkt, mich zu seinem Leibarzt angenommen. Aber nicht ihn selbst, nur die liebliche Jungfrau soll ich in Behandlung nehmen. Wenn du dir jedoch schmeichelst, daß sie durch dich von Amors Pfeilen verletzt worden sei und deshalb meiner Hülfe bedürfe: so bist du im gewaltigsten Irrthume. Nun die zweite, weit größere Neuigkeit: Deine schöne Geliebte und — das Mädchen im Walde sind eine und dieselbe Person, und wir beide haben bereits vor 9 Jahren in das schwarze, unwiderstehliche Augenpaar geschaut. Ein Glück für mich, daß meine liebe Ida einen Panzer mir ins Bad mitgegeben hat, welcher mich

gegen alle Pfeilwunden unverletzbar macht. Höre nur ruhig weiter. „Meine Tochter hat" — hob der alte Herr an — „an ihrem Körper ein Mal, das, obschon für gewöhnlich dem Auge nicht sichtbar, doch sehr entstellend ist. Längst schon habe ich in sie gedrungen, dasselbe durch eine Operation entfernen zu lassen, jedoch immer ohne Erfolg. Jetzt ist sie plötzlich anderen Sinnes geworden" — merke wohl auf, Oskar! jetzt, nachdem sie in uns die beiden Kieferraupen wieder erkannt hat — „und sie gedenkt, sich einer Operation von Ihrer geschickten Hand, vorausgesetzt, daß diese weder zu schmerzhaft, noch lebensgefährlich sei, zu unterwerfen." Natürlich mußte ich vor allen Dingen das fragliche Mal sehen und — es war dasselbe, wie ich es vor neun Jahren auf dem Oberarme des Mädchens im Walde entdeckt hatte. Morgen geschieht meine Operation und dann — fängst du an zu operiren, um die Hand der süßen Patientin zu erlangen."

Am Abend des nächsten Tages vereinte ein anhaltendes Regenwetter eine ausgewählte Gesellschaft von Kurgästen in dem kleinen Ballsaale zu Pyrmont. Gegenstand des allgemeinen Gesprächs war die überraschend plötzliche Abreise des ungarischen alten Herrn mit seiner schönen Tochter, die in der Stille der verwichenen Nacht statt gefunden und auch diejenige des liebenswürdigen Oskars nach sich gezogen hatte.

„Der Wirth des alten Magyaren" — erzählte eine nicht minder bejahrte Dame — „versichert, daß, nachdem er nur erst die letzte Nummer der Badeliste hinaufgeschickt habe, sofort der Befehl zum Einpacken gegeben worden sei. Die schöne Tochter soll nur ungern abgereist sein und viel geweint haben. Heute Morgen, nachdem die Sache etwas ruchbar geworden, ist auch unsers Herrn Doktors lieber Freund auf und davon gefahren."

Der Herr Doktor Torso, welcher zugegen war, erklärte hier, wie sein Freund nur einen kleinen Ausflug beabsichtige und daher vielleicht schon Morgen wieder zurück sein werde. Das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken, benutzte Torso die Erwähnung des ungarischen Edelmannes, um das in Ungarn erlebte Abenteuer, auf das Launigste ausgeschmückt zum Besten zu geben. Wirklich gelang ihm auch seine Absicht vollkommen, bevor er noch in die Mitte seiner Erzählung gekommen. Als er aber des Males auf dem

Oberarme des Waldmädchens erwähnte, unterbrach den Erzähler ein jäher Schrei, der durch den Saal schwirrte. Bevor der Doctor hülfreich aufspringen konnte, sah er sich von einem fremden Paare umringt, das, vorgestern angelangt, heute zum erstenmale in der Gesellschaft sich zeigte. Die Dame, welche den Schrei ausgestoßen hatte, richtete jetzt die hastig hervorgebrachten Worte an Torso: „Mein Herr! um Gottes Willen! ein Mal — sagen Sie? — von runder Form — auf dem rechten Oberarme — mit mäusefahlen Haaren bewachsen? — ich hatte eine Tochter, die dasselbe Mal trug — sechs Jahr alt verschwand sie plötzlich — wir glaubten sie im Flusse ertrunken, weil man am Ufer ihr Halstuch auffand — doch ihren Leichnam entdeckten wir nimmer, so sehr wir uns deshalb bemühten."

„Hatte das Mädchen mit dem Male dunkles Haar und große, schwarze Augen?" forschte der Herr in ängstlicher Spannung.

„Allerdings!" versetzte Torso — „und zwar ein Augenpaar, in welches man gegenwärtig ungestraft nicht tief hineinblicken darf. Haben oder hatten Sie vielleicht einen Neider oder Feind, dem Sie einen Menschenraub zutrauen könnten und der — daß ich's kurz mache — auf einem Beine hinkt?"

„Er ist's!" riefen die Aeltern mit einem Munde — „es ist der lahme Herr von Sprengel!"

„Er bewarb sich einst mit mir zugleich um die Hand meiner Gattin" — erzählte der Herr — „sah sich jedoch zurückgesetzt, und daher sein Haß gegen uns, den er zwar nie hat laut werden laßen. Auch verließ er unseren Wohnort erst ein volles Jahr nach dem Verschwinden unserer Adele" —

„So nannte sich auch das Mädchen im Walde" — fiel Torso ein — „allein der Name des alten Herrn stimmt nicht mit der Badeliste" — der Doktor, sich auf einer Voreiligkeit ertappend, hielt hier schnell inne. Ein Bote, der ihn zu suchen kam und ihm ein versiegeltes Schreiben einhändigte, enthob ihn jeder weiteren Verlegenheit. Er beurlaubte sich für einige Minuten bei dem Aelternpaare und begab sich hinaus, um den Inhalt des Briefes zu ersehen. Gleich darauf ließ er jene herausrufen, welche sich als Herr und Frau von Bloom auswiesen, und redete sie mit den freudigen Worten an: „So eben schickt mein Freund Oskar mir durch

einen Eilboten einen Brief, nach welchem er den alten, lahmen Herrn, vom Schlage getroffen, tödtlich krank in einem, nur 3 Meilen von hier entfernten Orte angetroffen hat. Die Angst des nahen Todes hat ihm bereits das Geständniß ausgepreßt, daß seine angebliche, mit dem bezeichneten Male behafte Tochter von ihm aus Rachsucht geraubt, später aber, aus zu ihr gefaßter, großer Liebe, an Kindesstatt angenommen worden sei und nur der Tod sie von ihm trennen könne. Seinen gegenwärtigen Namen führe er nach der von ihm erkauften Herrschaft in Ungarn; seinen eigentlichen verschweige er aber noch hartnäckig, so wie auch denjenigen der wahren Aeltern Adelens. Mein Freund fordert mich auf, ungesäumt dem alten Herrn meinen ärztlichen Beistand zu widmen. Wollen Sie den Knoten ungesäumt und selbst lösen, so wird uns mein Wagen noch heute nach *** bringen."

Dieses freundliche Anerbieten wurde sofort angenommen. Der Wagen rollte ab. Seine Insassen kamen gerade noch zu rechter Zeit an, um sich mit dem sterbenden Herrn von Sprengel zu versöhnen, welcher seiner Pflegetochter sein ganzes, beträchtliches Vermögen zugeschrieben hatte — eine Entschädigung, welche bei des Herrn von Bloom zahlreicher Familie, für Adele nicht von Ueberfluß war. Ein halbes Jahr später erhielt Doctor Torso die Einladung zur Hochzeitsfeier seines Freundes Oskar mit Adele vom Bloom, und sein Keller seitdem die süßesten, feurigsten Beiträge aus Ungarns Rebenbergen. Ungarischer Sprosser aber, so reizend ihm deren Schlag auch immer gewesen ist, begehrt er nicht, denn dazu hat er die armen Vögel zu lieb. Das Mal aber ließ Oskar nicht von dem Arme seiner reizenden Gattin entfernen, denn dazu hatte er sie auch zu lieb.

Die Geschichte von den drei Doktoren.

Von A. Braß.

Es war einmal ein Doctor, das heißt kein Doctor der Philosophie oder gar der Jurisprudenz, sondern ein rechter Doctor, der die Medizin aus dem Grunde studirt hatte, denn er war sieben Jahre hindurch Barbier gewesen, hatte alsdann Collegia über Anatomie gehört, sich eine deutsche Uebersetzung des Galenus gekauft und von der weit und breit berühmten Universität zu Prag den Doktorhut



Wer so wie dieser schreien kann,
Dem fühlt der Andre auf den Zahn.



Wer diesen Streit zu Ende bringt,
Dem auch allein die Kur gelingt.



Zu grosse Hast beim Sublimiren
Lässt diesen Mann den Zink verlieren.



Mit Brill' und Hörrohr, Schling' und Zangen,
Gedenkt er sich den Geist zu fangen.

Die Jünger des Hippokrates

verschrieben. Dennoch trug er diesen Hut selten oder eigentlich gar nicht, sondern vielmehr eine grüne Mütze mit einem breiten Schirme, weil es die Augen gut conservire, wie er sagte, obgleich Uebelwollende behaupteten, er habe gar keinen Hut gehabt und auch kein Geld, sich einen zu kaufen, was allerdings ein übel Ding ist, wie der Leser wohl wissen wird. Nun will ich zwar diesen Leuten nicht so unbedingt Recht geben, aber dennoch ist es gar leicht möglich, daß sich die Sache doch so verhielt; denn wenn auch unser Doctor ein gar gescheidter Mann war, der seine Ader schlagen konnte wie Einer, so ist es doch ein altes Sprüchwort, daß der Prophet am Wenigsten in seinem Vaterlande gilt. Daher kam es denn auch, daß die Praxis unseres Freundes nur äußerst gering war, und die Leute, unter denen er aufgewachsen war, ihn über die Achsel ansahen. Zwar versuchte er es auf alle mögliche Weise, sich Kunden zu verschaffen, doch vergeblich; er ließ öffentliche Danksagungen in die Zeitungen einrücken, die immer mit den schönen Worten begannen: „Nächst Gott verdanke ich meine Wiederherstellung nach jahrelangem, fürchterlichen Leiden der geschickten Behandlung des Doctor N. N., des würdigen Mannes, Gott segne ihn ꝛc. ꝛc.“; aber Niemand wollte anbeißen. — Er ging des Nachts auf den Straßen umher, und wo er an den Häusern einen Klingelzug sah, klingelte er so heftig, daß alle Miether in Aufruhr geriethen und an die Fenster stürzten, denn sie glaubten nicht anders, als die ganze Stadt stünde in Flammen. Wenn man ihm dann die Thür öffnete, sagte er hastig: „hier bin ich ja wohl recht; hier wird doch der Doctor verlangt?“ und dann antwortete der Thürsteher jedesmal verdrießlich: „Nein mein Herr, das muß ein Irrthum sein, hier ist noch Alles gesund.“ — Einmal aber hatte er es versehen und war in der Dunkelheit zweimal in dasselbe Haus gerathen; da dachten die Miethsleute, er wolle sie foppen und im Schlafe stören und prügelten den armen Doctor derb zusammen, daß er ein ganzes Monat hindurch seine nächtlichen Excursionen einstellen mußte.

In jener Zeitperiode, wo unser Doctor weidlich zerschlagen auf seinem Strohsack lag und nicht allein mit seiner Vaterstadt, sondern mit der ganzen Welt zerfallen war, und seinen Leichnam mit Arquebusade und Heftpflaster nach Herzenslust tractirte, ich sage in jener Zeitperiode geschah es, daß unserem Helden eine Nummer der Vossischen Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen in die Hände fiel, worin unter andern merkwürdigen Nachrichten, wie z. B. die Vertreibung der Engländer aus Afghanistan und des Kiehngeruchs aus neuen Küchenspinden ꝛc. ꝛc., auch folgende Anzeige stand: „In einer bedeutenden Provinzialstadt Deutschlands mangelt es schon seit längerer Zeit an einem geschickten Arzte, in Ermangelung dessen sich die Bürgerschaft bisher mit einer sympathetischen Bauerfrau begnügt hat. Die immer mehr zunehmende Bevölkerung gedachter Stadt, die eine allgemeine Theuerung der Lebensmittel befürchten läßt, macht es je-

doch unbedingt nothwendig, daß wir einen Arzt besitzen, und zwar wäre es sehr wünschenswerth, wenn derselbe auch größere Kenntnisse in der Chirurgie besäße, sintemalen die guten Bürger hiesiger Stadt sehr hitziger Natur, und zum Öfteren schon Schlägereien vorgefallen sind, wobei mehrere Arm- und Beinbrüche vorgekommen, so daß allerdings eine bedeutende Praxis zu erwarten sein dürfte. — Hierauf reflectirende Personen erfahren das Nähere bei Angabe ihrer Adresse ꝛc.

Der Doctor hatte nicht sobald diese Anzeige gelesen, als ihm plötzlich so wohl und gesund zu Muthe wurde, als hätte er ein ganzes Quart von jenem berühmten Lebenselixier, womit sich weiland die Kaiserin Poppaea ihre Jugend und Schönheit erhalten haben soll, ausgetrunken. Er sprang flugs von seinem Bette auf, daß seine beinerne Schnupftabacksdose vom Tische fiel, und der Taback verstreut auf der Erde lag, und nachdem er eine Prise genommen hatte, rief er aus: „Das ist ein Platz für mich!" — Große Männer sind rasch sowohl in ihren Entschließungen als auch im Handeln. Noch am Abend desselben Tages hatte der Doctor schon die nöthigen Erkundigungen eingezogen, und nach drei mal vier und zwanzig Stunden saß er schon auf einem mit grauer Leinewand überzogenen Planwagen, der ihn nach dem Orte seiner Bestimmung, nach Schöppenstedt — der Name ist mir nun einmal herausgefahren — bringen sollte. Ein altes Sprüchwort sagt: „Kleider machen Leute," und dies ist so unwahr nicht; auch der Doctor sah die Richtigkeit dieser Sentenz ein, und hatte vor seiner Abreise besondere Aufmerksamkeit auf seine Garderobe gerichtet, um schon beim ersten Auftreten den Bürgern der guten Stadt Schöppenstedt zu imponiren. Er hatte sich bei einem Trödler einen Leibrock von blauem Sammtmanschester mit Silberstickerei gekauft, unter welchem er eine ponceaufarbige Weste und eine aschgraue Kniehose trug, was ihm ein sehr gutes Ansehen gab, und hierzu kam noch die sauber mit Roggenmehl gepuderte Perücke, an welcher ein langer Zopf hing, beinahe so dick wie das spanische Rohr mit blankgeputztem Messingknopfe, welches er von seinem Vater seligen Andenkens ererbt hatte. So konnte es denn auch nicht fehlen, daß man den Doctor überall, wo er hinkam, mit der größten Zuvorkommenheit und Ehrerbietung aufnahm, und die Wirthe in allen Gasthäusern die Rechnung mit doppelter Kreide schrieben; doch wenn dies auch dem Beutel unsers Helden sehr beschwerlich fiel, so fühlte sich dagegen seine Eitelkeit allzusehr geschmeichelt, daß er dieses Ungemach standhaft überwunden hätte. —

Es war an einem schönen Maimorgen und die alte Mutter Natur hatte ihren besten, grüngeblümten Rock angezogen, als der Doctor in der Ferne den Kirchthurm der guten Stadt Schöppenstedt erblickte. Sein Herz klopfte ihm gewaltig unter der Weste, er fühlte, daß ein wichtiger Augenblick seines Lebens herannahe, daß die Krisis seines Schicksals eingetreten wäre. Dennoch war das ersehnte Ziel

nicht so nahe, als er geträumt; der Weg war schlecht, die Pferde matt, kurz der Fuhrmann beschloß, zuvor noch Mittagsrast zu machen, um dann stattlicher in die Stadt einfahren zu können. Etwa eine halbe Meile vor dem Ziel der Reise ward Halt gemacht, der Doctor stieg in einem freundlichen Gasthof ab und bestellte ein Zimmer für sich, denn er wollte mit seinen Gedanken allein sein. — „Nr. 26, eine Treppe hoch, ist leer und steht zu Ew. Gnaden Befehl;" sagte der Wirth und rückte ehrerbietig das schwarzsammtne Käppchen; „die Thür ist offen." — „Gratias amice"; sagte der Doctor und stieg die Treppe hinan. Wie er nun aber oben auf dem langen Corridor stand, geschah es in einer Zerstreutheit, die alle großen Männer ja zuweilen beschleicht, daß er die rechte Thür verfehlte, die Stube Nr. 25. öffnete und eintrat. Bei dem Geräusch, welches er machte, fuhr ein Mann, der bisher brütend in einer Ecke des Sopha gesessen hatte, unwillig empor; der Doctor aber, in dem Wahn, daß er richtig gegangen sei, sagte mit würdevollem Ernst: „Wer ist man? Was sucht man auf meinem Zimmer?" — Da richtete sich der Fremde stolz empor, und nun sah der Doctor erst, daß derselbe einen blauen Leibrock mit bronzenen Knöpfen, große Vatermörder und eine Brille trug, durch welche er dem Fragenden einen wüthenden Blick zuwarf. „Ich bin Doctor med. Erlangensis, rite promotus," erwiederte er, „ich bin mehr als dies, ich bin Homöopath und reise nach Schöppenstedt, dort Doctor practicus zu werden." — „Und ich," entgegnete unser Held, „bin Doctor med. Pragensis, rite promotus, aber mehr als das, denn ich bin Allopath und reise nach Schöppenstedt, dort ebenfalls Doctor practicus zu werden." — Schweigend standen sich beide Männer, jeder im Gefühl seines Werthes, gegenüber, sie schienen sich gegenseitig mit Blicken durchbohren zu wollen. Endlich sagte Jener: „Die Allopathie ist der alte Sauerteig der Philister." — „Die Homöopathie ist das Werk des Teufels;" erwiderte Dieser. — Alsbald machten Beide wieder eine Pause bis der Homöopath sagte: „Herr, Sie sind ein Arrogant;" worauf der Allopath erwiderte: „Herr, sie sind ein Ignorant." — Wenn nun aber ein Doctor zum Andern sagt, daß Dieser ein Ignorant sei, so ist das gerade so viel, als ob der Kaiser von China zu England sagt: „Entschuldigen Sie gefälligst, Sie dürfen hier kein Opium mehr verkaufen." In beiden Fällen entsteht natürlich Krieg und so konnte es denn auch nicht ausbleiben, daß sich die beiden Herren gegenseitig in die Haare faßten und umherbalgten. Da aber unser Allopath seinem Gegner an Körperconstitution überlegen war, gelang es ihm, nach langem Ringen die Oberhand zu gewinnen, er warf Jenen zu Boden, setzte ihm ein Knie auf die Brust und langte aus seiner Rocktasche ein Instrument hervor, welches der Homöopath alsbald für einen Pelikan erkannte. Da fing der Untenliegende an ganz jämmerlich zu stöhnen: „Um Gottes willen, was wollen Sie thun, liebwerthester Herr College; Sie wer-

den mich doch nicht morden?" „Ruhig, ruhig, mein Bester," entgegnete der Allopath; „ich werde Ihnen zeigen, was ich gelernt habe, ich werde Ihnen einen Backzahn ausziehen."

Dagegen protestirte Jener auf eine gar herzbrechende Weise, wie wir auf unserem Bilde sehen; aber alles wollte nichts helfen, und wahrscheinlich hätte er seinem bösen Geschick unterlegen, wenn ihm nicht in diesem kritischen Augenblick ein Eimer kaltes Wasser zu Hülfe genaht wäre. Dieser Eimer voll Wasser wurde nämlich über die beiden Kämpfenden ausgegossen, als der Pelikan schon den Zahn gefaßt hatte. Der Allopath ließ los, der Homöopath sprang auf und beide sahen einen Mann in einem grauen Oberrock, das Haar nach dem Hinterkopf zurückgekämmt, vor sich stehen, der mit zufriedenem Blicke das Resultat beobachtete, welches das plötzliche Bad auf die beiden Kämpfer hervorgebracht hatte. „Es ist gut, ganz gut," sagte er gemüthlich zu sich selbst; „der Paroxismus ist vorüber, probatum, probatum!" — „Was Herr? Was ist probat? Und wer sind Sie?" schnaubte der Allopath. — „Wer ich bin!" antwortete Jener mit geringschätzender Miene; „mein Herr, ich bin Hydropath, zu deutsch Wasserdoctor, und reise nach Schöppenstedt, um dort als practischer Arzt zu fungiren. Sie sehen, meine Methode ist unfehlbar, so eben hat das Fluidum des Wassers seine Kraft herrlich bewährt." — Da brach alsbald der Homöopath in ein lautes, fröhliches Gelächter aus. "Herr College," sagte er, „das ist ein gar curioses Zusammentreffen." Und er erzählte ihm darauf, was eben vorgefallen, daß auch sie beide denselben Zweck verfolgten, und that sodann den Vorschlag, daß alle Feindschaft vergessen sein sollte, da es gerade Zeit zum Mittagessen sei. So wurden die Herren wieder einig, nur der Allopath machte noch ein finstres Gesicht und rieb sich mit dem Messingknopfe seines Rohrstocks unter das Kinn, wie wir ihn auf dem Bildchen Nr. 2 sehen, während der Homöopath die Versöhnung gänzlich herzustellen suchte, und nun gingen die drei hinab in die Gaststube, wo für sie gedeckt war, und setzten sich zu Tische. Der Allopath aber bestellte sich eine Flasche Rüdesheimer, der Homöopath einen halben Schnitt Madeira und der Hydropath ein Glas Wasser. So aßen und tranken sie mitsammen und waren fröhlich und guter Dinge, bis der Kellner mit den Zahnstochern kam; dann bezahlten sie die Rechnung und machten sich auf den Weg nach Schöppenstedt, wo sie gegen Abend anlangten, und am folgenden Tage dem in pleno versammelten Magistrate ihr Anliegen vortrugen.

Alsbald erhob sich der erste Bürgermeister von seinem Sitze und hielt eine lange, zierliche Rede, worin er von den Pflichten und der Bedeutung des Arztes so ausführlich sprach, als ob er Ehrenmitglied der medicinischen Facultät gewesen wäre, dann sagte er zu den drei Candidaten gewendet: „Und nun, ihr lieben Herren, da es in unserer guten Stadt also Sitte ist, daß jeder Bürger sein Mei-

sterstück machen muß, so er zünftig werden will, muß auch jeder von Euch sein Meisterstück machen, und der am Besten die Probe besteht, der soll unser Doctor werden. Es sind hiesigen Ortes nämlich drei Invaliden, die alle krank im Spital liegen, davon der Eine schwindsüchtig, der Zweite gichtbrüchig und der Dritte mit der Wassersucht befallen; jeder von Euch mag Einen davon behandeln und das Loos soll entscheiden, welchen Kranken ein jeder erhalte." — Das waren die drei Doctoren alsbald zufrieden, gingen nach dem Spital und würfelten um die Invaliden; der Allopath aber warf alle Sechs und gewann den Schwindsüchtigen.

Als nun ein Jeder seinen Patienten in Augenschein nahm, sah unser Doctor bald, daß hier nicht mehr zu helfen sei. Dennoch verschrieb er ein großes Recept, daß dem Apotheker das Herz im Leibe lachte, als er es sah, und am folgenden Tage wieder und so fort. Dabei kümmerte er sich aber wenig um den Kranken, sondern saß in der Herberge zum goldnen Kalb neben dem Spital und ließ tapfer einschenken, und der Wirth schrieb es mit doppelter Kreide an, denn er hatte versprochen zu bezahlen, sobald er seine neue Stelle angetreten hätte. Der Homöopath aber brachte sein ganzes Laboratorium nach dem Spital, und saß Tag und Nacht und braute Elixire und Klystire für den Wassersüchtigen, wie wir auf den beiden Bildchen oben sehen können; der Apotheker aber bekam gar nichts zu verdienen. Der Hydropath hatte den Gichtbrüchigen in die Kur bekommen und gab dem Apotheker auch nichts zu thun. Dagegen mußten die Spitalwärter den ganzen Tag über Wasser tragen, zum Trinken, zu Umschlägen, zum Baden, daß ihnen der Schweiß von der Stirne lief, und schwuren Alle, lieber wollten sie aus ihrem Dienst gehen, als solchen Doctor über sich haben.

So waren etwa drei Wochen hingegangen, da wurde dem Magistrate gemeldet, daß alle drei Kranke gestorben seien und zwar in der nämlichen Nacht und in der nämlichen Stunde. Auf solchen Fall hatten die Väter der Stadt nicht gerechnet, und der Bürgermeister rief daher die Rathsherren zusammen, um in diesem bedenklichen Falle einen Entschluß zu fassen, denn jeder der drei Candidaten hatte das gleiche Recht. So waren auch die Stimmen der Rathsherren gleichmäßig getheilt, jeder Candidat hatte drei derselben für sich, der Bürgermeister allein sollte den Ausschlag geben. Wie nun Dieser aber auf seinem ledernen Polsterstuhl saß und den Finger an die Nase gelegt hatte, kam plötzlich der Wirth zum goldnen Kalb athemlos in das Rathszimmer gelaufen. — „Herr Gevatter, Herr Gevatter!" rief er dem Bürgermeister zu, denn er hatte dessen älteste Tochter, die nachmals mit dem Thorschreiber verheirathet war, über die Taufe gehalten, „Herr Gevatter, der Allopath muß unser Doctor werden, denn er hat kein Geld, mir seine Rechnung zu bezahlen, und wir können ihn nicht aus der Stadt lassen!" — Da

wälzte sich eine unendlich schwere Last von der Brust des Bürgermeisters, ein zufriedenes Lächeln flog über sein Gesicht. „Ja, ja, Ihr habt Recht, Herr Gevatter," sagte er; „der Apotheker hat mir auch schon gesagt, daß er was verstehen soll; beruhigt Euch, er soll Euch nicht entwischen, der Allopath soll Doctor unserer guten Stadt werden, wir wollen von dem andern neuen Kram nichts wissen. Seid Ihr damit einverstanden, ihr Herren?" — Da nickten die wohlweisen Räthe der guten Stadt allesammt einmüthiglich mit dem Haupte, und sagten: „recte, recte, domine."

Also wurde der Allopath Doctor zu Schöppenstedt und trug den Sieg über seine Collegen davon; aber seit jener Zeit soll niemals wieder Klage über die zunehmende Bevölkerung gedachten Orts vorgekommen sein.

Der Brautkranz.

Erzählung von H. Kletke.

(Mit einem Stahlstich.)*)

1. Der Brautkranz.

Vor der Bude des Krämers standen zwei junge Mädchen, von denen eins, das hübsche Nandel, die Tochter einer Wittwe war, die im Dorf ein Häuschen hatte, das andre, Bätly, ihre Freundin. Es galt den Handel um einen Brautkranz; des reichen Gastwirths Tochter war die Braut, und Nandel Brautjungfer und gab den Kranz.

Mein hübsches Nandel, sagte der höfliche Krämer, sollten wir um die Paar Kreuzer uneins werden? ich seh' schon, Du willst mich nichts verdienen lassen, so mag's nur sein! Du könntest den Kranz gar umsonst haben, wenn Du mich obenein nehmen wolltest, denn daß ich seit drei Jahren Wittwer bin, das weißt Du, und so ein blankes, schmuckes Mädel — nun ich rede nur so, Du hast wohl Dein Theil, und auf mich nicht gewartet.

Der Krämer schwatzte in einem zu, aber Nandel sagte kein Wort, legte hastig das Geld hin, und zog Bätly mit sich fort. Es ist schon wahr, plauderte Bätly unterwegs, was die Leute sagen, Du bist so still geworden; aber ich müßt's ja wissen, wenn Du was Liebes hast.

Nandel seufzte von Herzen. Wer weiß, sprach Bätly, über's Jahr trägst Du vielleicht selber so ein Kränzel, — der reiche Meyer, der sich zehnmal nach Dir umschaut — Pfui, sagte Nandel unwillig, der böse Mensch, der auf Pfänder leiht und die armen Leute um Haus und Hof bringt!

So wird's ein andrer sein, fuhr Bätly fort, und wenn's der braune Seppi wär'. Nandel wurde blutroth, da stand der braune

*) Nach einer sehr hübschen Lithographie in größerem Maaßstabe, welche bei Herrn C. H. Schröder in Berlin erschienen ist.

Seppi wirklich drüben über'm Bach und rief: Gott grüß! — Schön Dank! versetzte Bätly, und Nandel nickte still mit dem Kopf.

Ja, Du dankst dem hübschen Burschen kaum einmal, sprach das muthwillige Mädchen; aber schon gut, Du mußt einen Reicheren haben, und dem wilden bösen Seppi trau ich nicht; er ist nicht im Dorf aufgewachsen, sein Vater ist mit ihm hergekommen, kaum, daß er ein Landskind ist.

Was willst du dem Seppi nachsagen? fragte Nandel lebhaft, er ist still und fleißig, er sucht keinen Streit, und Gott erbarm' es, daß er nicht mehr hat, 's ist seine Schuld nicht.

Da standen sie vor der Nandel ihrem Hause, und Bätly sagte: Leb wohl! und lachte: Hüt' dich vor dem braunen Seppi!

2. Die Hochzeit. — Seppi.

Sang und Klang war vorüber, der Jubel hatte lange ausgelärmt, die Glücklichen saßen schon in ihrem eigenen Hause. Nandel aber ging mit stillem Herzen in dem kleinem Gärtlein, welches gleich an die Wohnstube stieß, auf und zu, und begoß die Herbstblumen. Sie hatten gestern Alle gesagt, nun müßte sie als Kranzjungfer die nächste Braut sein; sie hatten so viel gescherzt und gelacht, daß der Nandel ganz trüb und weh wurde. — Drin in der Stube saß die Mutter am Fenster und spann. Eben ging der reiche Pfand-Meyer, wie sie ihn hießen, vorüber, stand still am Fenster und sagte: Schaut, wie so fleißig, zum Hausstand für die Tochter? Gebt mir das Mädel, eh' der Winter kommt. Heh, was meint Ihr dazu? Ihr wißt schon, ich sitz' nicht beim leeren Kasten; frisch zugeschlagen mit Hand und Mund!

Aber die alte Frau schlug nicht zu, sondern versetzte ernsthaft: Müßt schon bei der Nandel selber anfragen, ich zwing' sie nicht. — Da zog der Freier ein verdrießlich Gesicht, lachte hochmüthig, und ging seines Weges. Als das Mädchen in die Stube trat, sprach die Mutter: Der Pfand-Meyer ist hier gewesen, und will dich zur Frau haben. Heilige Mutter Gottes, schrie Nandel, du hast doch nicht Ja gesagt?

Er soll dir's selber sagen, ich zwing' dich nicht, hab' ich geantwortet.

Länger konnte sich Nandel nicht halten; sie küßte heftig die Hand der alten Frau und weinte bitterlich. Da sagte die so sanft als möglich: Ja, mein Kind, ich will dich nicht zwingen, und der Pfand-Meyer zumal ist kein guter Mensch, aber der Seppi steckt dir im Kopf, und das wird dich unglücklich machen. Ich bin dem Seppi nicht böse, fuhr sie fort, da Nandel noch heftiger weinte, aber ich wollte, sein Vater wär' nimmer in unser Dorf gezogen, denn was soll das werden? Das kleine Gehöft ist übel verschuldet — ja doch, ich weiß, der Alte hat's ihm so hinterlassen, und der

Pfand-Meyer hat auch sein Theil daran, aber du lieber Gott, wenn wir selber nur reiche Leute wären! Die paar Gulden in deiner Sparbüchse, die silbernen Henkelthaler, und das schöne goldne Kreuzchen, das Pathengeschenk der gnädigen Frau Gräfin, das ist ja dein größter Reichthum! Ich bin eine arme Wittwe, und der Seppi ist ein armer, verschuldeter Mensch.

Und er ist doch so gut, sagte leise die Tochter, so gut und so lieb.

Die Mutter that, als hörte sie's nicht: Mit Schulden anfangen, ist ein böses, böses Ding, macht graues Haar vor der Zeit. Wenn ich dein Elend mitansehen müßte!

Herzens-, Herzens-Mutter! rief Nandel, ich will recht beten, früh und Abends, daß Alles gut wird! —

Nandel betete früh und Abends mit heißen Thränen von ganzer Seele, und wenn sie in den Garten zwischen den Blumen ging, auf die der Herbstwind schon eine Menge gelbes Laub herabschüttelte, dachte sie zuweilen, ob es nicht besser sei, wenn sie mit den Blumen verginge, und die letzten Herbststrahlen ihr auf's Grab schienen.

So rückte die Zeit immer weiter, die Erde wurde brauner, Nebel dämmerten zeitiger über dem Wiesengrund, und Marienfädchen flogen hin und wider, als ob sie Alles umspinnen wollten. Eines Abends — die Mutter war schon des Nachmittags zu einer kranken Freundin gegangen und Nandel allein im Garten — da hörte sie ein Rascheln und Rauschen in der Nähe, als ob sich Jemand mit Gewalt durch das dichte Dorngesträuch dränge. Nandel erschrak, und wie erst, da jetzt ein braunes, männliches Gesicht aus der Hecke sichtbar wurde. Sie wollte fortspringen und nach Hilfe rufen, als sie Seppi erkannte, der von den Dornen übel zerrissen war. Du thörichter wilder Mensch, sagte sie böse, was ist das für ein Streich von dir? Wenn's Jemand gesehen hat, was soll er denken? Und durch die Dornen —

Du liebes, gutes Nandel, bat Seppi, ihre Hand fassend, Niemand hat's gesehn, die Nachbarhäuser stehn ja weit genug, ich bin über den Graben gesprungen, und durch den Zaun in die Hecke gekommen. Die Mutter ist nicht heim, ich weiß wohl, und ich geh' auch gleich wieder. Nur einmal sehn mußt' ich dich und sprechen, und hören, ob du mir noch gut bist.

Du weißt es wohl, seufzte Nandel, vielleicht wär's besser, daß wir's uns nie gesagt hätten, da's aber einmal geschehen ist, so soll's auch bleiben, und mag's kommen, wie's will.

Betrüb' dich nicht, mein Herzensnandel, sprach Seppi, es möcht' mir selber das Herz zerspringen, wenn ich denke, wie's geht und steht; aber doch hab' ich frischen Muth. Wenn's noch so schlimm wird, sind's ein paar Jahre mehr, und da will ich schaffen, daß mir das Blut aus den Nägeln springt, bis du mein wirst. Ja Nandel, wenn du ein treues Herz hast, so soll's mir nicht bang sein.

Nandel entgegnete nichts, sie weinte und lachte halb. Lieber Gott! schrie Seppi, ich bin der glücklichste Mensch von der Welt! Nun geh', bat Nandel. Aber eh' noch Seppi seinen Rückweg nahm, trat die Mutter in den Garten, stand vor ihnen und sagte erzürnt: Schäm' dich, Seppi, schäm' dich, willst du mir ganz mein Kind verlocken und unglücklich machen; was willst du?

Ich bin ein ehrlicher Mensch, versetzte Seppi, und will es bleiben.

So solltest du, fuhr die alte Frau fort, dich heimlicherweise nicht herstehlen, und meinem Kinde das Herz schwer machen; denn du weißt's ja nicht, du kannst's ja nicht wissen, wie lange das noch währen wird Es ist böse, böse von dir, wie du jetzt thust; laß dich nicht früher sehn, bis du ehrlich und offen vor mich hintreten kannst und sagen: Nun kann ich die Nandel zum Weibe nehmen.

Seppi athmete schwer und ging. Aber als die Mutter auf ihre Tochter sah, wie sie dem Seppi so schmerzlich nachschaute, mußte sie's erbarmen, und sie sagte: Nein, Seppi, so sollst du mir nimmer gehn. Nimm keinen Groll mit, denn ich hab' keinen wider dich, und wenn dir's besser geht, will ich dich gern sehn.

Da reichten sich die Liebenden die Hände, und Seppi, statt durch die Hecke, ging trübselig zur Hausthür' hinaus.

3. Die Versuchung.

Es giebt Zeiten, wo Einer langsam mit jedem Tage mehr und mehr zu vergehen meint, bis der letzte Hauch wie ein langer, flüchtiger Sonnenblick erlischt. Fällt aber in diese Seelenmüde plötzlich ein schneidender tiefer Schmerz, so zieht sich alles Leben straff zusammen, und richtet sich, statt des Todes, stärker und muthiger wieder auf. So still und müde lebte Nandel vor sich hin, bis Bätly eines Abends die Freundin besuchte, und ihr diese und jene Nachricht brachte. Sie schwatzte hin und wider, und kam auch auf den braunen Seppi und erzählte: Er thut mir wirklich leid, der arme Bursche, denn sie werden ihm nächster Tage das Haus mit Allem fortnehmen und verkaufen, weil er kein Geld zu bezahlen hat; s'ist aber noch viel schlimmer mit ihm, denn er soll in böser Gesellschaft sein, und mit verwegenen Leuten verkehren, wie mit dem langen Ruprecht drüben aus der Heide. Dazu schießt er wie der Teufel, und da kann leicht ein Unglück geschehn, so wild und aufgebracht wie er jetzt ist. Gott behüt' einen Jeden, und wend' es zum Besten! Sieh' Nandel, dir wollt' ich's nur gesagt haben, daß du etwa nicht weiter an ihn dächtest und dich grämtest; denn nun wär' es doch aus mit euch.

Und ist das wahrhaftig wahr, Bätly, was du mir sagst? fragte Nandel, und richtete sich hoch und stark von der Bank auf, auf welcher sie saßen.

Gewiß, Nandel, betheuerte Bätly, ich möcht' dich ja nicht belügen, und sag dir's in der besten Absicht. Am Ende war's auch nicht nöthig, und du denkst ohnehin nicht mehr an den Seppi, und es war eine unnütze Sorge von mir.

Nein, nein, sprach Nandel, ich danke dir. Nun erzähl' aber was recht Lustiges, Munteres, du kommst ja so weit und breit herum, Bätly.

Bätly war vergnügt, Nandel so rasch getröstet zu finden, denn sie hatte sich schon das Jammern und Weinen um Seppi vorgestellt. Nun erzählte sie flink hintereinander Alles, was sie auf dem Herzen hatte, und da sie gern plauderte und selber aus vollem Halse dazu lachte, merkte sie kaum, daß Nandel so wenig dazu sprach.

Es war fast Nacht, als Bätly wieder heimging. Kaum war sie fort, so trat Nandel leise in ihre Kammer — die Mutter schlief lange schon — und nahm behutsam aus einer großen Truhe, die sie aufschloß, eine blecherne Sparbüchse und eine kleine lederne Kapsel. Sie verbarg beides unter ihrer Kleidung, legte die Haube ab, hüllte sich in ein großes Tuch, um nicht sogleich erkannt zu werden, öffnete die Hausthür', und trat in's Freie.

Ein rauher Novemberwind wehte, aber Nandel glühte. Heftig pochte ihr Herz; auf welchem Gange befand sie sich? Sie wollte zu Seppi, sie wollte ihm ihr ganzes kleines Eigenthum bringen, sie wollte ihn bitten, warnen, retten! Da war kein Zögern, kein Bedenken gewesen, die Furcht der Verläumdung böser Zungen, der lange einsame Weg zur Nachtzeit, sie dachte an nichts, sie fühlte nur, daß sie ihn retten müsse.

Als Nandel an das steinerne Crucifix kam, welches unweit des Waldrandes stand, hielt sie die hastigen Schritte ein, und warf sich zur Erde. Knieend umfaßte sie das Kreuz des Erlösers — nun konnte sie weinen, nun konnte sie beten! Auch der Mond trat zwischen dem dunkeln windgetriebenen Gewölk hervor, und leuchtete wie versöhnend über das schmerzreiche Bild des Heilands und das weinende Mädchen. Als sie aufstand, erblickte sie in einiger Entfernung zwei Gestalten, welche vorsichtig, wie es schien, den hellen Mondschein vermieden und der Waldung rasch zuschritten. Sie näherten sich dem Kreuz — Nandel stand regungslos, bis sie plötzlich mit der ganzen Angst ihrer Seele, halblaut doch hörbar, Seppi! rief. Der Angerufene hinzuspringen, während sein Begleiter sich in den Wald verlor, war Eins. Erfreut, überrascht und verlegen stand Seppi vor ihr: Du hier, meine Nandel, in dieser Stunde, mein Himmel, was willst du, was hast du?

Seppi, entgegnete das Mädchen ernst, sieh den Ort, wo wir stehn, unter dem Bilde des himmlischen Erlösers, bei deiner Seligkeit, sprich die Wahrheit!

Was willst du wissen? fragte Seppi unruhig.

Was schleichst du zur Nacht mit dieser Büchse, was war dein Vorhaben, in wessen Gesellschaft gingst du? Sprich Seppi, lieber Seppi, hier hast du Alles, was mein ist, nimm es, verkauf's, es ist dein. Ich brauche nichts, ich will Armuth und Elend mit dir tragen — ach Seppi, du gehst auf schlechten Wegen! —

Die Sprache versagte ihr, zitternd lehnte sie an den Stein, und blickte unverwandt auf Seppi, der in innerster Bewegung schwer athmete. Seine Augen glänzten von Thränen; Nandel, gutes treues Nandel, sprach er leise, Gott behüte mich, daß ich etwas anrühre, was dir gehört. Das Geldstück würde mich in Mark und Bein brennen. Du sollst Alles wissen, Alles; nein Nandel, es ist noch nicht zu spät, jetzt, heute noch nicht. Sie wollen mir Alles verkaufen, ich soll als ein Bettler aus dem Hause gehn, beschimpft, verhöhnt vor dem ganzen Dorfe. Sieh, Nandel, das hat mir in Zorn und Wuth die Sinne so verwirrt, daß ich wie ein Rasender umlief, meinte, du wärst nun immer verloren, und in solcher Noth gegen alle Menschen einen grimmigen Haß faßte. Freilich war ich böse verblendet, denn wenn ich deine Güte und Liebe seh', so ist aller Zorn und Haß verschwunden. Da kam nun vor etlichen Wochen der Ruprecht drüben von der Haide, machte sich bei mir zu schaffen, hatte von meinem Unglück gehört, und sprach: Laß sie's nehmen, in Teufels Namen, ein Schütz wie Du wird nicht verderben, hol' Dir alle Nacht ein Wildpret aus dem Forst, das ist recht und billig, sie zwingen Dich ja dazu: ich weis' Dir jeden Weg und Steg. — Anfangs erschrak ich vor solchen Reden; heut' aber, weil es in mir kochte und brannte, nahm ich in der Verzweiflung die Büchse, und wollte mit ihm gehn, nur um zu schießen. Und was ich dann gethan hätte, das Gewehr bei der Hand, wenn sie gekommen wären, mich zu pfänden, ja, das weiß der liebe Gott! Nein, sei ruhig, mein englisches Nandel, damit ist es vorbei. In Gottes Namen, soll es nicht anders sein, mögen sie kommen und sich bezahlt machen. Vorher aber will ich das Letzte versuchen. Auf den Gütern des Grafen, zwei Stunden von hier, wohnt ein Vetter meines Vaters. Freilich ist er ein karger, habgieriger Mann, sonst könnt' er mir helfen. Vielleicht thut er's doch, und ich mach' mich jetzt gleich auf den Weg.

Und die ganze Nacht durch willst du geh'n? fragte Nandel besorgt.

Was thut's? sprach Seppi, ich bin nicht müde, und könnte doch kein Auge zumachen, obwohl ich so viel ruhiger bin, als all' die Zeit her.

Und du willst das Wenige nicht annehmen, was ich dir geben kann, und so gern geben möchte?

Nein, nein, versetzte Seppi bestimmt, sag' nichts davon. Hilft mir der Vetter nicht, so werd' ich ja sehn, daß ich in rechter, guter Art mein Brot finde.

Laß nicht von Gott, mein Seppi, sagte Nandel zum Abschiede,

und Seppi betheuerte: nein, ich will's gewiß nicht, es komm' nur, wie es woll'. Da hüllte sich Nandel dicht in ihr Tuch, und ging in das Dorf zurück, während Seppi das Gehölz, in welchem Ruprecht verschwunden war, seitwärts liegen ließ, und den Weg zum Vetter einschlug.

4. Der Schuß.

Eine gute Stunde Wegs und drüber war Seppi rüstig zugeschritten, als er die breite Waldung passiren mußte, welche sich vor den Gütern des Grafen hinzog. Seppi dachte kaum daran, daß er seine geladene Büchse noch immer bei sich führte, und dem Förster, der ihm begegne, für einen Wilddieb gelten müsse. Nun keiner bösen Absicht sich bewußt, froh und besänftigt in dem Gedanken an Nandel, ging er ruhig die verschlungenen Waldstege entlang. Da sah er plötzlich in seiner Nähe zwei furchtbare Augen aus dem Gebüsch funkeln. Der nächste Augenblick überzeugte ihn, daß die Augen einem großen Wolf angehörten, der, ohne sich zu rühren, vor ihm am Wege saß. Seppi erschrak nicht, denn er hatte das Herz auf der rechten Stelle, und verwunderte sich nur über den frühen Gast, der wohl sonst im harten Winter sich hierher zu verirren pflegte. Er besann sich aber nicht lange, denn da er dem Wolfe nicht vorüber gehen durfte, ohne Gefahr, von ihm angefallen zu werden, nahm er die Büchse, sah dem Lauernden fest in's Auge, und drückte los. Es war ein guter, sicherer Schuß, denn Seppi zielte nie umsonst, die Kugel war dem Wolfe mitten durch die Brust gegangen, und bald streckte er seine räuberischen scharfen Klauen regungslos von sich.

Was sollst du mit dem Thiere anfangen? überlegte Seppi, hier liegen soll's nicht bleiben, wenigstens giebt der Räuber einen tüchtigen Pelz ab. Er entschloß sich also, machte eine Schleife, und zog den todten Wolf langsam mit sich fort. Es wurde ihm sauer genug, bis er den Rand des Waldes erreichte. Da ließ er seine Beute liegen, bezeichnete sich den Ort, schnitt dem Wolfe die Ohren ab, die er zu sich steckte, und ging auf das Dorf zu.

Es dämmerte eben, aber der Vetter war schon lange auf, als Seppi zu ihm eintrat. Kurz und gut sagte Seppi sein Begehren, stellte ihm die unverschuldete Noth dar, die Härte der Gläubiger, die Größe des Verlustes, versprach redliche Rückzahlung in billigen Fristen. Hm! hm! war das Einzige, was der Vetter kopfschüttelnd dazu brummte. Da bemerkte er die Büchse, welche Seppi beim Eintreten in die Ecke gestellt hatte, und fragte neugierig: Ei der Tausend, du kommst wohl von der Jagd?

Seppi wußte nicht, was er darauf entgegnen sollte, und antwortete: Ich hab' einen Wolf geschossen.

Einen Wolf! Seht doch! rief der Vetter ganz begierig, wo ist er denn, wo liegt er denn?

Gleich draußen im Walde, zur linken Hand, bei dem jungen Anwuchs, erwiderte Seppi mißmüthig; aber laßt den Wolf, Vetter, ich bitt' Euch, und sagt, ob Ihr mir helfen könnt.

Nein, nein, fuhr der Vetter fort, ein Wolf und jetzt, das ist ja ein kurioser Spaß. Damit ging er zur Schublade, nahm sechs Guldenstücke, zählte sie langsam hinter einander auf den Tisch, und sprach: Vetter, du hast heut' einen glücklichen Tag, du kannst sechs Guldenstücke verdienen, die zahl' ich für den Wolf, ich kauf' dir'n ab, willst du? Für einen Schuß sechs Guldenstücke! Das heiß ich Verdienst.

Meinetwegen doch, sagte Seppi, aber nun laßt uns zur Sache kommen: denkt, daß ich heut' schon oder morgen mein ganz Hab' und Gut verlieren kann.

Also der Handel ist richtig, rief der Vetter vergnügt, sieh' nach, Seppi, es ist kein falsches drunter, ich nehm' keins zurück. Du bist zufrieden, denk' ich.

Ach, was sollen mir sechs Gulden, Vetter, sprach Seppi ärgerlich, sagt mir's doch kurz heraus, ob Ihr könnt und wollt. Nun freilich, Ihr könnt schon, das weiß ich, aber ob Ihr wollt, das ist die Frage.

Der Vetter verzog keine Miene: Ich wundre mich, Seppi, was du da redest. Bin ich ein reicher Mann, hab' ich Geld zu verborgen? Du bist ein junger, rüstiger Bursche, die ganze Welt steht dir offen, du kannst noch überall dein Glück finden. Wer weiß, wie dir's gut ist. Willst du noch einen Gulden für den Wolf? Das ist Alles, was ich thun kann, und du mußt sagen, daß ich nicht schlecht an dir handle.

Pfui, schämt Euch, Vetter, sagte Seppi zornig aufstehend und die Büchse von der Wand nehmend. Holt Euch den Wolf, Ihr gebt ein gutes Paar. Damit ging er rasch hinaus, dem Heimweg zu, den er eilig zurückschritt. Vorsichtig, um von Niemandem gesehen zu werden, schlich er in sein Haus, warf sich todtmüde auf sein hartes Lager, und es dauerte eben nicht lange, so schloß er die Augen zu einem festen Schlaf.

5. Der Graf.

Der alte Vetter war ein Schelm durch und durch. Seppi wußte nicht, daß der Graf zwei Tage vorher ein hohes Schußgeld für den Wolf ausgesetzt hatte, und das dachte der Vetter mit guter Art zu erwischen. Er holte gleich den todten Wolf in sein Haus, fuhr ihn eine Stunde später vor das Schloß, und bat sich von dem Herrn Grafen unterthänigst das Schußgeld aus. Der Graf war selber ein Jagdliebhaber, und da er den tüchtigen Schuß sah, lachte ihm das Herz im Leibe, und dem spitzbübischen Vetter auch, wenn er an die Bezahlung dachte, und wie er den Seppi so leicht abgefunden.

Da sagte der Graf mit einmal: Wo sind denn aber die Ohren?

Meiner Treu, versetzte der Bauer erschrocken und verwirrt, sie sind abgeschnitten, oder der Wolf hat diesmal keine gehabt.

Der Graf sah ihn mit einem Blick an, der durch Mark und Bein ging: Du Schelm, wer hat den Wolf geschossen? Dem Vetter schlotterten die Kniee und er dachte, es wird nicht gut werden, wenn die Spitzbüberei auskommt; getraute sich aber nicht, dem Grafen viel vorzulügen, nannte also Seppi, und verschwieg nur den Kauf.

Wo ist der Bursche? fragte der Graf weiter, und sprach nach der umständlichen Nachricht, wie Seppi zeitig wieder zurückgemußt, und ihm, dem Vetter, den Wolf auf die Seele gebunden, kurz und barsch: Der Wolf bleibt hier; jetzt pack' dich.

Der Vetter ging um so viel Gulden ärmer, langsam nach Hause zurück. Nun wurmten ihn noch besonders die sechs Gulden, die er dem Seppi gegeben, und sein einziger Trost war, daß er nicht auch den siebenten noch genommen hatte. So schlimm wie heut' war's ihm bald nicht ergangen; hundertmal verwünschte er den Seppi, den Ohrabschneider!

Der Schulze, der Gerichtsschreiber und der Pfand-Meyer gingen zusammen im Dorfe auf und ab, und was sie sprachen, galt dem Seppi, welcher mit nächstem Morgen gepfändet werden sollte. Der Meyer freute sich darauf, und hatte sein Theil nach Kräften dazu beigetragen. Da kam der Graf geritten, und da sie ihn kannten, zogen alle die Mützen tief zur Erde.

Wo ist des braunen Seppi's Haus? fragte der Graf anhaltend.

Gräfliche Gnaden, sagten alle Drei zugleich, für heut' noch dort, den Busch entlang, hinter der Anhöhe links vor dem Tann. Wir gehen eben den Weg. — Das war eine Lüge, welche allen Dreien zu gleicher Zeit kam, denn sie wollten für ihr Leben gern wissen, was denn der Graf mit dem Seppi vorhätte.

Für heut'? wiederholte der Graf, und morgen?

Ei das Gütchen, versetzte der Pfand-Meyer lächelnd, wird ihm morgen mit Allem, was drinn und dran ist, fortgenommen, mit Fug und Recht der Schulden halber, die noch von dem Vater drauf stehn.

Und die Schulden, wie viel betragen sie? fragte der Graf weiter.

Genau 150 Gulden, erwiderte Meyer, und der Schulz und der Gerichtshalter riefen einstimmig: dazu 50 Gulden Gerichtskosten!

Funfzig Gulden, eine gute Rechnung! sagte spöttisch der Graf, und ritt langsam mit seinen Wegweisern. Seppi lag noch im festen Schlafe, als der Graf mit den Uebrigen vor dem Häuschen anlangte. Die Thür' war zu. Der Schulz pochte heftig an: Heraus, Seppi, bist du zu Hause? Mach' auf, zum Teufel, laß uns hier nicht steh'n, es sind andre Leute da. —

Seppi erwachte bei dem Lärm, und meinte, da er die Stimme des Schulzen vernahm, sie kämen, ihn jetzt zu pfänden. Er sprang

zornig auf, daß ihm der letzte Schlaf in diesem Hause nicht mehr in Ruhe vergönnt sein sollte, und lief zum Fenster. Der Anblick des Grafen machte ihn stutzig, so daß er die bösen Worte, welche er eben auf der Zunge hatte, rasch verschluckte.

Du bist der Bursch, welcher heute Nacht den Wolf geschossen, fragte der Graf, wo hast du die Ohren?

Meiner Treu', rief Seppi, die vergaß ich, dem Vetter zu geben! Da sind sie, Ew. Gnaden.

Du bist ein guter Schütz, Seppi, nicht wahr?

Ich will mich nicht rühmen, gnädiger Herr Graf, aber ich denk', ich bin's.

Ich brauch' einen Förster, dein Gesicht gefällt mir, willst du die Stelle?

Ach, gnädigster Herr Graf, rief Seppi zitternd, — Schulze, Gerichtsschreiber, nehmt, nehmt Alles —

Nein, unterbrach ihn der Graf, das lös' ich aus, das sei dein Schußgeld. Meine Leute müssen schuldenfrei sein. Dann mach' damit, was du willst. Nun konnte sich Seppi nicht länger halten, er sprang zu dem niedrigen Fenster hinaus, ergriff die Hand des Grafen, und küßte sie, ohne ein Wort hervorzubringen. Der Pfand=Meyer, der Gerichtsschreiber, der Schulze zogen verlegene Gesichter, und wußten nicht, wie sie sich dabei verhalten sollten; ja, der Pfand=Meyer, wie sehr ihn die Geschichte wurmte, machte einen tiefen Bückling vor dem Grafen.

6. Schluß.

Nandel, Nandel! rief Bätly, als sie hastig in die Stube sprang, was für Neues, du mein Himmel! Erstaunen wirst du, was Alles vorgeht. Eben hab' ich's gehört.

Was ist denn? fragte Nandel ängstlich.

Der Förster, erzählte Bätly, hat gestern Nacht den Ruprecht auf'm Anstand getroffen; er hat ihm die Flinte wegnehmen wollen, sie sind hart an einander gerathen, der Ruprecht hat auf den Förster angelegt, und der hat geschossen. — Der Ruprecht ist arg getroffen, und lebt keinen Tag mehr.

Gott sei gedankt! schrie Nandel.

Wie? fragte Bätly erstaunt, dankst du Gott, daß der arme Mensch, wenn er freilich auch ein Wilddieb ist, elendiglich sterben muß?

Nein doch, nein, du verstehst mich nicht, entgegnete Nandel verwirrt, mir thut der Kopf weh, ich weiß nicht, was ich rede.

Ja du glühst auch, wie eine Rose. Und den andern Schuß, den hat der Seppi gethan. —

Nandel wurde leichenblaß, sie stammelte nur: der Seppi?

Da kam der Seppi, wie herbeigerufen, selber in's Zimmer gestürzt, faßte Nandel herzhaft um den Hals und rief: Juchhe, du

Herzensnandel, den Wolf hab' ich geschossen, des Grafen Förster bin ich geworden, und hab' keinen Batzen Schulden mehr!

Das war Medizin! Hab' ich's nicht immer gesagt! sprach Bätly, und lief nach der Küche, um die Mutter zu rufen. Drauf mußte Seppi nun der Reihe nach den Hergang erzählen, und jetzt freuten sich alle mit einander erst recht! —

Diesmal, sagte Bätly lustig, als sie wieder vor der Bude des Krämers stand, und einen Brautkranz wählte, diesmal, Herr Krämer, bin ich die Kranzjungfer. Sieht Er, die Nandel traf's. Aber das nächste Mal kommt's an mich, und müßt' ich Ihn selber heirathen!

Vom Bauer und seinem Sohn,

aus dem Buche: Der Graf Lucanor.*)

Eines Tages sagte der Graf Lucanor zu seinem Rathe Patronius, wie er wegen eines gewissen Vorhabens in großer Noth und Sorgen stehe, denn führte er es aus, würden, wie er im Voraus wisse, ihn Viele darum tadeln, unterließe er's aber, so wäre er nach seiner eignen Ueberzeugung höchst tadelnswerth. Er erzählte ihm hierauf, was es betraf, und bat ihn, ihm hierin zu rathen. Herr Graf Lucanor, entgegnete Patronius, Ihr fändet sicherlich Viele, die Euch besser rathen können als ich, zudem hat Euch selber Gott so große Einsicht verliehen, daß Ihr wahrlich meines Rathes wenig bedürft; da Ihr's aber so haben wollt, so will ich sagen, was ich von der Sache verstehe. Und so wünschte ich denn, Ihr merktet auf eine Geschichte, die einmal einem Manne mit seinem Sohne begegnet ist. Der Graf bat, sie ihm zu erzählen, und Patronius fuhr fort:

Ein Bauer hatte einen Sohn, der wiewohl noch jung an Jahren, schon einen ausbündigen Verstand zeigte. So oft nun der Vater etwas unternehmen wollte, wandte der Sohn ihm ein, er sähe voraus, daß die Sache, (und in welcher könnte nicht irgend etwas Widriges begegnen?) leicht gerade zum Gegentheil ausschlagen könnte, und auf diese Weise brachte er den Vater von Vielem ab, das ihm sehr zuträglich gewesen wäre. Denn fürwahr, gerade junge Leute von seinem Verstande sind recht wie gemacht dazu, sich tüchtig zu verfahren, weil sie zwar Einsicht genug haben, eine Sache anzufangen, sie aber nicht zu Ende zu führen wissen und daher grobe Ver-

---

*) Der Graf Lucanor von J. v. Eichendorff (Berlin, 1840. — 12 Bogen, geheftet. Preis: 22½ Sgr.) enthält 49 solcher Erzählungen, eine immer schöner und lehrreicher als die andere.



Vom Bauer und seinem Sohn

(Graf Lucanor.

stöße machen, wenn sie nicht Jemand haben, der sie davor bewahrt. Und so war auch jener Bursch durch seine Spitzfindigkeit und praktische Ungeschicklichkeit dem Vater in vielen nöthigen Dingen hinderlich. Eine geraume Zeit lebte der Vater so mit ihm fort, endlich aber, theils des Schadens wegen, der ihm aus den Bedenklichkeiten des Sohnes erwuchs, theils aus Aerger über seine Redensarten, und insbesondere um ihn für die Zukunft durch eigne Erfahrung zu witzigen, nahm der Vater zu einer List seine Zuflucht, die Ihr sogleich hören sollt.

Vater und Sohn waren nämlich Landleute und wohnten nicht weit von einer Stadt. Eines Tages nun, da dort eben Markt war, sagte der Vater zum Sohn, sie wollten sich auch hinbegeben, um einiges Nöthige einzukaufen. Zu diesem Behufe beschlossen sie einen Esel mitzunehmen, den sie unbeladen hinter sich herführten. So begegneten sie Mehreren, die aus derselben Stadt kamen, und nachdem sie ein Weilchen mit ihnen gesprochen und sich dann wieder getrennt hatten, fingen Jene unter einander zu plaudern an, und sagten: die sind wohl auch nicht recht gescheut, haben einen ledigen Esel und laufen zu Fuß nebenher! Da der Bauer das hörte, fragte er den Sohn, was er dazu meine? Der Sohn erwiederte: die Leute hätten Recht, denn da der Esel leer gehe, sei es in der That nicht sehr verständig, daß sie beide zu Fuß gingen. Da hieß der Bauer den Sohn sich aufsetzen; als dieser aber so des Weges daherritt, begegneten sie Andern, die sagten im Vorbeigehen: seh't doch den alten Narren, rennt zu Fuß, und läßt den rüstigen Burschen reiten! Da fragte der Bauer wieder seinen Sohn, was er hiervon halte? und da der Sohn meinte, sie schienen ihm ganz vernünftig zu sprechen, ließ er ihn absteigen und bestieg selbst den Esel. Eine Strecke weiter aber kamen wieder Leute und sagten: das sei doch recht verkehrt, der arme Junge, der noch zu zart zu solchem Marsche sei, müsse laufen und der Bauer, an Strapatzen gewöhnt, säße auf dem Esel! Der Bauer fragte nochmals den Sohn, was er dazu sage? Der Sohn erwiederte: nach seiner Meinung hätten sie Recht, und so nahm er ihn denn mit auf den Esel, damit keiner von ihnen zu Fuße ginge. Als sie aber so weiter zogen, begegneten ihnen abermals Andre und sagten: das Thier sei so dürre, daß es sich selber kaum fortschleppen könnte, sie thäten doch sehr Unrecht, beide darauf zu reiten. Nun fragte der Bauer seinen Sohn, wie ihm denn dieses bedünke? und da der Sohn erwiederte, es schiene ihm ganz wahr, so redete der Vater ihn folgendermaßen an: Mein Sohn! du erinnerst dich gewiß noch, daß wir bei unserm Auszug von Hause, beide zu Fuß gingen, den Esel ledig hinter uns herführten, und du damals sagtest, es wäre gut so; nachher aber begegneten wir Leuten unterweges, die sagten, es wäre nicht gut so, und ich befahl dir daher den Esel zu besteigen und ging zu Fuß, und du sagtest, es wäre gut; darauf trafen wir jedoch andere Leute, die sagten, es wäre nicht gut; und darum stiegest du ab und ich auf, und du sagtest, so wäre es besser; weil aber wieder An-

dere sagten, es wäre doch nicht gut, nahm ich dich mit auf den Esel und du sagtest, so wäre es gescheuter, als wenn du liefest und ich ritte, und nun sagen die dort wieder, wir wären thöricht, beide zu reiten, und du sagst abermals, sie sprächen wahr. Ist dem aber also, so bitte ich, sage mir, was in aller Welt sollen wir jetzt thun, damit uns die Leute nicht schelten? Denn wir gingen beide zu Fuß, und sie sagten, wir thäten nicht gut daran; ich war zu Fuß und du zu Esel, und sie sagten, wir machten's nicht recht; ich zu Esel, du zu Fuß, sie sagten, wir hätten weit gefehlt, und nun wir beide reiten, haben wir's wieder schlecht gemacht.

Was bleibt uns also übrig? so oder so müssen wir doch weiter, denn wir haben bereits alle Arten durchgemacht und keine war ihnen recht. Nun wisse aber, ich habe dies Alles nur gethan, damit du dir daran für die Zukunft ein Beispiel nehmest, da ich gewißlich weiß, daß du es nimmermehr Allen recht machen wirst; denn ist die Sache gut, so werden die Schlechten und die keinen Vortheil davon haben, schlecht davon reden, und ist sie schlecht, so können doch die Gerechten, und die am Guten Freude haben, unmöglich gut heißen, was du schlecht gemacht. Willst du daher in deinem Vortheil handeln, und bist erst mit dir selbst im Reinen, was das Zuträglichste für dich sei, so laß dich — sofern es sonst nichts Schlechtes ist — durch Furcht vor dem Gerede der Leute nicht davon abbringen, denn wisse, die Menschen schwatzen über alles in den Tag hinein, ohne zu untersuchen, was dir am dienlichsten.

Und wenn Ihr, Herr Graf Lucanor, bei Eurem Vorhaben, Ihr mögt es nun ausführen oder nicht, üble Nachrede befürchtet, und demnach meinen Rath in der Sache verlangt, so rathe ich Euch dies: erwäget, bevor Ihr's anfangt, reiflich Vortheil und Schaden, die daraus entstehen könnten, und vertrauet Euch selbst, hütet Euch aber, daß Euch die Begierde nicht täusche, sondern berathet Euch erst mit gescheuten Männern, die Ihr als ehrlich und verschwiegen erprobt, fändet Ihr aber solche Rathgeber nicht, so wartet, um Euch nicht zu übereilen, wenigstens vier und zwanzig Stunden ab, wo nicht etwa Gefahr im Verzuge, denn ist dies letztere der Fall, dann thut rasch, was zu thun ist, und kümmert Euch nicht, was die Welt dazu sagen könnte.

Der Graf fand den Rath des Patronius gut, befolgte ihn und fuhr wohl dabei.

Um der Menschen Lob und Tadel
Sollst du nimmer blöde zaudern,
Ist dein Thun von rechtem Adel,
Fecht' es aus, und laß sie plaudern.

Kopenhagen.

(zu dem beigegebenen Stahlstiche: Holmens Canal in Kopenhagen.)

Die Abbildung vergegenwärtigt unseren Lesern eine reizende Ansicht Kopenhagens, der Haupt- und Residenzstadt des Königreich's Dänemark. Die Lage der Stadt auf der Insel Seeland am Sunde, welche Meerenge hier 3 Meilen breit ist, gewährt von der Seeseite aus einen überraschenden Anblick. Hunderte von Fahrzeugen mit Flaggen aller Nationen, von der kleinsten Golle bis zum größten Kauffartheischiffe durchschneiden und kreuzen sich hier, von allen Seiten. Die heranbrausenden Dampfschiffe überflügeln sich gegenseitig im Laufe und der Gruß der Kanonen, als Signal des Einlaufens in den Hafen, wird von der Lootsenstation in gleicher Weise erwiedert — Majestätisch, mit geschwellten Segeln läuft das Fahrzeug in den großen sicheren Hafen, welcher 400 Schiffe faßt, ein. — Das Seearsenal, die ungeheuren Schiffswerfte und die sonstigen zur Marine gehörigen Gebäude, sowie die Station der Kriegsschiffe erscheint zuerst den staunenden Blicken und imponirt dem Beschauer in großartigster Weise. Die Stadt selbst ist schön und regelmäßig von Backsteinen erbaut, auf dem neuen Königsmarkte befindet sich die herrliche Statue Christian V, sowie auf dem achteckigen Friedrichsplatz die wahrhaft schöne Reiterstatue des Königs Friedrich V. — Außerdem sind die 4 königlichen Schlösser, das Zeughaus, die neuerbaute Kirche unserer lieben Frauen mit der Statue des berühmten Bildhauers Thorwaldsen sowie das Seehospital und der neue israelitische Tempel besonders sehenswerth. — Kopenhagen hat 114,000 Einwohner. — Handel und Fabriken jeder Art blühen unter einer erleuchteten, umsichtigen Regierung! Die Anstalten für Wissenschaft und Kunst gereichen dem Staate zur Zierde, der nichts unterläßt, um ihnen überall Geltung zu verschaffen. Deutsch und Dänisch bilden die Hauptsprachen. — Schließlich wollen wir unsere Leser noch auf die Geschichte Dänemark's aufmerksam machen, welche eben so anziehend als lehrreich ist; der Raum gestattet uns nicht, dieselbe hier mitzutheilen. Harte Prüfungen hat das Land sowohl als auch besonders die Hauptstadt erduldet, wir gedenken hier nur der Seeschlacht der Engländer gegen die Dänen am 2ten April 1801 und des schrecklichen Bombardements Kopenhagens durch die Engländer im Jahre 1807. Die halbe Stadt ward damals verheert und über 2000 Menschen fielen den Opfertod für's Vaterland. Nach diesen Schreckenstagen ist Kopenhagen wie der Phönix aus seiner Asche wieder neu erstanden, und glänzender als je steht es jetzt da. Mögen die Segnungen des Friedens, unter denen allein das wahre Wohl der Völker blühen kann, uns dauernd beglücken. —

Einige Lieder,

dem Liederbuch von Cornelius entnommen. *)

Die deutschen Fürsten.

Preisend mit viel schönen Reden ihrer Länder Werth und Zahl, saßen viele deutsche Fürsten einst zu Worms im Rittersaal.

Herrlich, sprach der Fürst von Sachsen, ist mein Land und seine Macht, Silber hegen seine Berge wohl in manchem tiefen Schacht.

Seht mein Land in üpp'ger Fülle, sprach der Churfürst von dem Rhein, gold'ne Saaten in den Thälern, auf den Bergen edler Wein.

Große Städte, reiche Klöster, Ludwig, Herr von Baiern, sprach, schaffen, daß mein Land den euren wohl nicht steht an Schätzen nach.

Eberhard, der mit dem Barte, Würtembergs geliebter Herr, sprach: Mein Land hat kleine Städte, trägt nicht Berge silberschwer;

Doch ein Kleinod hält's verborgen: — daß in Wäldern, noch so groß, ich mein Haupt kann kühnlich legen jedem Bürger in den Schooß.

Und es rief der Herr von Sachsen, der von Baiern, der vom Rhein: Graf im Bart, ihr seid der reichste, euer Land trägt Edelstein!

Justinus Kerner.

Volkslied.

Bäuerin! du sollt heima geh'n, dein Mann ist sehr krank! und ist er sehr krank, so sag' ich euch Dank; komm, lieber Franz, noch einen Tanz! noch ist's nicht Zeit zum Heimageh'n! :,:

Bäuerin! du sollt heima geh'n, dein Mann liegt in den letzten Zügen; und liegt er in den letzten Zügen, so laßt ihn nur liegen. Komm lieber Franz, ꝛc.

Bäuerin! du sollt heima geh'n, dein Mann kriegt die letzte Oelung! und kriegt er die letzte Oelung, so macht meine Empfehlung. Komm lieber Franz, ꝛc.

Bäuerin! du sollt heima geh'n, dein Mann, der ist todt, und ist er denn todt, so hat's keine Noth. Komm lieber Franz, ꝛc.

---

*) Dies neue Liederbuch bietet eine sehr reiche Sammlung deutscher Lieder, die Frohsinn und Freiheit athmen. Wird auch die frohe Laune darin zuweilen zu ausgelassen und zu weinlustig, es ist ja eben ein Buch für die lustigen Fest-Stunden, das uns zur Heiterkeit anregen soll. Diesen Zweck erfüllt es gewiß vollkommen. Es ist zugleich sehr niedlich gedruckt und mit sehr vielen kleinen Zeichnungen geschmückt. Wir können es daher aufrichtig zur Erweckung guter Laune empfehlen. Der vollständige Titel ist: Allgemeines deutsches Liederbuch mit Bildern von Hosemann und Böhmer, herausgegeben von W. Cornelius; der Preis: 1 Thlr.

Bäuerin! du sollt heima geh'n, dein Mann wird begraben! und wird er begraben, so will ich mich laben. Komm lieber Franz, 2c.

Bäuerin! du sollt heima geh'n, ein alter Freier ist im Haus'! und ist er im Haus', so werft ihn hinaus. Komm lieber Franz, 2c.

Bäuerin! du sollt heima geh'n, ein junger Freier ist im Haus'! und ist er im Haus', so laßt ihn nicht 'naus. Mein lieber Franz, den letzten Tanz, jetzt ist es Zeit zum Heimageh'n, jetzt ist es Zeit zum Heimageh'n!

Aufgezeichnet von W. Cornelius.

Bedenklich.

Grad' aus dem Wirthshaus nun komm' ich heraus, Straße, wie wunderlich siehst du mir aus! Rechter Hand, linker Hand, beides vertauscht; Straße, ich merk' es wohl, du bist berauscht.

Was für ein schief Gesicht, Mond, machst denn du? ein Auge hat er auf, eins hat er zu! Du wirst betrunken sein, das seh' ich hell; schäme dich, schäme dich, alter Gesell!

Und die Laternen erst — was muß ich seh'n! die können alle nicht grade mehr stehn; wackeln und fackeln die Kreuz und die Quer, scheinen betrunken mir allesammt schwer.

Alles im Sturme rings, Großes und Klein; wag' ich darunter mich, nüchtern allein? Das scheint bedenklich mir, ein Wagestück! da geh' ich lieber in's Wirthshaus zurück.

v. Mühler.

Deutsches Turnerlied.

Deutsch zu denken, deutsch zu handeln, stets den graden Weg zu wandeln, ist des Deutschen Biederpflicht. Diese, Brüder, laßt uns üben, nur das Deutsche laßt uns lieben, es ist gut, das Fremde nicht.

Eig'nen Kräften darf er trauen; stets auf fremde Hülfe bauen, ziemet nicht dem deutschen Mann; wo der eig'ne Arm gerungen, eig'ne Faust den Feind bezwungen, da nur ist die That gethan.

Danach, Brüder, laßt uns trachten, theuer über Alles achten deutsche, biedre Tapferkeit. Jeder, der sich Turner nennet, sei für diese nur entbrennet, hasse jede Weichlichkeit.

Nicht nach Knöpfen, nicht nach Tressen, auch nicht nach Vokabeln messen wir des Turners Schick und Werth. Wer mit uns hier nicht will ringen, nicht mit uns den Ger will schwingen, bleibe nur am warmen Heerd.

Freilich giebt es viele Necker, die wie mancher Kuchenbäcker, weil die eigne Waare riecht, jede bess're nur verachten und sie zu verleumden trachten, doch das acht't der Turner nicht.

Mögen sie sich üppig blähen, ihre Keckheit wird vergehen, kommen sie ins Kampfgewühl, wo nicht mehr die Zungenspitzen, wo die kräft'gen Arme nützen und des Muthes Hochgefühl.

Also nicht auf sie gehöret, Turner, denn ihr Neid vermehret unsern Ruhm und ihre Schmach. Muthig nur im Kreis gerungen, Ger und Scheibe rasch geschwungen, thut's den deutschen Vätern nach.

Wenn des frohen Tages Stunden unter Freud' und Lust verschwunden, bis die Nacht am Himmel schwebt, Turner, eh' wir dann uns trennen, laßt uns Alle froh bekennen: „So ein Tag war deutsch verlebt!"

E. F. August.

Das Mutterauge.

Ein Wanderbursch mit dem Stab in der Hand, kommt wieder heim aus dem fremden Land.

Sein Haar ist bestäubt, sein Antlitz verbrannt, von wem wird der Bursch wohl zuerst erkannt?

So tritt er in's Städtchen durch's alte Thor, am Schlagbaum lehnt just der Zöllner davor.

Der Zöllner, der war ihm ein lieber Freund, oft hatte der Becher die Beiden vereint.

Doch sieh' — Freund Zollmann kennt ihn nicht, zu sehr hat die Sonn' ihm verbrannt das Gesicht. —

Und weiter sich wendet, nach kurzem Gruß, der Bursche und schüttelt den Staub vom Fuß.

Da schaut aus dem Fenster sein Schätzel fromm, — „du blühende Jungfrau, viel schönen Willkomm!"

Doch sieh'! — auch das Mägdlein erkennt ihn nicht, die Sonn' hat zu sehr ihm verbrannt das Gesicht. —

Und weiter geht er die Straße entlang, ein Thränlein hängt an der braunen Wang'.

Da wankt von dem Kirchsteig sein Mütterchen her; „Gott grüß' euch!" so spricht er und sonst nichts mehr.

Doch sieh' — das Mütterchen schluchzet voll Lust: „Mein Sohn!" und sinkt an des Burschen Brust.

Wie sehr auch die Sonne sein Antlitz verbrannt, das Mutteraug' hat ihn doch gleich erkannt.

Vogl.

Da ist's mit Trinken aus.

Jüngst saßen wir beim Wirth am Tisch, drei Herren oder vier, da tranken und da zahlten frisch gar manche Flasche wir.

Und als die Glocke zehne schlug, der erste sprach zur Stell': „Ihr Herrn, ihr Herrn, es ist genug, zu Hause muß ich schnell."

Da lachten wir ihn lustig an, man sieht es nun genau, der Herr im Haus' ist Unterthan, die Herrin ist die Frau.

Und als die Glocke eilfe war, der Zweite sprach: „Trinkt aus! die böse Welt — die Acten gar, ich muß, ich muß nach Haus!"

Da lachten wir, die andern zwei: wie ihn das Feuer brennt! Er bliebe gerne noch dabei, allein — der Präsident!

Und als die Glock' auf zwölfe stund, der Letzte sagte da: „Ich muß in's Bett zu dieser Stund', — verwünschtes Podagra!"

Und wie ich nun alleine war, zog ich den Schluß mir draus: ein Weib, ein Amt und sechszig Jahr, da ist's mit Trinken aus.

v. Mühler.

Toast.

Und nun noch Eins zum Ende, drauf nehm' den Becher ich zur Hand, daß sich der gute Geist nie wende von dem geliebten Vaterland.

Der Sänger will es euch vertrauen, was ahnend ihm die Brust erfüllt, denn in die Ferne kann er schauen, und sieht der künft'gen Tage Bild.

Was hinter uns, wär' wohl gewonnen, doch vor uns liegt auch noch ein Feld; nicht dauernd scheinen diese Sonnen, die Zukunft fordert ihren Held.

Drum sollen alle Helden leben, die für das Vaterland im Streit, für Deutschland ihre Schwerter heben in dieser und in künft'ger Zeit.

Und Einen nenn' ich euch vor Allen, er bleibet uns der Erste doch; hinauf zum Himmel soll es schallen: der Marschall Vorwärts lebe hoch!

Ein Ritter heißt er uns vor Allen, er bleibet uns der Erste doch; hinauf zum Himmel soll es schallen: der Marschall Vorwärts lebe hoch!

Fr. Förster.

Bücher-Anzeigen.

In der Dieterich'schen Buchhandlung in Göttingen sind erschienen und als Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke besonders zu empfehlen:

G. A. Bürger's sämmtliche Werke.

Vollständige Ausgabe in 1 Band.
herausgegeben von A. W. Bohtz,
mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse des Dichters und einem Facsimile.
4. 1835. 2 Thlr. 10 Sgr. (8 gGr.)

G. A. Bürger's Gedichte.

Neue Ausgabe in 1 Band.
Druck und Papier wie Uhlands Werke.
Broch. 1 Thlr. 15 Sgr. (12 Ggr.)

Graf von Saint-Germain.

Ein Roman von

Philipp von Münchhausen.

8. Broch. 1841. à 1 Thlr. 15 Sgr. (12 gGr.)

Gebr. Grimm's Kinder- und Hausmärchen.

2 Thle. 4te verb. und um 10 neue Märchen bereicherte Ausgabe, mit 2 Stahlstichen, eleg. geb. 1840. 4 Thlr.

Raff, Naturgeschichte für Kinder.

Mit illum. Kupf. geb. 2 Thlr.
Mit schwarzen Kupf. geb. 1 Thlr. 20 Sgr. (16 gGr.)

Hogarth's Werke

mit Erklärungen von G. C. Lichtenberg.
und verkleinerten aber vollständigen Copieen derselben von

E. Riepenhausen.

14 Lieferungen; Kupfer Fol. (Erklärungen 8.) 8 Thlr.

Hartmann, Handbuch der Papier-Fabrikation mit 90 Abbildungen. Geheftet. 2 Thlr. 10 Sgr.

— — Die Thon- und Glas-Waaren-Fabrikation mit 154 Abbildungen. Geh. 3 Thlr. 15 Sgr.

Hermbstädt's, Chemische Grundsätze der Kunst Branntwein zu brennen. III. Auflage von Fr. Schwarze. Mit 28 Kupfertafeln, auf welchen 153 Figuren die in Deutschland, Frankreich, Rußland, England und Schweden erfundenen Brenn- und Destillir-Apparate darstellen. 2 Thle. Geheftet. 6 Thlr.

Keller, W., Die Branntweinbrennerei nach ihrem gegenwärtigen Standpunkte im Jahre 1842. Zweite Auflage. 2 Theile mit 1 Kupfert. Geh. 4 Thlr. 15 Sgr.

— — Anleitung zur Destillirkunst und Liqueur-Fabrikation. Geh. 1 Thlr. 22½ Sgr.

— — Der Fermentations-Prozeß, enthaltend die bisher unermittelten Veränderungen der künstlichen Hefen, welche dieselben bei Ausgährung der Getreide- und Kartoffelmaischen eingehen. Geheftet. 1 Thlr.

— — Farben- und Lack-Kunde für Künstler und Handwerker, oder praktische Anleitung zur Kenntniß und Fabrikation aller Arten Farben- und Lackfirnisse. Mit 8 illum. Kupfertafeln. Geheftet. 2 Thlr. 15 Sgr.

Kölges, B., Oenologie oder die Lehre vom praktischen Weinbau. Mit 4 Kpft. Geh. 1 Thlr. 10 Sgr.

— — Oenochemie oder Lehre von der Weinbereitung und Weinerziehung. Mit 1 Kupfert. und 2 Tabellen. Geh. 1 Thlr.

Schrader, (Kunst- und Schönfärber), Lehrbuch der gesammten Wollen- oder Schönfärberei. Geheftet 1 Thlr.

— — Lehrbuch der Baumwollen-, Leinwand- und Seidenfärberei. Geheftet 1 Thlr.

— — Neueste Erfahrungen in der gesammten Schönfärberei. 1 Thlr.

— — Lehrbuch der Zeug-Druckerei feiner Wollen-, Seiden-Baumwollen- und Leinen-Gewebe. 2 Theile. Geh. 2 Thlr.

Quarizius, C. G., Populäres Handbuch der organisch-technischen Chemie; oder Anleitung die Rohstoffe aus dem Gebiete der organischen Natur nach rationellen Grundsätzen zu verarbeiten. Geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Zenneck, Physikalisches-chemisches Hülfsbuch, die verschiedenen Eigenschaften und chemischen Prozesse aller ökonomisch-pharmaceutisch- und technisch wichtigen Körper auf anschauliche Art darstellend. Geh. 2 Thlr. 22½ Sgr.

Nützliche Weihnachts-Geschenke für junge wirthschaftliche Damen:

Grebitz, (Caroline). Die besorgte Hausfrau in der Küche, Vorrathskammer und dem Küchengarten. Ein Handbuch für angehende Hausfrauen und Wirthschafterinnen, vorzüglich in mittleren und kleinen Städten und auf dem Lande. Zwei starke Bände. Dritte verbesserte Auflage. Sauber geh. 2 Thlr.

Hehn, (Friederike geb. Ritter), Leicht faßlicher Unterricht in der

feinen Kochkunst, durch 1040 Vorschriften belegt. 1 Thlr. 5 Sgr.

Scheibler, (Sophie Wilh.) Deutsches Kochbuch für bürgerliche Haushaltungen. X Auflage. Mit Titelkupfer. 1 Thlr.

Desselben. Zweiter und letzter Theil III. Auflage mit 3 Kupfertafeln 20 Sgr.

— — Vollständiges Küchen-Zettel-Buch auf alle Tage des Jahres für Mittag und Abend mit Berücksichtigung der Jahreszeiten. Geheftet 15 Sgr.

Bei M. Simion in Berlin sind so eben nachstehende Werke erschienen und in ganz Deutschland für die beigesetzten Preise zu haben:

Jugend-Bibliothek.

Herausgegeben

von

Gustav Nieritz.

Seit dem 1. Juli 1840 erscheinen jährlich 6 Bändchen; der Jahrgang kostet 2 Thlr; der halbe Jahrgang 1 Thlr. Die Subscribenten auf den vollständigen Jahrgang erhalten ein Weihnachtsbuch noch außer den 6 Bändchen als Prämie.

Jedes Bändchen enthält eine moralische Erzählung; es ist allgemein anerkannt worden, daß diese Erzählungen die besten sind, welche unsere Literatur der reiferen Jugend darbietet; dies bezeugt auch die stets wachsende Theilnahme in allen Gegenden Deutschlands und über dessen Gränzen hinaus. Wir machen hiermit dringend alle Väter, Mütter u. Lehrer darauf aufmerksam.

Die Bändchen sind auch, zu etwas erhöhetem Preise, einzeln und mit besonderen Titeln, zu haben, nämlich bis jetzt die nebenstehenden:

Nächstdem erscheinen nun noch im Jahre 1842 drei Bändchen und für die Subscribenten das Weihnachtsbuch.

Aus dem Halbjahr 1840:

Der Landprediger. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Belisar. - $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Der Strohhalm und der Schatz. Preis $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Die Savoyardenkinder - $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Weihnachtsbilder von Fr. Güll, (für kleinere Kinder) mit 6 Bildern. Preis: $7\frac{1}{2}$ Sgr.

Aus dem Jahrgange 1841:

Acht Tage in der Fremde. Preis 10 Sgr.
Clarus und Marie - 10 Sgr.
Die Geschwister - 10 Sgr.
Der junge Soldat - 10 Sgr.
Die Negersklaven und der Deutsche. Preis 10 Sgr.
Der Johannistopf - 10 Sgr.
Auswahl epischer Gedichte, herausgegeben von H. Kletke Preis: $7\frac{1}{2}$ Sgr.
Dasselbe mit 4 Bildern - 15 Sgr.

Aus dem Jahrgange 1842:

Hans Egede Preis 10 Sgr.
Die sächsische Schweiz - 10 Sgr.
Der Bettelvetter - 10 Sgr.

Joseph Freih. von Eichendorff's Werke.

In 4 Bänden.

Subscriptionspreis: 4 Thlr. 20 Sgr.

Erster Band: Gedichte.
Zweiter Band: Ahnung und Gegenwart.
Dritter Band: Dichter und ihre Gesellen.
Krieg den Philistern.
Vierter Band: Kleinere Novellen.
(Aus dem Leben eines Taugenichts. — Das Marmorbild. — Viel Lärmen um Nichts. — Das Schloß Dürande. — Die Entführung. — Die Glücksritter.)

v. Eichendorff ist, wie O. L. B. Wolff in seiner Encyklopädie sagt, ein Dichter, auf den seine Nation stolz sein darf. Sein Werth ist allgemein anerkannt und die Gesammt-Ausgabe welche hier zum ersten Male, und zwar in sehr würdiger Ausstattung an's Licht tritt, darf einer allgemeinen Theilnahme sich versichert halten. Dies Werk wird sich vorzugsweise zu einem sehr passenden Weihnachtsgeschenk für gebildete Männer und Frauen eignen.

Der Graf Lucanor.

Von

Joseph Freih. von Eichendorff.

Dies Buch ist durch Mittheilung einzelner Erzählungen daraus, in unserem Vols-Kalender (1842 und 1843) bereits so bekannt und beliebt geworden, daß es keiner Empfehlung mehr bedarf. Der Preis ist nur 22½ Sgr.

Aus dem Leben eines Taugenichts.

Novelle

von Joseph Freih. von Eichendorff.

Mit 6 Zeichnungen von Adolph Schrödter in Düsseldorf.

Taschenformat. Preis: 12½ Sgr.

Diese herrliche Erzählung ist aus den Gesammtwerken besonders abgedruckt und mit 6 Zeichnungen unseres Meisters Schrödter geschmückt. Wer diese Dichtung gelesen, der liebt auch den vortrefflichen Dichter, und wird gewiß nicht müde, dies Meisterwerk immer wieder von Neuem zu durchlesen.

Friedrich von Schlegel's

Vorlesungen über alte und neue Literatur.

Wer nicht eine Zusammenstellung von Namen und Zahlen sucht, sondern ein lebenvolles Gemälde der Haupt-Epochen der Literaturgeschichte alter und neuer Zeit, der findet hier die reichste Befriedigung und von diesem Standpunkte aus hat das Werk nicht seinesgleichen. Friedrich von Schlegel's Werk ist in einem Bande abgeschlossen; wir lassen für denselben den Subscriptionspreis von 1 Thlr. 20 Sgr. noch kurze Zeit bestehen. Diesem Bande schließt sich ein zweiter Band an, auch unter dem besonderen Titel:

Herausgeber sind sämmtlich gediegene und bewährte Männer der Wissenschaft, wie sie sich nur selten zur Herausgabe eines Werkes vereinigt haben. Dasselbe hat weder jene Breite und Ausführlichkeit, welche andere gelehrte Werke dieser Art nur für Wenige zugängig und brauchbar machen, noch jene seichte Oberflächlichkeit und sogenannte Popularität; ein Titel, womit nicht selten ungründliche, flüchtig zusammengeschriebene Bücher ihre Blösse zu bedecken meinen. Der Liebhaber der Physik und Chemie findet hier ein streng wissenschaftliches und zuverlässiges Werk, worin jeder Artikel von seinem Autor namentlich vertreten wird, worin die Gegenstände der Physik und der Chemie mit gleicher Liebe und in gleicher Ausdehnung behandelt sind, und das die Mitte erstrebt hat zwischen erschöpfender Ausführlichkeit und ungenügender Kürze. So war es auch möglich, mit Hülfe eines compendiösen, aber sehr leserlichen und correkten Druckes, das Werk für einen mässigen Preis zu liefern, damit es allen Freunden der Naturwissenschaft zugängig sei, und auch vom weniger Bemittelten angeschafft werden könne.















